

# Sprachwelten

Erlanger Universitätstage 2017

Herausgegeben von Rudolf Freiburg

FAU Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften 11





# Sprachwelten

**FAU Forschungen, Reihe A**  
**Geisteswissenschaften**

**Band 11**

**Herausgeber der Reihe:**  
**Wissenschaftlicher Beirat der FAU University Press**

# **Sprachwelten**

**Vier Vorträge**

herausgegeben von  
Rudolf Freiburg

Erlangen  
FAU University Press  
2018

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Die Rechte an allen Inhalten liegen bei ihren jeweiligen Autoren.  
Sie sind nutzbar unter der Creative Commons Lizenz BY-NC-ND.

Der vollständige Inhalt des Buchs ist als PDF über den OPUS Server  
der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg abrufbar:  
<https://opus4.kobv.de/opus4-fau/home>

Verlag und Auslieferung:  
FAU University Press, Universitätsstraße 4, 91054 Erlangen

Druck:  
VDS VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT, 91413 Neustadt an der Aisch

ISBN: 978-3-96147-109-6 (Druckausgabe)  
eISBN: 978-3-96147-110-2 (Online-Ausgabe)  
ISSN: 2363-8699  
DOI: 10.25593/978-3-96147-110-2

## **Inhaltsverzeichnis**

Vorwort .....	3
Einleitung - Sprachwelten: Eine essayistische Rundreise auf vermeintlich vertrautem Terrain .....	5
JESSICA FREIHERR UND ANDREA BÜTTNER Die Sprache der Gerüche: Linguistik und Geruchswahrnehmung .....	51
ANDREAS GRÜNER Grammatik und Rhetorik des römischen Reliefs: Ein Ratgeber zur Manipulation von politischen Bildern .....	67
THOMAS HERBST Menschliche Sprache: Ein Netzwerk aus Mustern genannt Konstruktionen .....	105
NORBERT OETTINGER Die Sprache der Etymologie: Zur Herkunft unserer Wörter .....	149
Autoren- und Herausgeberverzeichnis .....	167
Index .....	171



## Vorwort

Der vorliegende Band präsentiert die Druckfassungen der Vorträge zum Thema ‚Sprachwelten‘, die anlässlich der Erlanger Universitätstage vom 07. März bis zum 04. April 2017 in Amberg und vom 26. Oktober bis zum 30. November 2017 in Ansbach gehalten wurden. Die sechs Erlanger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Professor Dr. Andrea Büttner, Prof. Dr. Jessica Freiherr, Professor Dr. Andreas Grüner, Prof. Dr. Thomas Herbst, Prof. Dr. Norbert Oettinger und Prof. Dr. André Reis – aus den fünf Disziplinen Lebensmittelchemie, Archäologie, Englische Sprachwissenschaft, Indogermanistik und Humangenetik – verstanden es auf ebenso anregende wie informative Weise, das Thema ‚Sprachwelten‘ aus ihrer jeweiligen Fachperspektive heraus zu interpretieren und ihr – erfreulicherweise stets großes – Publikum mit ihren geschickt didaktisch aufbereiteten Beiträgen zu begeistern. Vier der Vorträge erhielten wir auch in der Druckform, wir danken den Verfassern für ihr Engagement und die Erlaubnis, diese Beiträge hier für unser Buch zu nutzen. Auch den Beitrag „Die Sprache der Gene“, mit dem Prof. Reis das Rahmenthema aus der Perspektive der Humangenetik heraus beleuchtete, hätten wir gerne abgedruckt, aber leider konnte uns Herr Reis aufgrund seiner hohen Arbeitsbelastung das Manuskript nicht fristgerecht einreichen.

Die Erlanger Universitätstage sind als ein ‚Gemeinschaftsprodukt‘ zu sehen, das ohne die Unterstützung durch zahlreiche Institutionen und Personen nicht zu realisieren wäre. Wie in den Jahren zuvor gilt unser Dank an erster Stelle der Universitätsleitung der Friedrich-Alexander-Universität, insbesondere ihrem Präsidenten Professor Dr. Joachim Hornegger, und dem Vizepräsidenten Prof. Dr. Friedrich Paulsen, die die Universitätstage in Amberg beziehungsweise in Ansbach mit ihren Grußworten eröffneten; wir sind sehr dankbar dafür, dass die Hochschulleitung weiterhin gewillt ist, die schöne Tradition der Universitätstage fortzusetzen und für die notwendige finanzielle Unterstützung zu sorgen. Ein herzliches Dankeschön ergeht an die Stadt Amberg, die für uns längst zu einem Synonym für legendäre Herzlichkeit und Gastfreundschaft geworden ist. Insbesondere zu danken haben wir hier unseren Amberger MitorganisatorInnen, namentlich Herrn Oberbürgermeister Michael Cerny, Herrn Bürgermeister Martin Preuß und Frau Bürgermeisterin Brigitte Netta, dem Kulturreferenten Herrn Wolfgang Dersch, dem Kulturamtsleiter Herrn Thomas Boss und Frau Barbara Cosima Frey. Für die Begleitung der Universitätstage in Ansbach ist vor allem Frau Oberbürgermeisterin Carda Seidel und Herrn Bürgermeister Martin Porzner herzlich zu danken. Herr Dr. Thomas Bauer,

Regierungspräsident von Mittelfranken, unterstützte uns auch in diesem Jahr wieder tatkräftig in unserem Bemühen, auf die Vortragsreihe aufmerksam zu machen, und bewirtete uns anlässlich des Pressegesprächs mit Kaffee und Keksen; trotz seines vollen Terminkalenders fand er die Zeit, die Universitätstage in Ansbach mit einer Ansprache zu eröffnen, auch dafür sei ihm von Herzen gedankt.

Erneut wird die Finanzierung des Bandes durch namhafte Beiträge der gastgebenden Städte gewährleistet, aber auch durch den Universitätsbund Erlangen-Nürnberg e.V., in Amberg durch Herrn Professor Dr. Volker Groß und in Ansbach durch Herrn Gerhard Neumeyer vertreten, denen allen aufrichtiger Dank gebührt. Zu großem Dank verpflichtet sind wir auch dem Universitätsbund, vertreten vor allem durch Frau Marlene Wüstner und durch Herrn Dr. Siegfried Balleis, dem 1. Vorsitzenden des Universitätsbundes, der das Konzept der Erlanger Universitätstage tatkräftig unterstützt.

Für die Drucklegung des Bandes konnte ich mich wieder auf ein bewährtes Team verlassen, das mich bei der Jagd nach den unvermeidlichen Druckteufeln unterstützte; hier gilt mein Dank besonders meinen Sekretärinnen Barbara Cunningham und Evelin Werner sowie meiner studentischen Mitarbeiterin Susanne Wagner, die intensiv dazu beigetragen haben, die eingereichten Manuskripte der Beiträge in druckfertige Texte zu verwandeln. Eine große Hilfe bei den notwendig werdenden Recherchen war in diesem Jahr auch unser neues Teammitglied Clara-Monika Bär. Ein herzliches Dankeschön ergeht schließlich an Herrn Markus Putnings von der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg, der uns die Aufnahme des Bandes in die Schriftenreihe der FAU University Press ermöglichte, und an Frau Eva Volleth, die unserem Band mit großer Sorgfalt und Liebe zum Detail den ‚letzten drucktechnischen Schliff‘ verliehen hat.

Erlangen, im April 2018

Rudolf Freiburg

## Einleitung

### Sprachwelten:

## Eine essayistische Rundreise auf vermeintlich vertrautem Terrain

### Die Sprache als ‚Automatismus‘ und ‚Reflex‘?

Spätestens mit seiner Geburt – wenn nicht gar schon zuvor in seiner pränatalen Entwicklungsphase – taucht der Mensch als *zoon logon echon*, wie er schon in den Anfängen der Philosophie genannt wurde,<sup>1</sup> in eine Sprachwelt ein, die ihn bis zu seinem Tode umgibt, wenn er nicht vorzeitig durch einen Schlaganfall oder eine Demenzerkrankung an Aphasie erkrankt. Die ‚Muttersprache‘ prägt ihn und unterstützt ihn in seiner individuellen Entwicklung; sie stattet ihn mit einem Arsenal von teilweise unter- und unbewussten Vorstellungen, Einschätzungen, Werten und Urteilen aus, das ihn lebenslang begleitet. Sie verleiht ihm eine Kompetenz, mit der er sprachliche Probleme meistern kann. Sprachbeherrschung wird scheinbar zur Routine.

Der ‚alltägliche‘ Umgang mit der Sprache, sei es im mündlichen Konversationskontext oder in der Rezeption von Zeitungsartikeln, Berichten, Reportagen, Werbetexten, Romanen, Bauanleitungen oder Gebrauchsanweisungen wirkt vertraut; er geschieht derartig ‚unbewusst‘, dass die meisten Menschen die Sprache tatsächlich als eine ‚Selbstverständlichkeit‘ auffassen, über die man nicht nachzudenken braucht. Sprache erscheint als ein bloßer Habitus, als ein Reflex, als eine unbewusst vorgenommene Handlung, mit der ‚ganz selbstverständlich‘ auf die Herausforderungen des Alltags reagiert werden kann. Sprache wirkt so ‚natürlich‘ wie das Atmen.

---

<sup>1</sup> Vgl. u.a. Henry M. Truby, „Prenatal and Neonatal Speech, ‚Prespeech‘ and Infantile Speech Lexicon“, *Word: Journal of the International Linguistic Association* 27 (1971): 57-101.

<sup>2</sup> Vgl. Arno Baruzzi, *Philosophie der Lüge* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1996), 9.

Man spricht, um verstanden zu werden,<sup>3</sup> und diese scheinbar simple Teleologie entwickelt solange ihren Automatismus, bis Störungen auftreten,<sup>4</sup> die in unübersehbarer Weise offenbaren, welche drastische Fehleinschätzung vorliegt, wenn die Sprache als ein ‚selbstverständlicher Automatismus‘ definiert wird, der den Sprechern einen ‚pflegeleichten‘ Austausch von Gedanken ermöglicht. In Thomas Manns Roman *Buddenbrooks: Verfall einer Familie* (1901) findet sich ein wundervolles Beispiel für eine solche Störung. Die weibliche Hauptgestalt des Textes, Tony Buddenbrook, *alias* Frau Grünlich, nun gerade frisch vermählte Frau Permaneder, ist ihrem aktuellen Gatten in seine Heimat München gefolgt; sie taucht in eine ‚Sprachwelt‘ ein, von der sie ihrer Familie in einem erbosten Brief berichtet, der erkennen lässt, dass sie einen veritablen Kulturschock erlebt hat. Angesichts des von ihr als grob empfundenen „Bierdialekts“ in ihrer neuen Umgebung sehnt sie sich nach Norddeutschland zurück:<sup>5</sup>

„Und wenn ich ‚Frikadellen‘ sage, so begreift sie es nicht, denn es heißt hier ‚Pflanzerln‘; und wenn sie ‚Karfiol‘ sagt, so findet sich wohl nicht so leicht ein Christenmensch, der darauf verfällt, daß sie Blumenkohl meint; und wenn ich sage ‚Bratkartoffeln‘, so schreit sie so lange ‚Wahs!‘ bis ich ‚Geröhste Kartoffeln‘ sage, denn so heißt es hier, und mit ‚Wahs‘ meint sie ‚Wie beliebt‘“.<sup>6</sup>

Spätestens aber wenn die Sprache – wie dies etwa in der Linguistik geschieht – selbst zum Erkenntnisgegenstand erhoben wird, wenn mit ‚sprachlichen‘ Mitteln Aussagen über die Sprache getroffen werden, also eine ‚meta-sprachliche‘ Perspektive eingenommen wird, offenbart die Sprache ihre faszinierende Komplexität, deren wissenschaftliche Analyse ganze Generationen von Gelehrten zu beschäftigen vermag. Bereits kurze Exkursionen in die linguistischen Teildisziplinen ‚Phonetik‘, ‚Semantik‘, ‚Syntax‘ und ‚Pragmatik‘ beweisen, wie kompliziert die Regeln sind, nach

---

<sup>3</sup> Dieser ‚Reflex‘ ist in Wirklichkeit aber eine Kunst; vgl. Konfuzius: „Die ganze Kunst der Sprache besteht darin, verstanden zu werden.“ Diese Weisheit ist sehr häufig in Ratgebern und Zitatensammlungen für Manager zu finden; hier zit. nach Uwe Froschauer, *Projektmanagement mal anders – humorvoll und leicht verständlich: Handlungsfelder des Managements* (Hamburg: Diplomica Verlag, 2015), 340.

<sup>4</sup> Störungen können sowohl auf der ‚Inhalts-‘ als auch auf der ‚Beziehungsebene‘ der Kommunikation auftauchen; vgl. hierzu Paul Watzlawick, Janet H. Beavin und Don D. Jackson, *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien* (Bern: Hogrefe Verlag, 2017 [1967]), 92-120.

<sup>5</sup> Thomas Mann, *Buddenbrooks: Verfall einer Familie* (Frankfurt a.M.: Fischer, 2008 [1960]), 385.

<sup>6</sup> Ebd., 364.

denen Sprache konstruiert wird, die Nachbardisziplin der Hermeneutik belegt die Problematik des ‚angemessenen‘ Verstehens von einfachen Sätzen und schwierigen Texten, und die Übersetzungsforschung lässt keinen Zweifel daran, wie mühsam und undankbar es sein kann, Texte aus einer Sprache in eine andere zu übertragen. Selbst deutsche Muttersprachler geraten in Verlegenheit, wenn sie darum gebeten werden, einen Satz wie ‚ich habe Dich erkoren‘ ins Präsens zu setzen, oder wenn sie erklären sollen, auf welche Wurzeln der Ausdruck ‚mutterseelenallein‘ zurückgeht.<sup>7</sup> Träger von Vornamen wie ‚Gertrud‘, ‚Berthold‘, ‚Sophia‘ oder ‚Aurelia‘ sind oft erstaunt, wenn sie erfahren, auf welche etymologischen Wurzeln hier bei der Namensgebung zurückgegriffen wurde,<sup>8</sup> und auch die Onomastik wartet mit so mancher Überraschung auf, wenn sie die Herkunft von Nachnamen wie ‚Sutor‘, ‚Schubert‘ oder ‚Schuster‘ erläutert.<sup>9</sup> Aber nicht nur bei etymologischen Fragen stößt die muttersprachliche Kompetenz an ihre Grenzen: Sobald das Terrain der juristischen, technischen oder nautischen Fachsprachen betreten wird, öffnen sich enigmatische, unverständliche Welten, in abschätziger Weise häufig als ‚Fachchinesisch‘ diffamiert, öde Zonengebiete aus Antragsprosa oder politischer Rhetorik, bizarre Sprachlandschaften – bestehend aus medizinischer, juristischer oder technischer Fachterminologie – oder auch trockene Regionen gespickt mit unverständlichen Belehrungen und versehen mit dem desillusionierenden Absendervermerk ‚Prüfungsamt‘ oder ‚Finanzamt‘.<sup>10</sup> Die Sprache bildet ihre Welt(en) jedoch nicht nur ab, sie schafft sie auch; Sprachwelten sind somit nicht nur mimetisch, sondern in ihrem innersten Kern auch konstitutiv.<sup>11</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. den Beitrag von Norbert Oettinger, „Die Sprache der Etymologie: Zur Herkunft unserer Wörter“, 149-165; 159 in diesem Band.

<sup>8</sup> Vgl. „Onomastik: Vornamen-Lexikon“. (*online*). (Für diese und alle folgenden Angaben von Internetquellen in den Fußnoten wird auf die vollständige Nennung im Literaturverzeichnis verwiesen.)

<sup>9</sup> Vgl. ebd.

<sup>10</sup> Im Englischen werden solche Fachsprachen auch mit leichter Geringschätzung adressiert, etwa ‚Airspeak‘ (Sprache der Piloten und Fluglotsen), ‚Legalese‘ (Sprache der Juristen) oder ‚Sociologese‘ (Jargon der Soziologen); vgl. die entsprechenden Einträge in *The Concise Oxford Companion to the English Language*, ed. Tom McArthur (Oxford and New York: Oxford University Press, 1998), 20; 347-348, 557-558.

<sup>11</sup> Vgl. Charles Taylor, *Das sprachbegabte Tier: Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens*, übers. Joachim Schulte (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2017), 13-101.

## Die ‚Verständlichkeit‘ der Sprache

Oscar Wildes paradoxes Bekenntnis, er lebe ständig in der Angst, *nicht* missverstanden zu werden,<sup>12</sup> unterläuft die orthodoxe Auffassung von Sprache, nach der es ihre wichtigste Aufgabe sei, ‚Verständlichkeit‘ zu garantieren. Sprache zielt auf Kommunikation ab,<sup>13</sup> ist jenes ‚Werkzeug‘ der Menschen, mit dem *idealiter* eine Verständigung über Sachverhalte, Probleme, Krisen, Zukunftspläne, Projekte oder Interessenskonflikte hergestellt werden kann. Sprache integriert sich in einen lebensweltlichen Zusammenhang menschlicher Tätigkeiten, mit denen die Umwelt gezielt angesprochen oder gar verändert werden kann. Die Kommunikationssituation wird in der Regel mit einem der Kybernetik entlehnten Modell beschrieben, das sich in seiner einfachsten Form aus einem ‚Sender‘, einer ‚codierten Nachricht‘ und einem ‚Empfänger‘ zusammensetzt.<sup>14</sup> Wenn Sender und Empfänger über einen weitgehend identischen Code verfügen, dürfte der gelungenen Kommunikation nichts im Wege stehen. Nach diesem Modell lassen sich präzise Verabredungen vornehmen und rechtliche Problemstellungen lösen; politische Zielvereinbarungen können getroffen werden, und auch Firmen oder sogar ganze Staaten lassen sich mit sprachlichen Anweisungen problemlos lenken. Intentionen sind in diesem Kontext als ‚veräußerte geistige Tätigkeiten‘ aufzufassen, die von einem Rezipienten verstanden und in lebensweltliche Praxis umgesetzt werden können.<sup>15</sup> Der gelungenen Kommunikation kommt vor allem eine Eigenschaft der Sprache zugute: ihre Fähigkeit zur Abstraktion. Sprachliche Abstrahierungsprozesse ermöglichen es den Sprechern, Gegenstände,

---

<sup>12</sup> Oscar Wilde, „The Critic as Artist“, in: *The Complete Works of Oscar Wilde*, ed. Ian Small, vol. 4: *Criticism: Historical Criticism, Intentions, The Soul of Man*, ed. Josephine M. Guy (Oxford: Oxford University Press, 2007), 124-206; 136: „[...] I live in terror of not being misunderstood.“

<sup>13</sup> Zur Annäherung an den schwierigen Begriff der ‚Kommunikation‘, die neben verbalen auch paraverbale Elemente beinhaltet und durch Redundanzen und Rückkopplungseffekte gekennzeichnet ist, vgl. Watzlawick, Beavin und Jackson, *Menschliche Kommunikation*, 135-162.

<sup>14</sup> In der Praxis vollzieht sich die Kommunikation natürlich als ein vielschichtiges System, das in den Kategorien Niklas Luhmanns beschrieben werden kann; vgl. Michael Fleischer, *Allgemeine Kommunikationstheorie* (Oberhausen: Athena-Verlag, 2006), 41-102.

<sup>15</sup> Ulrich Steinmüller, *Kommunikationstheorie: Eine Einführung für Literatur- und Sprachwissenschaftler* (Stuttgart et al.: Verlag W. Kohlhammer, 1977), 20. Zur literaturwissenschaftlichen Problematik des Intentionalitätsbegriffs vgl. Rudolf Freiburg, *Autoren und Leser: Studien zur Intentionalität literarischer Texte* (Frankfurt a.M. et al.: Verlag Peter Lang, 1985).

Probleme, Ideen und Menschen anzusprechen und sich diese vor Augen zu rufen, ohne dass diese ‚Objekte‘ tatsächlich präsent sein müssen. Der Abstraktionsgrad der Sprache bietet überdies die Möglichkeit, individuelle Phänomene zu extrapolieren und universalistische Strukturen zu entwerfen, die Ebene des Individuellen zugunsten von universalen Gruppenbildungen und Kategorien zu überwinden, strukturelle Ähnlichkeiten zwischen differenten Objekten auszumachen und diese universalistischen Strukturen zum Ausgangspunkt für neue sprachlich geprägte Theoriebildungen zu nutzen. Dieser Auffassung gemäß wird die Sprache zu einem mächtigen ‚Werkzeug‘, mit dem man sich – der biblischen Weisung entsprechend – die Erde untertan machen kann, und es ist kein Zufall, dass primär die Zeit der Aufklärung an einer derartigen Definition von Sprache interessiert war. Da es bereits das Anliegen früher Aufklärer wie Sir Francis Bacon, Thomas Hobbes und René Descartes war, die Wirklichkeit der Welt zu erkennen, indem man sie gleichsam nach dem universalen Prinzip der *more geometrico* berechnete und einer mathematischen Ordnung (*ordo mathematicus*) unterwarf,<sup>16</sup> wurde der rational-logische Aspekt des Sprachlichen besonders betont. In der Zeit der Aufklärung assoziierte man Sprache mit mathematischer ‚Ordnung‘; dank dieser Ordnungsfunktion gelang es ihr, das im Bewusstsein des Menschen latent vorhandene Wissen sowie die zwischen Erinnerung an die Vergangenheit und Vorausschau des Zukünftigen oszillierenden flüchtigen Eindrücke zu fixieren und auf einen gemeinsamen verbalen ‚Nenner‘ zu bringen, mit dem die Wirklichkeit gleichsam ‚kalkulierbar‘ wurde. Namen und Sätzen kommt somit eine ordnende Funktion zu, die die chaotische Welt der Erscheinungen auf abstrakt-logisch-rationale Weise zu bündeln und zu arrangieren versteht:

But the most noble and profitable invention of all other, was that of SPEECH, consisting of *Names* or *Appelations*, and their *Connexion*; whereby men register their Thoughts; recall them when they are past; and also declare them one to another for mutuall utility and conversation; without which, there had been amongst men, neither Common-wealth, nor Society, nor Contract, nor Peace, nor more than amongst, Lyons, Bears, and Wolves.<sup>17</sup>

---

<sup>16</sup> Vgl. Martin Schneider, *Das Weltbild des 17. Jahrhunderts: Philosophisches Denken zwischen Reformation und Aufklärung* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2004), 51-82.

<sup>17</sup> Thomas Hobbes, *Leviathan*, ed. C. B. Macpherson (Harmondsworth: Penguin Books, 1986 [1968]), 100.

Die Sprache schafft also Ordnung und begünstigt die Genese zivilisierter Sozietäten. Dieses Ziel vermag sie aber nur zu erreichen, wenn sie sich – dem idealisierten mathematischen Vorbild der Zahlensystematik entsprechend – um ‚Klarheit‘ und ‚Eindeutigkeit‘ bemüht. Wie später noch viele andere ‚Sprachtheoretiker‘ nach ihm rügt bereits Thomas Hobbes die Verwendung von ‚Metaphern‘, in denen er die Ursache zahlreicher Irrtümer entdeckt: Nach Hobbes soll die Sprache auf jegliche Ornamente und falsche Ausschmückungen verzichten und stattdessen auf unmissverständliche und präzise Definitionen setzen.<sup>18</sup> Hobbes erkennt die ambivalente Natur der Sprache: Einerseits ist sie das wichtigste Kommunikationsmedium der Menschheit, mit dem diese zu bahnbrechenden Erkenntnissen gelangt, andererseits steht die Sprache philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozessen aber auch in radikaler Weise ‚im Wege‘, da sie zahlreiche ‚unbewusste‘ Irrtümer und Fehlannahmen gedankenlos tradiert.<sup>19</sup> Diese Dialektik der Sprache, die sich sowohl ‚erkenntnisleitend‘ als auch ‚erkenntnishemmend‘ auswirkt, wurde ganz dezidiert von Bacon aufgegriffen, der ihr in seiner Idolenlehre einen zentralen Ort einräumte. Nach Bacon konnte sich die Sprache nur dann ihrem mathematischen Vorbild (*lingua clara et distincta*) annähern, wenn sie sich von jeglichem Ballast aus irreleitender Bildhaftigkeit befreite; unter der Rubrik „Idole des Marktplatzes“ (*idola fori*, „idols of the marketplace“) forderte Bacon in seinem *Novum Organum* (1620) eine Reform und Reinigung der Sprache, die sich nur – wenn sie von linguistischen Blendwerken und metaphorischen Irrlichtern purgiert sei – als Medium der Erkenntnis, also als Wissenschaftssprache, qualifizieren könne.<sup>20</sup> Die im Anschluss an Bacons Wissenschaftsprogrammatik in England gegründete *Royal Society*, die im Laufe ihrer Geschichte darum Sorge trug, dass England zur führenden Nation Europas im Bereich der Naturwissenschaften aufstieg, übernahm diese radikale Sprachskepsis und wählte sogar ein entsprechendes Motto, nämlich *nullius in verba*, für ihr offizielles Emblem.<sup>21</sup> Die Basis dieser an

---

<sup>18</sup> Vgl. ebd., 105-106.

<sup>19</sup> Vgl. ebd., 106: „For words are wise mens counters, they do but reckon to them; but they are the mony of fooles, that value them by the authority of an *Aristotle*, a *Cicero*, or a *Thomas*, or any other Doctor whatsoever, if but a man.“

<sup>20</sup> Vgl. auch Wolfgang Krohn, *Francis Bacon* (München: Verlag C. H. Beck, 1987), 93-107.

<sup>21</sup> Vgl. Michael Gamper, „Physik“, in: *Literatur und Wissen: Ein interdisziplinäres Handbuch*, hg. Roland Borgards, Harald Neumeyer, Nicolas Pethes und Yvonne Wübben (Stuttgart: Metzler, 2013), 112-118. Swift griff dieses Sprachideal mit satirischen Mitteln an, indem er beschrieb, wie die Gelehrten in der berühmten Akademie von Lagado den Entschluss treffen, die Sprache radikal zu ‚entschlacken‘, um die Wörter schließlich ganz abzuschaffen und durch Dinge zu ersetzen. Statt sich über Gegenstände zu unterhalten,

aufklärerischen Prinzipien ausgerichteten Reform der Sprache ist demnach der Glaube an die mimetische Zuverlässigkeit von Wörtern, Begriffen und Sätzen, an eine weitgehende Übereinstimmung von ‚Sprache‘ und ‚Welt‘; die Sprache, so wird aus den Ausführungen Hobbes‘ und Bacons ersichtlich, sei in der Lage, die Wirklichkeit im Idealfall angemessen zu spiegeln. Bereits Plato hatte in seinem *Kratylos*-Dialog auf das problematische Verhältnis von Gegenstand und Bezeichnung aufmerksam gemacht,<sup>22</sup> das in der Geschichte der Sprachanalyse auch als ‚*res-verba*-Problem‘ diskutiert wird.<sup>23</sup> In welchem Zusammenhang also stehen die Wörter und die Dinge, gibt es eine ‚Logik der Bezeichnungen‘ oder sind die Namen für Gegenstände und Menschen willkürlich gewählt?<sup>24</sup> Bei onomatopoetischen Wörtern wie ‚zischen‘, ‚quietschen‘ oder ‚knarren‘ im Deutschen, die die Lebenswirklichkeit auf überzeugende Weise lautlich nachahmen, mag die enge Beziehung zwischen Gemeintem und lautlichem Pendant noch klar gegeben sein. Aber worin besteht der Zusammenhang zwischen den Wörtern ‚Weisheit‘, ‚Gerechtigkeit‘, ‚Liebe‘ und den entsprechenden Erkenntnisgegenständen der Philosophie, der Rechtsprechung oder der Religion? John Locke war der Auffassung, dass Wörter für Ideen stehen, diese gleichsam repräsentieren; er sah in der Sprache eine Art ‚Werkzeug‘, mit dem der Sprecher seine Arbeit verrichten konnte. Locke fasste Wörter somit als verbale Atome auf, die – wie er in seiner Assoziationstheorie lehrte – zur ‚Vergesellschaftung‘ neigten. Die Angemessenheit der verbalen Repräsentation von Wirklichkeit wurde von Locke nicht weiter hinterfragt. Mehr als zwei Jahrhunderte später wurde mit Ferdinand de Saussures

---

schleppen die Wissenschaftler diese Gesprächsobjekte schließlich mühselig mit sich herum; vgl. Jonathan Swift, *Gulliver's Travels*, ed. Paul Turner (Oxford: Oxford University Press, 1971), 184-185.

<sup>22</sup> Vgl. Taylor, *Das sprachbegabte Tier*, 202-203.

<sup>23</sup> Vgl. Hermann Josef Real und Heinz J. Vienken, *Jonathan Swift: Gulliver's Travels* (Fink: UTB, 1984), 92-94; auch in der gegenwärtigen Sprachphilosophie spielt das Problem eine zentrale Rolle und wird mitunter als ‚*basic worry*‘ bezeichnet; vgl. Michael Morris, *An Introduction to the Philosophy of Language* (Cambridge: Cambridge University Press, 2007), 2 und *passim*.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu die Beispiele im Beitrag von Thomas Herbst, „Menschliche Sprache: Ein Netzwerk aus Mustern genannt Konstruktionen“, 105-147 in diesem Band; vgl. auch das Kapitel „Unsere Sprache in die ‚Zwangsjacke der Logik‘ stecken?“, in: Willy Sanders, *Sprachkritikastereien und was der ‚Fachler‘ dazu sagt* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1992), 22-25; 23-24: „Ein Denker ist jemand, der denkt, oder ein Spieler jemand, der spielt, und so setzt Oskar Jancke diese Reihe sportlich fort: ‚Der Fußballer ist einer, der den Fuß, der Faustballer einer, der die Faust, der Wasserballer einer, der das Wasser ballt‘ – und dies, letzte Zweifel beseitigend, unter Berufung auf die Goethe-Verse: ‚Schöpft des Dichters reine Hand / Wasser wird sich ballen‘.“

strukturalistisch ausgerichteter Analyse des *res-verba*-Problems in seinem postum veröffentlichten *Cours de linguistique générale* (1916) eine neue Ebene des wissenschaftlichen Sprachverstehens erreicht: De Saussure unterschied nicht nur sprachliches Potenzial (*langue*) von seiner konkreten Realisierung (*parole*), er stellte auch die These von der ‚Arbitrarität der Zeichen‘ auf,<sup>25</sup> indem er nachwies, dass das Verhältnis zwischen Gegenstand und Bezeichnung, genauer zwischen *signifié* und *signifiant*, vollkommen willkürlich sei. Die strukturalistische Perspektive erlaubte auch eine weitere Einsicht in die Prozesse des Verstehens; Verstehen basierte auf ‚Differenzen‘ von Lauten, Wörtern und Begriffen; die distinkten Merkmale der sprachlichen Einheiten wurden als zentrale Elemente der Bedeutungs-genese erkannt. Der Strukturalismus de Saussures betonte einerseits die ‚Verständlichkeit‘ der Sprache, ließ aber andererseits auch die Erkenntnis reifen, dass sprachliche Vorgänge einen höheren Grad an Vagheit und Ambiguität offenbaren, als dies die mathematisch orientierten Sprachauf-fassungen aufklärerischer Provenienz propagiert hatten.<sup>26</sup> Die These von der ‚Verständlichkeit‘ der Sprache wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem unter dem Einfluss des positivistisch orientierten Wiener Kreises weiter differenziert. In seiner Schrift *Tractatus Logico-Philosophicus* (1921) bemüht sich Ludwig Wittgenstein im Geist des *modus mathematicus* um präzise Definitionen von Begriffen.<sup>27</sup> In seinem Werk *Philosophische Untersuchungen* (1953) betonte Wittgenstein –<sup>28</sup> wie vor ihm bereits Gottlob Frege –<sup>29</sup> die prägende Kraft des Kontextes von Wörtern, die diesen ihre Bedeutung verleihen, wick also in ganz entschiedener Weise von der atomistischen Sprachauffassung Lockes und Hobbes‘ ab. Diese engen Verbindungen zwischen Sprache, Philosophie, Empirismus, Logik und Epistemologie wurden in immer komplexeren Analysen ausgelotet; zu den wichtigsten Ansätzen, mit denen das *res-verba*-Problem nun angegangen

---

<sup>25</sup> Vgl. *The Concise Oxford Dictionary of Linguistics*, ed. P. H. Matthews (Oxford: Oxford University Press, 2007 [1997]), 25; 355.

<sup>26</sup> Vgl. auch Yvonne Stork, „Ferdinand de Saussure“, in: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hg. Ansgar Nünning (Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, 1998), 476-478.

<sup>27</sup> Vgl. Ludwig Wittgenstein, *Tractatus Logico-Philosophicus: Logisch-Philosophische Abhandlung* (Frankfurt: Suhrkamp, 1977 [1921]). Wittgenstein führte auch den Begriff ‚Sprachspiel‘ ein; vgl. hierzu auch Taylor, *Das sprachbegabte Tier*, 47.

<sup>28</sup> Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1984 [1953]).

<sup>29</sup> Zur Korrektur der Lockeschen Sprachtheorie durch Frege vgl. die beiden Kapitel „Locke and the Nature of Language“ und „Frege on Sense and Reference“, in: Morris, *An Introduction to the Philosophy of Language*, 5-20 und 21-48.

wurde, zählen – neben der generativen Transformationsgrammatik Noam Chomskys –<sup>30</sup> auch die teilweise extrem diffizilen Theorien von Bertrand Russell, Saul Kripke und Willard van Orman Quine.<sup>31</sup> Auch aus sprachphilosophischer Sicht erschien die Verständlichkeit der Sprache nicht mehr so garantiert, wie das die optimistisch aufklärerische Philosophie angenommen hatte. Mit seinem auch von der Literaturwissenschaft vielbeachteten Werk *Grammatologie* (1974) redigierte der französische Theoretiker Jacques Derrida den strukturalistischen Ansatz de Saussures und gab der Sprachauffassung eine post-strukturalistische Wende.<sup>32</sup> Derridas Ansatz betonte zwar immer noch das Differenzprinzip im Prozess der Bedeutungsgenese von Wörtern (*différence*), nahm aber eine Neudefinition von Differenz vor; Bedeutung werde in einem endlosen Prozess von einem Wort zu einem anderen verschoben (*différance*), eine eindeutige Zuordnung von *res* und *verba*, um das Gemeinte in der traditionellen Terminologie auszudrücken, könne keinesfalls mehr vorgenommen werden. Der Ansatz Derridas wurde mit der Theorie des Dekonstruktivismus assoziiert und beeinflusste in entscheidender Weise die postmodernen Theorieattacken gegen alle Formen des Essentiellen.<sup>33</sup> Derridas Sprachauffassung trug also in erheblichem Maße zu jenem Prozess bei, der heute in der Wissenschaft als linguistische Wende (*linguistic turn*) bezeichnet wird.<sup>34</sup> Paradoxerweise verliert also die Sprache ihre Eigenschaft der ‚Verständlichkeit‘, je länger man über sie nachdenkt. Von einer ‚Selbstverständlichkeit‘ der Sprache kann also keine Rede sein. Um es in der humorvollen Weise von Julian Barnes’ Reflexion über Kochrezepte auszudrücken: Ist es eigentlich ‚selbstverständlich‘, was genau in der Küche unter einer ‚Messerspitze Salz‘ zu verstehen ist?<sup>35</sup>

---

<sup>30</sup> Zu Chomskys Theorie der angeborenen Grammatik vgl. Herbst, „Menschliche Sprache“, 105-147; Chomskys Interesse gilt allerdings eher der Syntax als der Semantik.

<sup>31</sup> Zu Russell und Quine vgl. die Kapitel „Russell on Definite Descriptions“ und „Quine on *De Re* and *De Dicto* Modality“, in: Michael Morris, *An Introduction to the Philosophy of Language*, 49-73 und 113-133. Vgl. auch die übrigen Beiträge über Saul Kripke, Donald Davidsons und Herbert Paul Grices Theorien, die dieser Band präsentiert.

<sup>32</sup> Jacques Derrida, *Grammatologie*, übers. Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler (Suhrkamp: Frankfurt 1983).

<sup>33</sup> Vgl. Wolfgang Iser, *Unsere postmoderne Moderne* (Berlin: Akademie Verlag, 2002).

<sup>34</sup> Vgl. hierzu die Aufsatzsammlung von Richard M. Rorty, *The Linguistic Turn: Essays in Philosophical Method* (Chicago et al.: University of Chicago Press, 1992).

<sup>35</sup> Vgl. Julian Barnes, *The Pedant in the Kitchen* (London: Atlantic Books, 2004 [2003]), 19-20.

## Die (vermeintliche) ‚Selbstverständlichkeit‘ der Sprache

Bewusste oder gar metalinguistische Reflexionen offenbaren also den hohen Komplexitätsgrad der Sprache, die von ihrer ‚Natur‘ her ein einzigartiges Medium darstellt, in dem sich menschliches Denken vollziehen kann. Die These von der ‚Selbstverständlichkeit‘ der Sprache zählt zu den tragischen Irrtümern der Menschheit, weil der Begriff des Selbstverständlichen einer gelungenen Kommunikation häufig im Wege steht. Ein Sprecher, der ohne jegliche Bedenken davon ausgeht, dass sein Gegenüber wohl schon das verstehen werde, was ihm gerade ‚durch den Kopf geht‘, kann sich mitunter fürchterlich irren. Dennoch verleitet eine Reihe von sprachlichen Phänomenen zu der Vorstellung, die Sprache transportiere Bedeutung, ohne dass ein eigenes Nachdenken – auf Seiten des Sprechers oder des Rezipienten – notwendig sei. In solchen Fällen schöpft ein kritischer Beobachter Verdacht, dass hier Sprache eine Autonomie entwickle, die – jenseits der zerebralen Kontrolle durch Sender oder Rezipient – zur vollen Entfaltung komme. Diese Form der Sprachverwendung favorisiert den kommunikativen *status quo*, der in der Verstehenslehre als ‚hermeneutischer Teufelskreis‘ bezeichnet werden könnte. Statt den sprachlichen Input als Initialzündung für eigene Gedankenproduktion zu nutzen, wird das Gehörte oder Gelesene zum ‚Klischee‘;<sup>36</sup> es wird nachgerade als ‚Neuaufgabe des Altbekanntes‘ missbraucht, um die eigene Vorurteilsstruktur zu konsolidieren und vor unbequemen Änderungsprozessen zu schützen. Der Wahlkampf und das erste Regierungsjahr des aktuellen amerikanischen Präsidenten stellten viele Beispiele für diese reduktionistische Nutzung von Sprache bereit, die aus dem ‚vermeintlich Selbstverständlichen‘ politisches und ideologisches Kapital zu schlagen beabsichtigt. Mit Slogans wie „America first“ oder Phrasen wie „He is doing a good job“ werden komplexe Sachverhalte oder Situationen auf eine nicht bestehende Einfachheit reduziert, die den ‚Geist des Postfaktischen‘ (als ganz ‚neue‘, ethisch bedenkliche Auslegung des traditionellen *res-verba*-Problems) in fataler Weise spiegelt.<sup>37</sup> Zu diesem linguistischen Kosmos aus

---

<sup>36</sup> Der Begriff ‚Klischee‘ stammt ursprünglich aus der Fachsprache der Drucktechnik und beinhaltet durchaus die Vorstellung von der Vervielfältigung des Immergleichen; zum Ursprung und zur Bedeutung des Begriffs vgl. *Reclams Sachlexikon des Buches*, hg. Ursula Rautenberg (Stuttgart: Reclam, 2003), 300-301.

<sup>37</sup> Vgl. Stanislaw Jerzy Lec, *Alle unfrisierten Gedanken*, hg. und übers. Karl Dedecius (München und Wien: Hanser, 1982), 145: „Auf dem Maskenball der Begriffe gefällt sich der Slogan als Definition.“

reduktionistischen Versatzteilen, die das Sprechen, Schreiben und Verstehen scheinbar ohne großes eigenes Nachdenken ermöglichen, gehören auch die zahlreichen Stereotypen,<sup>38</sup> vor allem aber die inferiorisierenden Nationalklischees,<sup>39</sup> mit denen primär Politiker im Kontext des wiedererstarkenden Populismus in verwerflicher Weise liebäugeln. Stereotypen und Klischees prägen das Bewusstsein jener politischen Agitatoren und ihrer Klientel, denen die Verwechslung von Patriotismus mit Nationalismus dazu dient, Fremdenhass zu schüren und die Xenophobie sowie den Rassismus wieder salonfähig zu machen. Die ‚Selbstverständlichkeit‘ der Sprache, jene Auffassung von Sprache, die das eigene Nachdenken überflüssig zu machen scheint, entpuppt sich also als ein gefährliches politisches Instrument, da hier Ideologien unhinterfragt transportiert werden. Der xenophobe Redefluss gleicht einem Tsunami an Vorurteilen, der, am kritischen Bewusstsein vorbei, die Hohlräume leerer Köpfe flutet. Oder wie es Stanislaw Jerzy Lec formuliert: „Wortlawinen rollen gewöhnlich von den Bergen der Dummheit.“<sup>40</sup>

Doch auch ‚harmlosere‘ Erscheinungsformen sprachlicher Versatzstücke, die das eigene Denken suspendieren, können leicht in jeder Sprache beobachtet werden.<sup>41</sup> Wer in den zurückliegenden Jahren ‚Reality Soaps‘ im Vorabendprogramm des Fernsehens beobachtete oder seinen Mitmenschen nach dem Vorbild Martin Luthers ganz einfach ‚aufs Maul schaute‘, konnte eine Vielzahl von stereotypen Wendungen identifizieren, die den erbärmlichen Automatismus einer *WhatsApp*-Sprachästhetik erkennen lassen; Beispiele wie „Das geht ja wohl gar nicht“, „Ist das dein Ernst?“, das elliptische „Läuft bei Dir?“ oder „Ich bin dann mal weg“ sowie das ultimative Satzende „keine Ahnung“ offerieren eine ‚pflegeleichte‘ Sprachaktion, die weitgehend ermüdungsfrei und gern in endlosen Wiederholungen Alltagssituationen zu meistern verspricht. Rhythmische Stakkato-Elemente, die verbalen Einsprengseln vergleichbar inflationär Verwendung finden, bereichern die monotone Sprachproduktion durch bisyllabische Füllsel wie ‚Alter‘ oder ‚Digger‘. Dazu gesellen sich einprägsame – wenn auch grammatisch inkorrekte – Formeln aus der Werbung wie der intendierte Anakoluth

---

<sup>38</sup> Diese Stereotypen sind häufig so stark, dass sie auch Eingang in die Literatur finden; vgl. Günther Blaicher, *Erstarrtes Denken: Stereotyp und Vorurteil in englisch-sprachiger Literatur* (Tübingen: Narr, 1987).

<sup>39</sup> Für Nationalstereotypen England betreffend vgl. etwa Hans-Dieter Gelfert, *Typisch englisch: Wie die Briten wurden, was sie sind* (München: Beck, 2011).

<sup>40</sup> Lec, *Alle unfrisierten Gedanken*, 295.

<sup>41</sup> Zur besonderen Funktion von Mustern in der Sprache allgemein, im Spracherwerb insbesondere, vgl. Herbst, „Menschliche Sprache“, 105-147.

„So muss Technik“ oder die idiosynkratische Passivkonstruktion „Da werden Sie geholfen“, die sich zum sprachlichen Sofortkonsum – gleichsam zum intellektuellen „*flatrate*-Tarif“ – anbieten. Garniert mit höchst bedenklichen Neologismen und Anglizismen erscheinen diese ‚selbstverständlichen‘ Sprachmuster beinahe als Präventivmaßnahme,<sup>42</sup> mit der das eigene Denken verhindert werden soll. Man kehrt nun in eine sprachliche Komfortzone – aber auch in eine Unmündigkeit – zurück, in der sich der Einzelne jedoch sehr wohl fühlt, weil er sie ‚gedankenlos‘ mit anderen teilen kann. Zu sprachlichen Klischees geronnenes Denken findet sich aber zudem in ‚Wortzwillingen‘,<sup>43</sup> Sprichwörtern,<sup>44</sup> Floskeln und Idiomen.<sup>45</sup> Die ‚philosophische‘ Fertigware der ‚Volksweisheiten‘ wie „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“, „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ oder „Der Klügere gibt nach“ ist gratis zu erwerben, aber – obwohl sie häufig einen Kern Wahrheit enthält – lässt sie sich sicherlich nicht als ‚ewige Wahrheit‘ verkaufen.<sup>46</sup> Viele Redensarten suggerieren eine ‚naheliegende‘ Erklärung, die einer etymologischen Überprüfung nicht standhält; wer etwa glaubt, die Wendung ‚jemanden veräppeln‘ habe mit ‚Äpfeln‘ zu tun, oder ‚Ohne Moos nichts los‘ nehme begrifflich Bezug auf die Pflanzenwelt, irrt sich gewaltig.<sup>47</sup> Obwohl die Verwendung von Idiomen

---

<sup>42</sup> Zur inflationären Verwendung von Anglizismen im ‚Verfallszustand‘ der gegenwärtigen Sprache, die der Verfasser schon im grammatisch inkorrekten Titel suggeriert, vgl. Andreas Hock, *Wenn du mich fragst, macht das in keinster Weise Sinn!: Von der deutschen Sprache ihrem Niedergang* (München: Rivaverglag, 2017).

<sup>43</sup> Überzeugende Beispiele für ‚Wortzwillinge‘ wie ‚triftiger Grund‘, ‚unliebsame Störung‘, ‚nackte Wahrheit‘ oder ‚notorischer Lügner‘ finden sich in dem humorvoll geschriebenen Kapitel „Sei kein Papagei!“ in: Sanders, *Sprachkritikastereien und was der ‚Fachler‘ dazu sagt*, 44-46.

<sup>44</sup> Vgl. Bruno P. Kremer und Klaus Richarz, „Richtig gut drauf – mit den passenden Vergleichen“, in: *Ins Bockshorn gejagt: Tierische Sprichwörter und blumige Redewendungen* (Darmstadt: Konrad Theiss Verlag, 2015), 7-8; 8: „Oft nämlich stecken in solchen Redewendungen bzw. Redensarten Hinweise oder Vergleiche aus längst verschütteten Horizonten unserer Kulturgeschichte, die man erst mühsam freilegen muss, um ihre ursprüngliche Bedeutung vor Augen zu haben.“

<sup>45</sup> Vgl. Frank Muir, „Quiet Days in Cliché“, in: *The Methuen Dictionary Of Clichés*, ed. Christine Ammer (London: Methuen, 1992), v-viii; v: „A cliché is, I would say, a short expression that by being brilliantly illuminating or perhaps just fun to say, is so useful that it becomes over-used.“

<sup>46</sup> Ähnliches gilt auch für ‚Gemeinplätze‘; vgl. Marie von Ebner-Eschenbach, *Aphorismen, Parabeln und Märchen* (München: Winkler Verlag, 1982), 21: „Respekt vor dem Gemeinplatz! Er ist seit Jahrhunderten aufgespeicherte Weisheit.“

<sup>47</sup> Zur Erklärung dieser Wendungen vgl. Kremer und Richarz, *Ins Bockshorn gejagt: Tierische Sprichwörter und blumige Redewendungen*, 46 und 30; siehe auch die verblüffenden Erläuterungen zu den Begriffen ‚Blümchenkaffee‘ und ‚Muckefuck‘, ebd. 16.

sprachliche Souveränität vermitteln mag, ist die gedankenlose Wiederverwertung des allseits Bekannten auf die Dauer jedoch recht verräterisch, da dieser intellektuelle *Recycling*-Prozess – wie George Orwell mit Recht betont – einer ‚Mechanisierung des Denkens‘ nahekommt:

If you use ready-made phrases, you not only don't have to hunt about for the words; you also don't have to bother with the rhythms of your sentences since these phrases are generally so arranged as to be more or less euphonious.

[...] When one watches some tired hack on the platform mechanically repeating the familiar phrases – *bestial, atrocities, iron heel, bloodstained tyranny, free peoples of the world, stand shoulder to shoulder* – one often has a curious feeling that one is not watching a live human being but some kind of dummy: a feeling which suddenly becomes stronger at moments when the light catches the speaker's spectacles and turns them into blank discs which seem to have no eyes behind them. And this is not altogether fanciful. A speaker who uses that kind of phraseology has gone some distance toward turning himself into a machine.<sup>48</sup>

In gewohnt zynischer Weise hat Lec, dessen geistreiche Aphorismen als Antidote gegen die Gedankenlosigkeit sprachlicher Fertigbausteine interpretiert werden können, dieser Erfahrung mit Sprache einen prägnanten Ausdruck verliehen: „Am Anfang war das Wort – am Ende die Phrase.“<sup>49</sup>

## Die Missverständlichkeit der Sprache

Menschen sind jedoch keine Sprachautomaten,<sup>50</sup> Sprache ist weder Mechanik noch – anders als Hobbes' Auffassung der Sprache als ‚Rechnung‘ nahelegt – Mathematik. Zwar wurde seit langem der Beweis erbracht, dass es „unmöglich ist, nicht zu kommunizieren“,<sup>51</sup> aber als Medium der Kommunikation zwischen Menschen ist Sprache in hohem Maße anfällig

---

<sup>48</sup> George Orwell, „Politics and the English Language“, in: *The Collected Essays, Journalism and Letters of George Orwell*, vol. IV: *In Front of Your Nose 1945-1950*, ed. Sonia Orwell and Ian Angus (London and Harmondsworth: Penguin Books, 1987 [1970]), 156-170; 164-165.

<sup>49</sup> Lec, *Alle unfrisierten Gedanken*, 15.

<sup>50</sup> Die Digitalisierung der Welt bringt es jedoch mit sich, dass Sprachroboter bei dem von Alan Turing als ‚imitation game‘ bezeichneten Nachahmen der menschlichen Konversation immer authentischer wirken, wie die Einführung der Sprachmaschine ‚Amazon Alexa‘ beweist. Zur Problematik dieser Entwicklung vgl. auch Sherry Turkle, *Reclaiming Conversation: The Power of Talk in a Digital Age* (New York: Penguin Press, 2015).

<sup>51</sup> Vgl. Watzlawick, Beavin und Jackson, *Menschliche Kommunikation*, 58-60.

für Störungen, Unstimmigkeiten, Irrtümer und Fehlinterpretationen. Anders als mathematische Axiome entziehen sich sprachliche Grundbegriffe der Eindeutigkeit; Wörter, Wendungen, Kollokationen, Idiome, Sätze und Texte suggerieren häufig Ambiguität, wenn nicht gar eine vielschichtige Mehrdeutigkeit, die keine reduktionistischen Interpretationen zulässt. Beim Erwerb einer Zweitsprache können Homonyme bei den Lernenden für beträchtliche Verwirrung sorgen, die ‚Lexikonbedeutung‘ eines Wortes kann sich im konkreten Einsatz in lebensweltlichen Zusammenhängen in fataler Weise als falsch erweisen,<sup>52</sup> und der Versuch, Sprichwörter oder Redewendungen spontan vom Deutschen etwa ins Englische zu übertragen, ist in den meisten Fällen zum Scheitern verurteilt.<sup>53</sup> Überdies ändern Wörter ihre Bedeutung: Die Historizität der Sprache bedingt einen permanent andauernden dynamischen Prozess der Sprachentwicklung; während ein Begriff auf der synchronen Sprachebene durch Synonyme erklärt werden kann, zeigt die diachrone Perspektive einen erheblichen Bedeutungswandel. Als Medium der Kommunikation untersteht die Sprache kulturellen und psychologischen Einflüssen, die ihrerseits in hochgradig komplexe interaktive Strukturen eingebunden sind. Als Beispiel sei hier etwa auf die Rezeption älterer Texte verwiesen: Wer jemals versucht hat, einen Ritterroman oder auch eine Predigt aus dem Mittelalter zu lesen, wird feststellen, dass er den Text nicht immer versteht, obwohl er doch alle notwendigen Wörter im Lexikon nachgeschaut hat.<sup>54</sup> Der Grund liegt hier vielleicht in der Unkenntnis der Besonderheit vieler mittelalterlicher Texte, dass sie nämlich mit einem palimpsestartigen Bedeutungskomplex arbeiten, der tief in der Religionskultur der Epoche verwurzelt ist. So gehen mittelalterliche Verfasser und ihre gebildeten Leser (und nur diese gab es in der Zeit) davon aus, dass jedes Wort mindestens vier Sinnebenen hat, die vom Leser mitgedacht werden müssen. Das Wort „Jerusalem“ beispielsweise bedeutet in ‚literaler‘ Hinsicht die geographisch identifizierbare Stadt; neben diesem Literalsinn gibt es aber noch einen ‚allegorischen‘

---

<sup>52</sup> Andreas Hock berichtet humorvoll von einem Bistrob Besuch in Paris, der fast in eine Schlägerei ausgeartet wäre, weil er das deutsche Wort ‚Tapete‘ als ‚*tapette*‘ (‚Schwuchtel‘) ins Französische übersetzte; vgl. Hock, *Wenn du mich fragst, macht das in keinster Weise Sinn!*, 35.

<sup>53</sup> Vgl. z.B. eine der vielen Sprachführer, die vor dem irrtümlichen Gebrauch vermeintlich vertrauter Wendungen warnen, etwa Burkhard Dretzke und Margaret I. Nester, *Student's Guide to False Friends, Old Friends and New Friends* (Berlin: Cornelsen, 1993).

<sup>54</sup> Man muss nicht bis in Mittelalter zurück gehen; wer einmal die Werke des deutschen Satirikers und Romanciers Jean Paul gelesen hat, wird sich wundern, wie viele der dort genutzten ‚deutschen‘ Wörter ihm unbekannt sein dürften.

‚tropologischen‘ und ‚anagogischen‘ Sinn; „Jerusalem“ steht dann für die ‚Kirche Christi‘, die ‚Seele des einzelnen Menschen‘ und schließlich für das ‚himmlische Jerusalem‘, also das Paradies der Christologie.<sup>55</sup> Überdies werden Texte durch das Verfahren der ‚Typologie‘ semantisch aufgewertet; Begriffe aus dem *Alten Testament* lassen sich mit Aussagen des *Neuen Testamentes* zusammenbringen und umgekehrt. Diese unaufhebbaren Zeitrelationen suggerieren die ‚Bedeutung‘ der christlichen Soteriologie. Nur durch die Dechiffrierung dieser häufig obsolet gewordenen sprachlichen Codierung kann eine Annäherung an das Gemeinte geschehen.

Inbegriff der ‚missverständlichen‘ Sprachverwendung sind aber auch die zahlreichen ‚Wendungen‘, Tropen, Metaphern, Allegorien und Symbole, die alle Sprachen zu bieten haben. Dass die Metapher als Verwendung eines Wortes in einem ‚konterdeterminierenden Kontext‘ aufgefasst werden kann,<sup>56</sup> widerspricht der Wittgensteinschen Sprachauffassung, andererseits unterstreicht diese Auffassung die Bedeutung des Kontextes für die Bedeutungsgenese. Die Metaphorik, die als dynamischer Prozess und als Interferenzerscheinung zwischen bildgebendem und bildempfangendem Bereich interpretiert werden kann, verweigert sich einer ‚unmissverständlichen‘ Auslegung, sie favorisiert die Vagheit des Gemeinten und bindet den Rezipienten des Sprachbildes durch Ko-Produktivität in den kreativen Prozess der Versprachlichung der Welt ein. Wie sehr Metaphern und Symbole einer Eindeutigkeit der Bedeutung entbehren, zeigt das Beispiel eines Buchtitels von Umberto Eco: Er gab seinem vielbeachteten Roman mit Absicht den Titel *Der Name der Rose* (1980), weil er aufgrund der semantischen Explosion des Symbols ‚Rose‘ gerade *keine* Erwartungen wecken wollte.<sup>57</sup> Auch die Lyrik als wahrscheinlich komprimierteste Ausdrucksform des Sprachlichen, die in der Lage ist, Welt- und Lebenserfahrung so zu kondensieren, dass sie die Grenzen des Prosaischen sprengt und die Eindeutigkeit des Ausdrucks durch eine ‚Ästhetik der Vagheit‘ ersetzt, stellt nicht nur Abiturienten beim Verfassen ihrer Deutschklausuren vor große hermeneutische Probleme. Viele Meisterwerke der Dichtung bleiben missverständlich, bis man sie sich anhand von kommentierten Ausgaben

---

<sup>55</sup> Vgl. Ernst Friedrich Ohly, „Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter“, in: ders., *Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977), 1-31; 13-14.

<sup>56</sup> Vgl. Harald Weinrich, „Semantik der Metapher“, *Folia Linguistica: Acta Societatis Linguisticae Europaeae* 1 (1967): 3-17; 6: „Mit diesem Begriff ist die Metapher definierbar als ein Wort in einem konterdeterminierenden Kontext.“

<sup>57</sup> Umberto Eco, „Titel und Sinn“, in: *Nachschrift zum ‚Namen der Rose‘*, übers. Burkhart Kroeber (München und Wien: Carl Hanser Verlag, 1983), 9-14; 11.

erarbeitet. Nicht nur Sprachanfängern unterläuft in der Sprache ein *faux pas* auf dem glatten Parkett der Idiomatik; auch Muttersprachler sind nicht immun gegen linguistische Aussetzer (*lapsus linguae*), Malapropismen (Verwechslung von Fremdwörtern, etwa ‚Ovation‘ mit ‚Ovulation‘), oder gar peinliche – weil das Unterbewusste offenbarende – ‚Freudsche Versprecher‘. Mit der ‚Missverständlichkeit‘ der Sprache kann gespielt werden, sie kann zu zynischen oder satirischen Zwecken eingesetzt werden. Die Literaturgeschichte kennt berühmte Beispiele wie etwa Jonathan Swifts sardonische Satire *A Modest Proposal* (1729) oder Daniel Defoes zynisches Pamphlet *The Shortest Way with the Dissenters* (1702), deren beißende Ironie nicht verstanden wurde, da das notwendige ironische Signal, das nicht unbedingt selbst sprachlicher Natur sein muss, fehlte oder nicht erkannt wurde.<sup>58</sup> Ein faszinierender Sonderfall sprachlichen Missverstehens ist die Paradoxie,<sup>59</sup> die in selbsterodierender Weise Aussagen trifft, die zum Scheitern verurteilt sind. Auch die intentional eingesetzte Lüge, die nach der berühmten Definition von Augustinus eine „Aussage mit dem Willen, falsch auszusagen ist“,<sup>60</sup> nutzt die Eigenschaft der sprachlichen Camouflage; mit verbalen Mitteln (*verba*) wird hier gezielt versucht, die Sachlage (*res*) zu verbergen.<sup>61</sup>

Überdies sorgen Dialekte und Soziolekte für Missverständnisse. So mancher Gast hat sich nach der Bestellung eines ‚halben Hahns‘ (‚Halve Hahn‘) in Köln beim Wirt beschwert, da dieser ihm der Landessitte entsprechend ein halbes Roggenbrötchen servierte. Das eigentlich gewünschte Gericht eines gebratenen Hähnchens rangiert auf dem Gebiet der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik unter dem Namen „Broiler“. Ein

---

<sup>58</sup> Zu Swifts provokativer Satire vgl. Hermann Josef Real, „A Modest Proposal: An Interpretation“, *Englisch-Amerikanische Studien* 1 (1988), 50-69; zu Defoes missverstandenen Pamphlet vgl. Rudolf Freiburg, „Daniel Defoe, *The Shortest-Way with the Dissenters*“, in: *Teaching Satire: Dryden to Defoe*, ed. Hermann Josef Real (Heidelberg: Carl Winter, 1992), 91-114. Die ironischen Signale können auch suprasegmental sein, also durch Betonung indiziert werden, oder sie können paraverbal ausfallen, im Englischen mit der treffenden Metapher ‚tounge in cheek‘ bezeichnet.

<sup>59</sup> Das Buch von Nicholas Falletta, *Paradoxon: Widersprüchliche Streitfragen, zweifelhafte Rätsel, unmögliche Erläuterungen*, übers. Irene Rummler (Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1988) bietet eine schöne Sammlung von Wort- und Bildparadoxien; vgl. auch Watzlawick, Beavin und Jackson, *Menschliche Kommunikation*, 205-282.

<sup>60</sup> Hier zit. nach Baruzzi, *Philosophie der Lüge*, 45. Außer bei Augustinus spielt die Lüge auch in der Philosophie von Aristoteles, Plato, Hobbes und Immanuel Kant, der die Lüge eines Menschen als ‚schwere Verletzung der Pflicht gegen sich selbst‘ definiert, eine große Rolle; vgl. ebd., 77-78.

<sup>61</sup> Harald Weinrich, *Linguistik der Lüge* (Heidelberg: L. Schneider, 1970).

Nordrheinwestfale, dessen liebevoll und aufwendig zubereitetes Abendessen von seinen fränkischen Gästen mit den Worten ‚baßd scho‘ kommentiert wird, mag bei sich denken, ob es nicht an der Zeit wäre, sich neue Freunde zu suchen. Doch auch soziales Missverstehen ist aufgrund von unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeit vorprogrammiert; so wird ein Publikum, das die Altersgrenze von 60 überschritten hat, wahrscheinlich mit Unverständnis auf die jugendsprachlichen Neologismen von 2016, wie etwa ‚Vollpostenantenne‘, ‚Mois‘ oder ‚Tintling‘ reagieren und auch beim Jugendwort des Jahres 2017 „I bims“ gleichgültig mit der Schulter zucken. Andererseits wird es Großeltern ein Leichtes sein, ihre Enkel mit der Frage nach der Bedeutung von Wörtern wie etwa ‚Blaustrumpf‘, ‚Nesthäkchen‘ oder ‚Backfisch‘ in Verlegenheit zu bringen.

Diese teilweise humorvollen innerdeutschen Missverständlichkeiten, die der in lukullischer Hinsicht bescheiden auftretenden ‚Frikadelle‘ eine Synonymenreihe bescheren, die von ‚Bulette‘, ‚Fleischklößchen‘, ‚Fleischpflanzerl‘ bis zu ‚Hackplätzli‘ und ‚Huller‘ reicht, lassen schon erahnen, wie die Chance auf Missverständnisse steigt, wenn man die Sprachvarietäten im ‚Ausland‘ mit berücksichtigt. Man muss den Begriff ‚Schlagobers‘ kennen, um in Österreich an ein Stück Apfelkuchen mit ‚Sahne‘ zu gelangen, und das ‚ungarische Gulasch‘ in Budapest entspricht wohl nicht ganz den Erwartungen, die eine hessische Hausfrau weckt, wenn sie ‚dasselbe‘ Gericht in der heimischen Küche zubereitet.

Wer nun der Meinung ist, solche Missverständnisse zeugten eben nur von der Mangelhaftigkeit der ‚verbalen‘ Sprache, wird sich eines Besseren belehren lassen müssen.<sup>62</sup> Auch die Sprache der Gesten und Mimik ist voller Ungenauigkeiten und bietet zahllose Varianten. ‚Erröten‘ und ‚Erblassen‘ sind zwar als eindeutige biologische Symptome identifizierbar, können aber höchst unterschiedliche Geistes- oder Gefühlszustände signalisieren. Die Weltliteratur, etwa Samuel Richardsons Kultroman *Clarissa, or, the History of a Young Lady* (1748), Fjodor Dostojewskis *Schuld und Sühne* (1866), Gustave Flauberts *Madame Bovary* (1857), Laurence Sternes *A Sentimental Journey through France and Italy* (1768) oder Johann Wolfgang von Goethes *Die Leiden des jungen Werther* (1774), bietet eine Fülle von Beispielen, in denen mimische Expressionen aufgrund der situationsbedingten emotionalen Verfassung des Rezipienten fehlerhafte Auslegungen erfahren. „Die unterhaltendste Fläche auf der Erde“, wie Georg

---

<sup>62</sup> Vgl. auch Lec, *Alle unfrisierten Gedanken*, 45: „Wie werden Seufzer in fremde Sprachen übersetzt?“

Christoph Lichtenberg das menschliche Gesicht nennt,<sup>63</sup> ist ebenso wie die verbale Sprache nicht gegen Fehlinterpretation seines Ausdrucks gefeit. Und der Bereich der Gestik sowie die Körpersprache insgesamt (Haltung, Sitzposition, Gang) können ebenso viel verraten wie verbergen. Die unwillkürliche Geste einer bewunderten Frau oder ihr ‚unpassend erscheinendes‘ Gähnen können ihren selbsternannten Verehrer in tiefe Verzweiflung stürzen, die unbewusste Handbewegung eines Lehrers einen Schüler an sich zweifeln lassen. Diese polysemantische Valenz nonverbaler Sprache nimmt noch zu, wenn Mimik, Gestik, Körperhaltung und sogar Kleidung oder die paradoxe Kommunikation des ‚Schweigens‘ kulturellen Codierungen unterstehen, von denen der Rezipient keine Ahnung hat.<sup>64</sup> Die Bandbreite des menschlichen Lächelns und Lachens reicht von schüchterner Sympathiebekundung bis zum unverhohlenen Spott,<sup>65</sup> und die Gesten können einer kulturell bedingten Codierung unterworfen sein,<sup>66</sup> die sich von Nation zu Nation in drastischer Weise unterscheiden.<sup>67</sup> Jedem Besucher der ‚Neuen Welt‘ wird aufgefallen sein, dass Amerikaner häufig – anders als Europäer – mit dem kleinen Finger beginnen, wenn sie ihre Hände zum Zweck des Aufzählens (etwa von Argumenten) einsetzen. Die vermeintlich harmlose Geste, bei der man sein Ohrläppchen berührt, offenbart eine paraverbale Polyvalenz: In Italien wird sie mit ‚Homosexualität‘ assoziiert, in Portugal wird mit ihr das Werturteil ‚köstlich‘ zum Ausdruck gebracht, Malteser deuten mit ihr an, dass sie jemanden für einen Denunzianten halten, und Schotten signalisiert sie Ungläubigkeit.<sup>68</sup> Ein deutscher Besucher kann in Istanbul die Geste des Herbeiwinkens als Zurückweisung missdeuten, da die Finger der winkenden Hand – anders als in Deutschland – nach unten zeigen. Arabische Geschäftspartner werden durch amerikanische Handelsreisende geschockt und beleidigt, wenn diese ihnen beim

---

<sup>63</sup> Georg Christoph Lichtenberg, „Sudelbücher, Heft F“, in: *Georg Christoph Lichtenberg, Schriften und Briefe*, hg. Wolfgang Promies, Bd. I: *Schriften und Briefe* (Frankfurt a.M.: Zweitausendeins, 1998 [1968]), 453-644; 473.

<sup>64</sup> Auf eine Fundgrube von interkulturell bedingten Missverständnissen stößt man in der Monographie von Edith Broszinsky-Schwabe, *Interkulturelle Kommunikation: Missverständnisse und Verständigung* (Wiesbaden: Springer, 2017), aus der auch die Beispiele in meinem Beitrag stammen.

<sup>65</sup> Zum Lachen vgl. ebd., 144-148.

<sup>66</sup> Vgl. Desmond Morris, „Introduction“, in: ders., *Bodytalk: A World Guide to Gestures* (London: Jonathan Cape, 1994), ohne Paginierung: „What is polite in one region, is obscene in another. What is friendly here, is hostile there. What is why a guide is needed.“

<sup>67</sup> Zahlreiche Belege für Gesten und ihre unterschiedlichen Bedeutungen finden sich ebd.

<sup>68</sup> Vgl. Broszinsky-Schwabe, *Interkulturelle Kommunikation: Missverständnisse und Verständigung*, 142.

Ausstrecken der Füße die Schuhsohlen präsentieren;<sup>69</sup> weitere Beispiele sind der gestreckte Mittelfinger sowie das manuelle O- oder V-Zeichen, die unterschiedlichste kulturbedingte Deutungen erfahren.<sup>70</sup> Das Schweigen der Finnen und Japaner unterscheidet sich in seiner Bedeutung vom ‚deutschen‘, ‚englischen‘ oder ‚holländischen‘ Schweigen und kommuniziert auf ganz spezifische Weise.<sup>71</sup> Auch die Körpersprache ist somit kein Garant für gelingende Kommunikation:

Die Ursachen sprachlicher Missverständnisse können sowohl in der Unkenntnis oder mangelhaften Kenntnis der fremden Sprache bestehen als auch im Nicht-Verstehen des Inhalts einer Botschaft. Selbst paraverbale Zeichen können sehr irritierend wirken, z. B. wenn am Ende des Satzes die Stimme nicht gehoben bzw. gesenkt wird.<sup>72</sup>

## Die Unverständlichkeit der Sprache

Die Unverständlichkeit der Sprache kann durch Störungen und Gebrechen bedingt sein, aber auch durch intentionale Akte bewusst hervorgebracht werden. Zu den unbewussten Bedingungen der Unverständlichkeit der Sprache können so triviale Gründe wie das Verschwinden der menschlichen Stimme hinter dem Lärmvolumen eines startenden Flugzeuges oder einer voll aufgedrehten Musikanlage in einer Diskothek zählen. Unverständlichkeit wird häufig durch Beschädigungen des Übertragungskanal (Telefon, Internet, Bildstörungen, Tonstörungen, unleserliche Buchstaben und vieles mehr) hervorgerufen. Die Logopädie kennt zahlreiche Ursachen für nicht gelingende Kommunikation, die von Stottern, Stammeln und Lispeln bis hin zur Logorrhoe reichen. Die Dysarthrien sind Sprachstörungen, die aufgrund von Schädigungen des Hirns oder der Nerven eine Beeinträchtigung der Kommunikation hervorrufen, die physiologischen, audiogenen, funktionellen und organischen Dyslalien verhindern einen ungestörten Redefluss und führen entweder zum Abbruch eines Gesprächs oder zur Verunsicherung des unter diesen Symptomen leidenden Gesprächspartners. Auch das Tourette-Syndrom kann der Grund für eine fehlschlagende Kommunikation sein, da es dem nicht informierten Gesprächspartner so vorkommen muss, als werde er aus ‚unverständlichen‘ Gründen von seinem

---

<sup>69</sup> Vgl. ebd., 48,

<sup>70</sup> Vgl. ebd., 149.

<sup>71</sup> Vgl. ebd., 77; 124-131; 181.

<sup>72</sup> Ebd., 119.

Gegenüber beschimpft.<sup>73</sup> Schließlich sind die vielfältigen Formen der Aphasie zu nennen, die, bedingt durch die variablen Modi von Alzheimer und Demenz, zu Idiosynkrasien führen, die jenseits des Bereichs der Verständlichkeit anzusiedeln sind.

Sprache kann aber auch bewusst ‚unverständlich‘ gestaltet werden; die eindeutigste Intention, einen Text für die Masse unverständlich zu halten und nur einem kleinen Kreis ‚Eingeweihter‘ zugänglich zu machen, liegt in der Codierung der Botschaften, etwa in militärischen Kontexten. Das bekannteste Beispiel für die Verklusulierung von Botschaften dürfte wohl die Chiffriermaschine ‚Enigma‘ gewesen sein, deren Geheimnis erst durch die Genialität eines Alan Turing gelüftet wurde.<sup>74</sup> Diese Kultur der ‚Geheimbotschaften‘ hat eine lange Tradition. Noch im 17. Jahrhundert wurden Nachrichten in Wachskerzen geschmuggelt, mit geheimer Tinte verfasst, die aus Glühwürmchen unter Zumischung von destilliertem Weidensaft hergestellt wurde und nur nachts lesbar sein sollte, oder sie wurden auf die Kopfhaut eines Geheimboten tätowiert, über die dieser dann wieder seine Haare wachsen ließ.<sup>75</sup> Mit anagrammatischen Mitteln wurden Buchstaben einzelner Wörter gegeneinander nach einem geheimen System vertauscht, aber diese Kryptographien stellten die Unverständlichkeit der Sprache auch durch gezielte Aktionen bestehend aus Inversion, Transformation, Diminution und Augmentation, zusätzlich erschwert durch geheime Abkürzungen, sicher.<sup>76</sup> Die den historischen Hieroglyphen inhärente Obskürität wurde intentional von Verfassern geheimer Schriften intendiert. Die Alchemie des 17. Jahrhunderts etwa präsentierte eine Mixtur aus antiker Philosophie und Mythos, paracelsischer Wortbombastik und naturwissenschaftlicher Terminologie,<sup>77</sup> angereichert mit Elementen

---

<sup>73</sup> Vgl. zum Beispiel den interessanten Fall des am Tourette-Syndroms leidenden Chirurgen, von dem Oliver Sacks in seinem Artikel „A Surgeon’s Life“, in: *An Anthropologist on Mars* (London and Basingstoke: Picador, 1995), 73-101, erzählt.

<sup>74</sup> Diese Geschichte wurde erfolgreich verfilmt; vgl. Morten Tyldum, *The Imitation Game* (USA und Großbritannien, 2014).

<sup>75</sup> Wundervolle Beispiele für kryptographische Verfahren finden sich in John Wilkins, *Mercury; or, The Secret and Swift Messenger: Shewing, How a Man may with Privacy and Speed communicate his Thoughts to a Friend at any distance* (London: Richard Baldwin, 1694); die hier aufgeführten Beispiele werden auf den Seiten 29 bis 42 präsentiert.

<sup>76</sup> Vgl. Wilkins, *Mercury; or, The Secret and Swift Messenger*, 21.

<sup>77</sup> Einen guten Eindruck von der Unverständlichkeit alchemistischer Schriften bekommt man in der Monographie von Stanton J. Linden, *Darke Hieroglyphicks: Alchemy in English Literature from Chaucer to the Restoration* (Lexington: The University Press of Kentucky, 1996).

arkaner Gelehrsamkeit,<sup>78</sup> deren Verständlichkeit dem ‚Nicht-Adepten‘ durch die Anwendung kabbalistischer Verdunklungstechniken wie *Gematria* und *Temura* erschwert werden sollte.<sup>79</sup> Die Schriften der Rosenkreuzer, eines angeblich real existierenden deutschen Geheimbundes, waren selbst für geduldige Leser nicht verständlich. Ein Autor wie Jonathan Swift nutzte die Obskurität derartiger Schriften in seinem *Tonnenmärchen* (1704) als eine ‚Steilvorlage‘ für eigene satirische Angriffe auf Verfehlungen der Religion und Gelehrsamkeit seiner Zeit.<sup>80</sup> Manifeste des Unverständlichen sind auch die Glossolalien, in denen Zungenredner als Reaktion auf metaphysische Eingebung oder unter Einfluss von Hypnose in unbekanntem Sprachen reden. Vor diesem Kontext scheint die Erkenntnis Voltaires gerechtfertigt zu sein: „Die Menschen gebrauchen ihren Verstand nur, um ihr Unrecht zu rechtfertigen, und ihre Sprache allein, um ihre Gedanken zu verbergen.“<sup>81</sup>

## Die Sprache der Sprachlosigkeit

Eine Einführung in die ‚Sprachwelten‘ muss auch die Paradoxie der ‚Sprache der Sprachlosigkeit‘, also das Schweigen, berücksichtigen. Als ‚Sprache der Sprachlosigkeit‘ ist das Schweigen ein sehr guter Beweis für die These, dass es unmöglich sei, nicht zu kommunizieren. Die kulturellen Unterschiede des Schweigens von Finnen und Japanern legen Zeugnis von der kommunikativen Energie der Abwesenheit von ‚Sprache‘ ab, und auch aus diachroner Perspektive betrachtet, entpuppt sich das Schweigen als

---

<sup>78</sup> Mit diesen Techniken versuchen die Vertreter der arkanen Gelehrsamkeit, die Rätselhaftigkeit der ‚natürlichen Schrift‘, der Sprache im ‚Buch der Natur‘, nachzuahmen; nach dem Turmbau zu Babel waren (außer im Hebräischen) nur noch vage Spuren der adamitischen Urschrift in den Signaturen des Realen erkennbar; vgl. hierzu Michel Foucaults viertes Unterkapitel (Erster Teil) „Die Schrift der Dinge“, in: Michel Foucault, „Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften“, übers. Ulrich Köppen, in: Michel Foucault, *Die Hauptwerke* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008), 69-77.

<sup>79</sup> Vgl. Mark Haeffner, *Dictionary Of Alchemy: From Maria Prophetissa to Isaac Newton* (San Francisco: Harper Collins Publishers, 1994 [1991]), 51-52.

<sup>80</sup> Vgl. Rudolf Freiburg, „Enlightened Darkness: Swift’s Use of Arcane Knowledge in *A Tale of a Tub*“, in: *Swift: The Enigmatic Dean: Essays in Honour of Hermann Josef Real*, eds. Rudolf Freiburg, Arno Löffler and Wolfgang Zach (Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1998), 47-70.

<sup>81</sup> Der Aphorismus stammt aus Voltaires „Dialogue du chapon et de la poularde“, hier zit. nach *Duden – Zitate und Aussprüche: Herkunft und aktueller Gebrauch*, hg. Maria Grazia Chiaro (Mannheim: Dudenverlag, 2002), 486-487.

eine ‚Kommunikation‘ ganz eigener Art.<sup>82</sup> Das Mittelalter war mit dem Oxymoron des ‚beredten Schweigens‘ wohlvertraut; das Nicht-Sprechen konnte Respekt, Machtausübung, Zweifel und Verachtung ausdrücken und zu einer mächtigen Waffe im sozialen Überlebenskampf werden. Die Wendung ‚mit Schweigen strafen‘ lässt erkennen, dass paraverbale Äußerungen als performative Akte gewertet werden können.<sup>83</sup> Als wohl intensivste Personifizierung des beredten Schweigens darf sicherlich die mythologische Figur der ‚Philomela‘ gelten. Im griechischen Mythos wird Philomela von Tereus vergewaltigt, der, um sie daran zu hindern, seine Freveltat publik zu machen, ihr die Zunge herausschneidet. Philomela aber fertigt für ihre Schwester ein Gewand an, in das sie Hinweise auf das Verbrechen des Tereus einwebt. Mit diesem stummen Protest, der allerdings im Mythos doch in das Gewand eines ‚Gewebes‘ – also eines ‚Textes‘ – gekleidet ist, wird Philomela im Laufe der Zeit zum Symbolbegriff des verräterischen Schweigens, eines Schweigens, das ‚an sich‘ auf das Vorhandensein einer Verletzung schließen lässt.

Philomela könnte geradezu als Symbolfigur der jüngeren Trauma-Studien aufgefasst werden. Wie Pierre Janet und Sigmund Freud erkannten, führen sowohl physische als auch psychische Verletzungen zu traumatischen Symptomen, die sehr häufig in Schweigen münden und vielleicht nur noch durch Gesprächstherapien behoben werden können. Dem traumatisierten Opfer, das überdies durch unfreiwillige Erinnerungen an die Schrecken der Vergangenheit gepeinigt wird, verschlägt es oft die Sprache, es verstummt.<sup>84</sup> Erneut scheint das *res-verba* Problem auf, nunmehr in einer tragischen Variante. Das traumatisch Erlebte ist zu groß, zu vage, zu erschütternd, als dass es in Worte gefasst werden könnte, es sprengt den Rahmen der Sprache und wird in jenen Bereich verschoben, der sich dem nachvollziehbaren Ausdruck des Menschen entzieht.<sup>85</sup> Im traumatischen

---

<sup>82</sup> Lec, *Alle unfrisierten Gedanken*, 266: „Die Themen des Schweigens sind unerschöpflich.“

<sup>83</sup> Zur Sprechakttheorie vgl. John L. Austin, *How to Do Things with Words* (London et al., 1976).

<sup>84</sup> Die Literatur der Gegenwart schenkt diesem Thema erhöhte Aufmerksamkeit; vgl. Susana Onega und Jean-Michel Ganteau, *Contemporary Trauma Narratives: Liminality and the Ethics of Form* (New York et al.: Routledge, 2014).

<sup>85</sup> Es kommt auch vor, dass die ‚Sprache der Gewalt‘ die ‚normale Sprache‘ ersetzt, wie der tragische Fall des Holocaust-Überlebenden Harry Haft beweist; vgl. hierzu Rudolf Freiburg, „Fighting Trauma‘: Silencing the Past in Alan Scott Haft’s *Harry Haft: Survivor of Auschwitz, Challenger of Rocky Marciano*“, in: *Traumatic Memory and the Ethical, Political and Transhistorical Functions of Literature*, eds. Constanza del Río and Maite Escudero (London: Palgrave, 2017), 127-151.

Verstummen können wohl Spuren jenes Sublimen entdeckt werden, von denen Edmund Burke gesprochen hatte,<sup>86</sup> als er erklärte, dass Naturerscheinungen wie die einschüchternde Gebirgswelt, die unermesslichen Weiten des Meeres und des Kosmos oder auch die Erscheinungsformen des Dunklen, der Nacht und des Todes beim Menschen eine Mischung aus ‚Angst‘ und ‚Bewunderung‘, eine *mélange* aus Schrecken und Lust auslösen. Auf diese Mischung zielt wohl auch das berühmteste Schweigegebot der Geistesgeschichte, Theodor W. Adornos ‚Unsagbarkeitstopos‘, ab. Adorno meldet seine intensivsten Bedenken gegen den Versuch an, die Schrecken des Holocaust in Worte zu fassen, seine bewusst provokativ zugespitzte Aussage, es sei ‚barbarisch nach Auschwitz noch Lyrik zu schreiben‘,<sup>87</sup> thematisiert zum einen das Gefühl vieler Holocaust-Überlebender, dass ohnehin niemand, der es nicht selbst erlebt habe, das Ausmaß des Schreckens nachvollziehen könne, selbst wenn der Erzähler – trotz seiner Traumatisierung – Worte für das Unermessliche fände. Aber die Aussage kritisiert auch die latente Eigenschaft von Schreckensschilderungen, beim Rezipienten eine Art ‚angenehmen Schauers‘ aufkommen zu lassen,<sup>88</sup> der die Holocaust-Literatur in die Nähe des ‚Schauerhaften‘ (das übrigens in der Literaturwissenschaft wiederum mit Verweisen auf Burkes ‚Theorie des Sublimen‘ analysiert wird) rückt. Das Verstehen des Ereignisses sei somit gleichsam eine Obszönität.<sup>89</sup>

Die Darstellung des Holocaust, so singular diese Erscheinung auch sein mag, ist aber keinesfalls der einzige Bereich, bei dem die Sprache an ihre Grenzen gerät und das Terrain des Schweigens beginnt. Die zeitgenössische Literatur bietet eine Überfülle von Beispielen, in denen Schweigen als Reaktion auf Traumata interpretiert wird, oder die Sprache – in Anlehnung an poststrukturalistische Semantiktheorien – als dermaßen dekonstruiert

---

<sup>86</sup> Vgl. Edmund Burke, *A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful*, ed. J. T. Boulton (London: Routledge and Kegan Paul, 1958).

<sup>87</sup> Vgl. Theodor W. Adorno, „Kulturkritik und Gesellschaft“, in *Gesammelte Schriften* 10.1, ed. Rolf Tiedemann (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997 [1951]), 11-30; 30.

<sup>88</sup> Dieser ‚angenehme Schauer‘ ist nicht unbedingt als primitiver Voyeurismus zu interpretieren; er kann auch als Freude des Überlebens und des ‚Nicht-Betroffenseins‘ aufgefasst werden, und ist somit ein Kennzeichen des ‚Beobachters‘; vgl. hierzu Hans Blumenberg, *Schiffbruch mit Zuschauer: Paradigma einer Daseinsmetapher* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979).

<sup>89</sup> Vgl. Claude Lanzmann, „The Obscenity of Understanding: An Evening with Claude Lanzmann“, in: *Trauma: Explorations in Memory*, ed. Cathy Caruth (Baltimore and London: The Johns Hopkins University Press, 1995), 200-220.

erscheint, dass sich ihre Aussagen (hierin dem Schweigen vergleichbar) vielfältigsten Interpretationen öffnet.<sup>90</sup>

Diese vehemente Sprachskepsis, die das Versagen des Wortes vor der Grausamkeit der Wirklichkeit thematisiert, ist aber keinesfalls neu in der Geistesgeschichte. Wiederum gehört es zum Bereich der charmantesten Paradoxien, wenn ein Autor selbst auf die eloquenteste Weise von seiner Sprachnot und seiner unstillbaren Sehnsucht nach Wortlosigkeit und Schweigen berichtet und damit seinen Zweifel an der logischen Erkennbarkeit der Welt anmeldet. Das berühmte Zitat aus einem noch berühmteren Brief lautet: „Mein Fall ist, in Kürze, dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen.“<sup>91</sup> Hugo von Hofmannsthal lässt seine Figur Lord Chandos in einem Brief an Francis Bacon darüber Klage führen,<sup>92</sup> dass die erlebte Wirklichkeit überhaupt nicht mehr mit dem Mittel der Sprache zum Ausdruck gebracht werden könne.<sup>93</sup> Chandos erlebt eine veritable Identitätskrise als Schriftsteller und als Person, die es ihm unmöglich macht, sich seiner selbst zu vergewissern;<sup>94</sup> von Literaturhistorikern wird diese Form der Identitätserosion häufig als Beginn der ‚Krise der Moderne‘ gewertet.<sup>95</sup> Das alte *res-verba*-Problem verfällt in eine Aporie, oder aber: Es löst sich gleichsam auf, da nur noch die Seite der *res* – allerdings als Inbegriff des Entfremdeten – ontischen Bestand hat, während der Bereich der Sprache einem unaufhaltsamen Verfall ausgesetzt ist und gleichsam eine

---

<sup>90</sup> Vgl. etwa die Texte, die Jean-Michel Ganteau, *Trauma and Romance in Contemporary British Literature* (New York et al.: Routledge, 2012) in seiner Monographie behandelt.

<sup>91</sup> Hugo von Hofmannsthal, „Ein Brief“, in: *Brief des Lord Chandos: Poetologische Schriften, Reden und erfundene Gespräche*, ausgew. Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel Verlag, 2000), 127-139; 131.

<sup>92</sup> Hofmannsthal hatte sich lange mit den Essays – aber wahrscheinlich auch mit den übrigen Schriften Bacons – beschäftigt, bevor er seinen ‚Brief‘ verfasste; zu dem ‚poetischen‘ Umgang Hofmannsthals mit Bacons Werken vgl. H. Stefan Schultz, „Hofmannsthal and Bacon: The Sources of the Chandos Letter“, *Comparative Literature* 13 (1961): 1-15.

<sup>93</sup> Vgl. hierzu auch Rainer Nägele, „Die Sprachkrise und ihr dichterischer Ausdruck bei Hofmannsthal“, *The German Quarterly* 43.4 (1970): 720-732, der den Brief als „beredtes Zeugnis des Nicht-reden-könnens“ bezeichnet (720) und die Krisenstimmung zu Hofmannsthals Zeit mit derjenigen Bacons vergleicht (721).

<sup>94</sup> Zu einer psychoanalytisch orientierten Interpretation des Briefes vgl. Judith M. Brett, „Hugo von Hofmannsthal, ‚Letter of Lord Chandos‘: The Writer’s Relationship to his Language“, *American Imago: A Psychoanalytic Journal for Culture, Science, and the Arts* 35 (1978): 238-258.

<sup>95</sup> Vgl. hierzu auch Patrick Greaney, „On the Chaos in Chandos: Hofmannsthal on Modernity’s Threshold“, *MLN* 129 (2014): 563-573; Greaney erklärt den Namen ‚Chandos‘ als Anagramm von ‚Chaos‘, das nur in zwei Buchstaben voneinander abweiche (570).

‚De-Ontologisierung‘ erlebt. In der Schreib- und Lebenskrise des Lord Chandos versagen vor allem die ‚abstrakten‘ Wörter, indem sie zunächst einer Verdinglichung unterzogen werden, um sich dann vollkommen aufzulösen.

Die besondere Leistungsfähigkeit der Sprache, die Abstraktion, verflüchtigt sich, weil Chandos erfahren muss, dass die „abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben,“ ihm „im Munde wie modrige Pilze“ zerfielen.<sup>96</sup> Dieser Sprachskeptizismus, zu dessen Wegbereitern außer Hofmannsthal sicherlich auch Gustave Flaubert zu zählen ist,<sup>97</sup> ließ eine allgemeine ‚Krise der Moderne‘ erahnen, die von Ernst Machs Empiriekritizismus beeinflusst wurde und an sein Diktum „Das Ich ist unrettbar“ erinnert.<sup>98</sup> Diese Krise schlug sich in eindrucksvoller Weise in der Literatur von Robert Musil, Alfred Döblin, Henry James, T.S. Eliot, Samuel Beckett, James Joyce und Virginia Woolf nieder, die ihr mit dem Programm der ‚Ästhetik der Vagheit‘ begegnete.<sup>99</sup> Als Instrument zur Erkenntnis der Welt schien die Sprache endgültig versagt zu haben.<sup>100</sup> Dieses ‚Versagen‘ der Sprache, das ein Versagen epistemologischer Fähigkeiten mit einschloss, war der Auftakt für den Siegeszug des Postmodernismus der Folgezeit.

## Die Sprache des Verstehens

Nicht zuletzt also aus sprachlichen Gründen entwickelte sich die Literatur vom Realismus und Naturalismus des 19. Jahrhunderts zur ‚modernistischen‘ und später dann ‚postmodernen‘ Literatur, die vom alleinigen Prinzip der Nachahmung der Wirklichkeit immer entschiedener abrückte.

---

<sup>96</sup> Hofmannsthal, „Ein Brief“, 132.

<sup>97</sup> Vgl. Gustave Flaubert, *Madame Bovary: Sitten in der Provinz*, hg. und übers. Elisabeth Edl (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2012), 251: „[...] die menschliche Sprache ist wie ein gesprungener Kessel, auf dem wir Melodien für Tanzbären trommeln, erreichen möchten wir eigentlich die Sterne.“ Und später: „Außerdem ist die Sprache ein Presswerk, das die Gefühle immer weiter plattwalzt.“

<sup>98</sup> Vgl. Nägele, „Die Sprachkrise und ihr dichterischer Ausdruck bei Hofmannsthal“, 723.

<sup>99</sup> Vgl. Virginia Woolf, „Modern Fiction“, in: *The Essays of Virginia Woolf*, 6 vols., ed. Andrew McNeillie (London: Hogarth Press, 1986-1994); Vol. IV: 1925-1928, 157-165.

<sup>100</sup> Kritiker wie Brian McHale sehen die gesamte Moderne unter der Dominanz der Epistemologie, während die folgende Postmoderne dem noch radikaleren Zweifel ontologischer Provenienz untersteht; Vgl. Brian McHale, „Postmodernism and its Precursors“, in: ders., *The Cambridge Introduction to Postmodernism* (Cambridge: Cambridge University Press, 2015), 8-21; 15.

Während James Joyce in seinem Meisterwerk *Ulysses* (1922) noch den Spagat zwischen realistischer Stadtbeschreibung von Dublin und der mythisch orientierten Inszenierung der irischen Hauptstadt als Inbegriff aller Städte wagte – ein Verfahren, das Joyce-Forscher mit dem Begriff des ‚allotropischen Schreibens‘ belegen – rückte Woolf in ihrem experimentellen Roman *The Waves* (1931) immer weiter von der Realität ab.<sup>101</sup> An die Stelle der *mimesis* des Realismus trat immer intensiver die *poesis*: Nicht länger sollte die Wirklichkeit nachgeahmt, sondern durch die Literatur geschaffen werden.

Ein ganz ähnlicher Wandel vollzieht sich in der Geschichte der Sprachauffassung: Während die frühen Sprachtheoretiker des 17. und 18. Jahrhunderts die Sprache als ein ‚Instrument‘ oder ein ‚Werkzeug‘ sahen, mit dem man die Wirklichkeit ordnen und abbilden könne, wiesen die bedeutendsten ‚Linguisten‘ des 19. Jahrhunderts diese These vehement zurück. Das Lager der konservativen Theoretiker – bestehend aus Hobbes, Locke und Étienne Bonnot de Condillac – wurde nun durch eine neue Trias ersetzt, die sich aus Georg Hamann, Johann Gottfried Herder und Wilhelm von Humboldt zusammensetzte.<sup>102</sup> Die Auffassung von Hobbes, Locke und Condillac, die in der Sprachwissenschaft häufig mit Begriff der ‚Rahmentheorie‘ bezeichnet wird, erscheint ihren Kritikern als allzu primitiv. Der Sprecher werde in die Rolle eines mechanischen Sprachbenutzers gedrängt, der seine Wörter nutze, wie ein Handwerker sein Werkzeug, nämlich um ‚Dinge‘ zu bewerkstelligen oder Ziele zu erreichen. Hamann, Herder und Humboldt entwickelten eine ganz andere Auffassung von Sprache: Sprache ist nicht nur ‚mimetisch‘, sondern sie ist auch ‚poetisch‘ (*poesis* hier in der Bedeutung von ‚herstellen‘, ‚machen‘), nicht also nurmehr ‚nachahmend‘, sondern selbst ‚produzierend‘. Diese in der Linguistik als ‚Konstituententheorie‘ bezeichnete neue Auffassung von Sprache ersetzt den latenten Atomismus früherer Sprachtheorien durch einen Holismus, der die Sprache als einen integralen Teil des ganzen Lebens begreift; mehr noch: Ohne die Sprache wäre Denken gar nicht möglich. Oder noch genauer: Erst durch die Sprache entsteht die Welt, in der sich der Sprecher dann bewegt; bildlich gesprochen zeigt die Sprache Wege auf, die ‚erst beim Gehen entstehen‘.<sup>103</sup> Die simple ‚Bezeichnungstheorie‘ wird also durch eine sehr viel komplexere ‚expressiv-konstitutive‘ Auffassung

<sup>101</sup> Vgl. Jeri Johnson, „Introduction“, in: *James Joyce, Ulysses*, ed. Jeri Johnson (Oxford: Oxford University Press, 1998 [1993]), ix-xxxvii; xvii.

<sup>102</sup> Vgl. Taylor, *Das sprachbegabte Tier*, 7.

<sup>103</sup> Vgl. Heinz Rudolf Kunze, „Meine eigenen Wege“ (Wedemark: Weltverbesserer Musikverlag, 1988).

von Sprache ersetzt,<sup>104</sup> die zahlreiche Konsequenzen hat. Der vermeintlich einfach erscheinende Sachverhalt ‚Ich spreche‘, der eine klare Ordnung von handelndem Subjekt und Tätigkeit vorspiegelt, bedarf einer Differenzierung. Während des ‚Sprechens‘ (hier als allgemeine Aktion, nicht als Einzelmitteilung gemeint) entsteht eigentlich erst jenes ‚Ich‘, das allzu früh der alleinigen – dem Wort präexistenten – Täterschaft bezichtigt wird. Die Analyse der Sprache erkennt ganz klar, welchen Anteil diese an der Genese moderner Subjektivität – auch in Anlehnungen an die Theorien von George Herbert Mead und Erik Erikson – hat. Diese sprachliche (Selbst-)Konstitution verwirft also das monologische Konzept einer Identitätstheorie, das auf einen obsoleten cartesianischen Optimismus zurückzuführen ist, und erkennt in der Sprache einen genuinen Keimboden werdender Subjektivität, die selbst erst jene Sprachwelt kreiert, die sie zu beherrschen anstrebt.<sup>105</sup> Die sprachliche Bedingtheit des Menschen garantiert jene Hermeneutik des Seins, die ihn jene Welt schaffen lässt, in der er sich heimisch fühlen möchte und kann; in diesem Sinne zollt sie der Einsicht Martin Heideggers Tribut, dass die Sprache als „Haus des Seins“ interpretiert werden darf.<sup>106</sup> ‚Sprechen‘ ist somit selbst ein ‚Verstehensprozess‘, nicht nur verbale Aneignung einer ‚Außenwelt‘, sondern – hier in einer mystischen Weise mit dem Beginn der Genesis „Am Anfang war das Wort“ verbunden – eine individuelle Weltschöpfung.<sup>107</sup> Zusammen mit der Wahrnehmung, die nach neueren Erkenntnissen nicht Muster erkennt,<sup>108</sup> sondern Muster konstruiert, schafft Sprache eine ‚wiedererkennbare Welt‘, die es ohne sie gar nicht gäbe. In diese Richtung zielt auch Wittgensteins berühmter Satz „*Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt*“.<sup>109</sup> Auf tragische Weise bewahrheitet sich dieses Diktum in Fällen von Demenzerkrankungen: Mit dem Verlust der Sprache geht nicht nur die persönliche Identität, sondern auch das Verständnis für Raum, Zeit, Kausalität, kurz für die Bedingungen des ‚In-der-Welt-Seins‘, verloren,

---

<sup>104</sup> Vgl. Taylor, *Das sprachbegabte Tier*, 93-96; 98.

<sup>105</sup> Vgl. ebd., 127-131.

<sup>106</sup> Vgl. ebd., 50.

<sup>107</sup> Vgl. auch Richard S. Briggs, „On ‚Seeing‘ what God is ‚Saying‘: Rereading Biblical Narrative in Dialogue with Kevin Vanhoozer’s Remythologizing Theology“, in: *Visions and Revisions: The Word and the Text*, eds. Roger Kojecký and Andrew Tate (Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 2013), 29-42; 29: „Large sections of the Old Testament might almost be read as a set of case studies in ‚How to do things with words ...if you are the God of Israel‘.“

<sup>108</sup> Vgl. das Kapitel „Form und Muster“, in: Fleischer, *Allgemeine Kommunikationstheorie*, 23-31.

<sup>109</sup> Wittgenstein, *Tractatus Logico-Philosophicus*, Satz 5.6, 89.

so dass sich ein ‚sprachloser‘ Mensch zusehends zu einem ‚weltlosen‘ Menschen entwickelt. Der Satz Wittgensteins fand aber auch Anwendungen in Sprachtheorien, die in jüngster Zeit eine intensive Differenzierung erfuhren, etwa den Theorien von Edward Sapir und Benjamin Whorf, die die Thesen aufstellten, dass Nationalsprachen das jeweilige spezifische ‚Weltbild‘ ihrer Sprecher in intensiver Weise prägten.

Das Sprachsystem als epistemologisches System stellt also die Bedingungen bereit, die es mit den eigenen sprachlichen Mitteln zu ergründen versucht. Diese autoreflexive, von Interferenzen, Rückkopplungen und Interdependenzen geprägte Systematik sorgt für die unvergleichliche Dynamik sprachlicher Prozesse, für den „unendlichen Gebrauch endlicher sprachlicher Mittel“,<sup>110</sup> wie Humboldt diesen Sachverhalt beschrieb. Die Konstituententheorie kann in enger Verbindung mit der Diskurstheorie Michel Foucaults betrachtet werden,<sup>111</sup> beiden gemein ist die Vorstellung eines Konstruktivismus, mit dem sich menschliche Gesellschaften, Werte, Normen, Staaten und Historiographien selbst entwerfen.<sup>112</sup>

### **Die Sprache als Spiel: *Homo loquens* als *homo ludens***

Die Konstituententheorie impliziert menschliche Freiheit, die – einem berühmten Verdikt entsprechend – nirgendwo sonst dermaßen intensiv ihre Realisation findet wie im Spiel. Sprache und Spiel sind eng aufeinander bezogen, bedingen sich in ihrem freiheitlichen Charakter; der *homo loquens* ist immer auch ein *homo ludens*. Palindrome wie „Madam, I’m Adam“, Kalauer, Knittelverse, Verballhornungen von Begriffen, intendierte Versprecher und vieles mehr zeugen von der puren Lust an der Sprache. Alltagssprache und Literatur spielen mit sprachlichen Elementen, verwenden spielerisch Versatzstücke im Scherz, oder noch genauer im Wortwitz (*pun*), im zynischen Aphorismus, in einer geistreichen Sentenz oder einem humorvollen *bonmot*. Meister des geschliffenen Wortes wie Oscar Wilde, Georg Christoph Lichtenberg oder George Bernard Shaw treiben das Spiel mit der Sprache so weit, dass diese sich in Paradoxien und Oxymora selbst

---

<sup>110</sup> Vgl. Taylor, *Das sprachbegabte Tier*, 336.

<sup>111</sup> Zur Diskurstheorie vgl. Andreas Kablitz, „Michel Foucault“, in: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie*, 160-161.

<sup>112</sup> Vgl. auch Taylor, *Das sprachbegabte Tier*, 538: „Ich möchte die These vertreten, daß ein ganzer Komplex maßgeblicher menschlicher Phänomene im Diskurs konstituiert und transformiert wird. Das gilt für Normen und zwischenmenschliche Verhältnisse, für Institutionen und soziale Ordnungen sowie für politische Strukturen und in deren Rahmen eine Rolle spielende Ämter.“

*ad absurdum* führt und doch ‚Sinn macht‘. Ein Satiriker wie Jonathan Swift wirbelt genussvoll Buchstaben durcheinander, um in seinem berühmten Buch *Gullivers Reisen* (1726) aus bekannten Nomina faszinierende Neologismen („Tribnia“ = „Britain“, „Lindalino“ = „Dublin“) zu gestalten. Lewis Carroll verwendet zu Beginn seiner berühmten Schrift *Alice in Wonderland* (1865) ein Akrostichon, um dem Leser seine Hauptgestalt spielerisch vorzustellen. Edward Lear präsentiert seinen verblüfften Lesern eine Sammlung von Limericks, die weitgehend frei von jeglichem Sinn sind, Christan Morgenstern schreibt wortlose Figurengedichte, in denen die verwendeten Zeichen die Gestalt eines Fisches ergeben. Diese Beispiele des spielerischen Umgangs mit Sprache, die endlos vermehrt werden könnten,<sup>113</sup> geben Wörtern, Sätzen und Texten eine Autonomie, die an die ‚*l’art pour l’art*-Theorie‘ der Ästhetik erinnert. Die Sprache wird um ihrer selbst willen (*language for language’s sake*) verwendet, ohne unbedingt einen Zweck oder tieferen Sinn zu verfolgen.

Teilweise um ihrer selbst willen, aber auch im Dienste höherer ästhetischer Absichten, findet die spielerische und experimentelle Sprache in Werken des Modernismus Verwendung; als Beispiel soll hier eine Episode aus James Joyces Jahrhundertwerk *Ulysses* dienen.<sup>114</sup> Im gesamten Roman ist die Sprache neben Stephen Dedalus und Leopold Bloom der eigentliche Held,<sup>115</sup> aber vor allem im 14. Kapitel des Romans, „Oxen of the Sun“,<sup>116</sup> bietet Joyce seinem Leser eine *tour de force* durch die anglo-irische Literatur- und Sprachgeschichte; während die eigentliche Handlung des Romans stagniert, da sich Leopold Bloom hier in einem Krankenhaus aufhält, in dem eine Freundin seiner Frau, Mina Purefoy, in den Wehen liegt, nimmt Joyce – in weitgehender Anlehnung an die neun Monate der Schwangerschaft – eine Bestandsaufnahme der neun wichtigsten Sprachstufen vor.<sup>117</sup> Der Text beginnt mit einem Amalgam aus lateinisch-irischen Sprachelementen, die

---

<sup>113</sup> Weitere höchst vergnügliche Beispiele zum ‚Sprachspiel‘ finden sich etwa in Andreas Thalmayer, *Das Wasserzeichen der Poesie oder Die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen* (Nördlingen: Franz Greno, 1985); vgl. darüber hinaus Alfred Liede und Walter Pape, *Dichtung als Spiel: Studien zur Unsinnspoesie an den Grenzen der Sprache* (Berlin et al.: de Gruyter, 1992).

<sup>114</sup> Zu einer allgemeinen Einschätzung des Jahrhundertromans vgl. Jennifer Levine, „Ulysses“, in: *The Cambridge Companion to James Joyce*, ed. Derek Attridge (Cambridge: Cambridge University Press, 2004 [1990]), 122-148.

<sup>115</sup> Vgl. die wertvollen Analysen der Joyceschen Sprache in Anthony Burgess, *Joysprick: An Introduction to the Language of James Joyce* (London: André Deutsch, 1973).

<sup>116</sup> James Joyce, „Oxen of the Sun“, in: *Ulysses*, ed. Johnson, 366-407.

<sup>117</sup> Vgl. Anthony Burgess, „The Language of Gestation“, in: *Joysprick: An Introduction to the Language of James Joyce*, 110-124.

wie urtümliches, raunendes Sprechen anmuten, das dann zu angelsächsischen und mittelenglischen Sprachzeugnissen übergeht. In einem spielerisch gestalteten, kunstvoll arrangiertem *pastiche* lässt Joyce anschließend die Sprache und Literatur von Autoren wie Geoffrey Chaucer, John Evelyn, Samuel Pepys, Jonathan Swift, John Bunyan, Charles Dickens, Thomas De Quincey, Thomas Babington Macaulay und vielen mehr in einer veritablen *tour de force* Revue passieren, bis er bei einer irischen Dialektart seiner Gegenwart (Dublin *patois*) angekommen ist.<sup>118</sup> Dieses spielerische Verfahren, das dem Übersetzer Hans Wollschläger bei seiner Übertragung des Textes ins Deutsche (Übersetzung des Mittelenglischen ins Mittelhochdeutsche) viel Mühe kostete, steht bei Joyce auch im Kontext der zeitgenössischen Diskurse über die Problematik des Epigontums. Auch Episoden wie „Aeolus“, das Kapitel des Windes, das in *Ulysses* die Leere des Journalismus symbolisiert und in dem Joyce auf engstem Raum fast die ganze Bandbreite rhetorischer Figuren präsentiert,<sup>119</sup> oder „Sirens“, in dem die Sprache der Musik und vor allem die Theorie der Fuge verarbeitet wurde,<sup>120</sup> sind Produkte purer Sprachlust.

Weitere Beispiele für das Spiel der Sprache wären etwa die Dichtung des Dadaismus und die Sprachwelt der ‚Konkreten Poesie‘.

Sprache entfaltet sich hier also spielerisch in einem machtfreien Raum, ja sie ist sogar der Garant für diese heitere Anarchie, die auch später noch Werke der Postmoderne prägen sollte. Aber Sprache beschränkt sich nicht auf den puren Ludismus.

## Die Macht der Sprache

Sprache entfaltet Macht. Schon der Begriff des ‚Machtwortes‘ suggeriert die Potenz der Sprache, Einfluss auf Welt und Wirklichkeit zu nehmen. Der jüngste ‚Schlagabtausch‘ zwischen den Staatsoberhäuptern der USA und Nordkoreas, der bislang glücklicherweise auf der Ebene des Verbalen verblieb und sich mit Beleidigungen begnügte, belegt die ‚Macht‘ des Wortes und beschwört die Gefahren herauf, die sich ergeben, wenn ein *online*-Dienst wie *Twitter* in der Lage ist, den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika für einige Stunden ‚stummzuschalten‘. Im Katholizismus hat

---

<sup>118</sup> Vgl. A. Nicholas Fargnoli and Michael Patrick Gillespie, „Oxen of the Sun“, in: *James Joyce A to Z: An Encyclopedic Guide to his Life and Work* (London: Bloomsbury, 1995), 169-171.

<sup>119</sup> James Joyce, „Aeolus“, in: *Ulysses*, 112-143.

<sup>120</sup> James Joyce, „Sirens“, ebd., 245-279.

der Priester die ‚Macht‘, Menschen in der Beichte von ihren Sünden loszusprechen; zu der Macht der Päpste zählte es, einen ‚Bann‘ auszusprechen oder einzelne Gläubige zu exkommunizieren. 1989 verurteilte der iranische Staatschef Khomeini den Schriftsteller Salman Rushdie durch Anwendung einer *Fatwa* zum Tode. Menschen können in Rom ‚selig‘ oder ‚heilig‘ ‚gesprochen‘ werden, mit Wörtern werden Orden und Titel verliehen, Menschen promoviert und habilitiert. Richter sprechen frei oder verurteilen, Polizisten sprechen eine Verwarnung aus, Vorgesetzte eine Abmahnung. Wörter regieren die Welt; menschliche Alphatiere setzen Machtzeichen wie Rudelführer Duftnoten im Tierreich, um mit Hilfe von Warnzeichen Domänen und Privaträume zu markieren. Gebote und Verbote regulieren das Leben, Gesetzestexte bestimmen darüber, was als legal beziehungsweise illegal zu gelten hat. Gesellschaften verhängen Tabus über bestimmte Wörter, die als politisch inkorrekt gelten,<sup>121</sup> Dissidenten nutzen gerade diese Wörter, um gegen Bevormundung zu protestieren, damit Schaden anzurichten oder betroffene Individuen oder Gruppen bloßzustellen. In einer hierarchischen Gesellschaft wie derjenigen Großbritanniens kann die Klangfarbe des Gesprochenen dem Sprecher die Karriere vereiteln, wenn etwa der praktizierte Soziolekt die Zuordnung zu einer niederen sozialen Schicht erkennen lässt.<sup>122</sup> In der Werbung üben ‚Reizwörter‘ zusammen mit Bildern Macht über das Unbewusste der Konsumenten aus und bringen sie dazu, Produkte zu kaufen, die sie gar nicht brauchen, die dann aber den Markt so intensiv ‚beherrschen‘, dass ihre Namen zu Eponymen werden. Passwörter verleihen die Macht, einen abgeschlossenen Bezirk im Internet zu betreten, Parolen entscheiden über Akzeptanz oder Ausgrenzung. In der traditionsreichen ‚Kunst der Überzeugung‘, der Rhetorik, wird die spezifische Macht der Wörter kultiviert und zelebriert, um ein Publikum in seinen Meinungen zu bestärken, oder aber es mit ausgefeilten Mitteln, zu denen Metaphern, Symbole, Andeutungen, Ironien, Iterationen, Emphasen, Anakoluthe, Euphemismen und vieles mehr zählen, umzustimmen.

---

<sup>121</sup> Vgl. das Kapitel „Weil wir keinen Negerkuss mehr essen durften“, in: Hock, *Wenn du mich fragst, macht das in keinsten Weise Sinn!*, 57-63.

<sup>122</sup> Vgl. George Bernard Shaw, „Preface“, in: *Pygmalion: A Romance in Five Acts*, ed. Dan H. Laurence (Harmondsworth: Penguin, 1957 [1914]), 5-9; Shaw behauptet, kein Engländer könne seinen Mund aufmachen, ohne dass ihn ein anderer wegen seiner Aussprache zutiefst verachte (vgl. 5), und er möchte erreichen, dass *Pygmalion* als didaktische Ermunterung verstanden wird, an der eigenen Phonetik zu arbeiten: „Finally for the encouragement of people troubled with accents that cut them off from all high employment, I may add that the change wrought by Professor Higgins in the flower-girl is neither impossible nor uncommon.“ (9).

Die politische Propaganda übt Macht mit Sprachreduktionismus aus, um – der angeblichen Einfachheit halber – die Welt in Schwarz und Weiß zu konturieren. Ein Agitator wie Joseph Göbbels bereitete als Reichspropagandaleiter den Holocaust durch den zynischen Einsatz degradierender Metaphorik in seinen Hetztiraden gegen Juden vor. Winston Churchill stimmte sein Volk ‚wortmächtig‘ in seiner berühmten Rede „I have nothing to offer but blood, sweat and tears“ auf die Drangsale des bevorstehenden Krieges ein.

Diese Beispiele zeigen, wie mit Sprache Einfluss auf Personen genommen wird, diese geradezu willenlos und hörig macht; es ist eine durchaus magische Wirkung der Sprache, die – wenn auch gefiltert durch die Rhetorik und salonfähige kulturelle Praktiken – auf den Ursprung der verbalen Beschwörungsformeln, der raunenden Besprechungen und der Wortmagie verweisen, wenn in frühen Kulturen durch das Aussprechen einer Verwünschung oder eines Fluches Macht über einen anderen ausgeübt werden sollte. So soll etwa ‚Archilochos‘ nach einer Demütigung seine Feinde Lycambes und Demeter durch Iamben zum Selbstmord getrieben haben,<sup>123</sup> und ‚Aithirne dem Aufdringlichen‘ gelang es sogar schon als Embryo, aus dem Bauch seiner Mutter heraus einen Zauberspruch auszusprechen,<sup>124</sup> der die Ale-Fässer zum Bersten brachte, damit seine Mutter endlich jenen Trank bekomme, der ihr unrechtmäßig verweigert worden war. Reste dieser durch Sprache vermittelten Gewalt und Aggression finden sich noch im Genre der juvenalischen Satire und sicherlich in der Rap-Kultur der Gegenwart.<sup>125</sup>

Während die Ausübung der Sprache Macht verheißt, bedingt das Sprachverbot Ohnmacht. Die Machtdiskurse der Geschichte entpuppen sich immer wieder auch als ein Ringen darum, wer das Wort führen darf, und wer zum Schweigen verurteilt ist. Der Freiheitskampf der Iren war immer auch ein Kampf um das Recht, die eigene Muttersprache, das Gälische, sprechen zu dürfen, und auch die Kurden erlebten, dass es als ‚Verbrechen‘ galt, ihre eigene Sprache in der Türkei zu praktizieren.<sup>126</sup> Sprachunterdrückung geht häufig mit Prozessen der Kolonialisierung einher; die Auflehnung gegen koloniale Bevormundung beginnt nicht selten mit der Wiederentdeckung und Wiederbelebung der eigenen Sprache, mit der der

---

<sup>123</sup> Vgl. Robert C. Elliott, *The Power of Satire: Magic, Ritual, Art* (Princeton: Princeton University Press, 1960), 6-8.

<sup>124</sup> Vgl. ebd., 29-32.

<sup>125</sup> ‚Subversive Energie‘ und ‚Angriff‘ sind die Kennzeichen der Satire; vgl. auch Hermann Josef Real, „An Introduction into Satire“, in: *Teaching Satire*, ed. Real, 7-19; 12.

<sup>126</sup> Vgl. Michael Thumann, „Staatsfeinde Q, W, X“, *Die Zeit* 49 (2007). (online).

Protest gegen kulturelle und ethische Hegemoniebestrebungen der Herrschermacht ausgedrückt wird. Ein Schwerpunkt postkolonialer Literatur liegt unter anderem auch auf dem Versuch, den unterdrückten Stimmen erneut oder gar erstmalig Gehör zu verschaffen.<sup>127</sup>

Die Absicht, marginalisierte Gruppen von der Peripherie in das Zentrum der Gesellschaft und der öffentlichen Aufmerksamkeit zu rücken,<sup>128</sup> ist schließlich auch das erklärte Ziel feministischer Sprachanalysen. Nach der Suffragettenbewegung im späten 19. Jahrhundert und den feministischen Wegbereiterinnen für ein emanzipatorisches Denken im 20. Jahrhundert, zu denen neben Sylvia und Christabel Pankhurst, Virginia Woolf, Simone de Beauvoir und Alice Schwarzer zählen, weisen seit Mitte des letzten Jahrhunderts immer mehr KritikerInnen auf die patriarchalische Macht der Sprache hin, die sich in der Bevorzugung der Verwendung männlicher Endungen (‚Professoren‘ statt ‚Professorinnen‘; ‚Leser‘ statt ‚Leserinnen‘, etc.) ebenso deutlich ablesen ließ wie im Satzbau oder in der Verwendung patriarchalischer Ausdrücke. Die Vertreter der *gender studies* stellen die These auf, dass „Geschlechtsidentität [...] als Effekt sprachlich-differenzieller Prozesse verstanden [wird], die jeder Essentialität entbehrt.“<sup>129</sup> Luce Irigaray, Hélène Cixous und Judith Butler entwarfen Vorschläge für eine de-sexualisierte Form der Sprache oder ein weibliches Schreiben,<sup>130</sup> das als *écriture féminine* auch Einzug in die genderorientierte Literatur von Angela Carter, Michèle Roberts, Jeanette Winterson und Bernardine Evaristo fand. Der kritische Angriff richtet sich gegen die in der Sprache und der Literatur (vor allem in Märchen, Fabeln und Romanen) verborgenen patriarchalisch geprägten Ideologien, mit denen eine heimliche Indoktrinierung von Sprechergruppen vorgenommen werden sollte.<sup>131</sup> Mit der Technik des

---

<sup>127</sup> Vgl. Rosalind C. Morris and Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the Subaltern Speak? Reflections on the History of an Idea* (New York: Columbia University Press, 2010). Auch im Schreiben äußert sich diese Auflehnung; vgl. Bill Ashcroft, Gareth Griffith and Helen Tiffin, *The Empire Writes Back: Theory and Practice in Post-Colonial Literatures* (London et al.: Routledge, 2008 [1989]).

<sup>128</sup> Vgl. hierzu auch Anthony Burgess, „Their Own Thing“, in: ders., *A Mouthful of Air: Language Languages ... Especially English* (New York: William Morrow and Company, 1992), 306-317.

<sup>129</sup> Doris Feldmann und Sabine Schülting, „Gender Studies“, in: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie*, 185-187.

<sup>130</sup> Vgl. Feldmann und Schülting, „Judith Butler“; „Hélène Cixous“ und „Luce Irigaray“, ebd., 63-64; 67-68; 243-244.

<sup>131</sup> Im Zuge der Frauenbewegung wurden sogar Vorschläge für eine weibliche Sprache, dem Esperanto vergleichbar, gemacht, die den Namen Låadan trug. Sie wurde in Suzette Haden Elgins Roman *Native Tounge* (1982) beschrieben; vgl. Burgess, „Their Own Thing“, in: ders., *A Mouthful of Air*, 313-314.

bewussten ‚Umschreibens‘ (*rewriting*) von sprachlichen Stereotypen patriarchalischer Provenienz sollten ideologische Reformprogramme eingeleitet werden. Eine Sprachwelt der geschlechtlichen Gleichberechtigung sollte entstehen.

Diese Liste von religiösen, politischen, rhetorischen, ideologischen, sexistisch oder kulturell geprägten ‚Machtworten‘ könnte ohne Schwierigkeit verlängert werden. Die Struktur der Macht, die sich in diesen sprachlichen Phänomenen offenbart, ist jedoch bei genauerer Betrachtung die Macht einzelner Sprecher oder Gruppen, sozialer oder politischer Interessensverbände. In seiner Dystopie *Nineteen Eighty-Four* (1949) entwarf George Orwell mit seinem berühmten ‚Newspeak‘ eine zynische Sprache, die mit ihren paradoxen Ideologien („War is Peace“; „Freedom is Slavery“; „Ignorance is Strength“) die Einwohner des Staates einer permanenten Gehirnwäsche unterzieht.<sup>132</sup> Aldous Huxley zeigt, dass die Machthaber in seiner ‚schönen neuen Welt‘, in der Dystopie *Brave New World* (1931), mit sprachlicher Gewalt jede Spur von Natürlichkeit aus dem Bewusstsein der Alpha-, Beta-, Delta- und Gamma-Menschen vertreiben möchten, indem sie das Wort ‚Mutter‘, das der ‚edle Wilde‘ des Romans zum Schrecken aller anderen ausspricht, aus dem Vokabular des totalitären Staates streichen. In seiner eindrucksvollen negativen Utopie *A Clockwork Orange* (1962) entwirft Anthony Burgess – wie übrigens auch für den Film *La guerre du feu* (1981) – eine eigene Kunstsprache, ‚Nadsat‘,<sup>133</sup> die mit ihrer schlichten Parataxe und einem für englische Ohren besonders ‚hart‘ klingenden Gemisch aus ‚cockney‘ und russischen Sprachelementen auf die stumpfe Gewalt hindeutet, die in diesem Roman beschrieben wird. Burgess geht der Frage nach, wie ‚frei‘ das Individuum in seinen Entscheidungen ist, und er beschreibt grausame Methoden des Behaviorismus, mit denen der Delinquent Alex zu einem angepassten Bürger umerzogen werden soll. Mit dem Einsatz von *Nadsat* ‚domestiziert‘ Burgess in gewisser Weise auch den Leser, der – in der neuen Sprache programmiert – keine Probleme mehr hat, diesen *slang* zu verstehen und den sprachlichen Nebel zu durchdringen, mit dem die präsentierte Gewalt verhüllt wird.

Burgess’ Roman verweist auf eine tieferliegende Machtstruktur der Sprache, die den meisten Sprechern nicht einmal bewusst ist. Es ist jene Eigenschaft der Sprache selbst, die ihr auf Kosten ihrer Sprecher eine Macht verleiht, die diesen gar nicht einsichtig sein muss. In diesem Sinne ist die

<sup>132</sup> George Orwell, *Nineteen Eighty-Four* (Harmondsworth: Penguin, 1986 [1946]), 7.

<sup>133</sup> Vgl. auch Leslie E. Sheldon, „Newspeak and Nadsat: The Disintegration of Language in 1984 and *A Clockwork Orange*“, *Journal of Modern Literature* 1 (1971): 406-410.

Sprache immer ‚weiser‘, ‚klüger‘, ‚bedeutungsvoller‘ als ihre eloquentesten Sprecher und erweist sich als ein Residuum uralter Vorstellungen, das nicht nur die jeweils typische Logik und Rationalität, sondern auch die Wertvorstellungen und Normen einer sprachlichen Schicksalsgemeinschaft transportiert. Diesem sprachlichen Phänomen steht der einzelne Sprecher weitgehend ‚ohnmächtig‘ gegenüber. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Wenn eine Person von sich selbst, also von dem aus ihrer Sicht wohl Vertrautesten, Privatesten und vielleicht auch Intimsten sprechen möchte, benutzt sie das Personalpronomen ‚Ich‘, das sie gleichzeitig aber mit der Öffentlichkeit, genauer gesagt, mit allen anderen Sprechern des Deutschen teilen muss. Diese Paradoxie deutet als oberste Spitze auf einen gewaltigen Eisberg von linguistischer Macht hin, der sich unter der Oberfläche des Alltagssprachlichen verbirgt und die sprechenden Individuen in die Pflicht nimmt. Der aktive Sprecher wird zum passiven Vollzieher eines Sprechaktes, er spricht nicht, er – man verzeihe den grammatischen Regelverstoß an dieser Stelle – ‚wird gleichsam gesprochen‘, verliert einen Großteil jener Souveränität, die er doch dem Bereich des Sprachlichen zu verdanken glaubte. Die Macht der Sprache besteht somit in einer Autonomie, die den linguistischen Herrschaftsbereich des Einzelnen weitgehend dominiert und ihn einem Determinismuskurs unterwirft. In der Terminologie de Saussures könnte man die Beschreibung wagen, dass die Allmacht der *langue* jede Äußerung der *parole* in ganz spezifischer Weise filtert. In seiner Beschreibung der Humanwissenschaften *Les mots et les choses: Une archéologie des sciences humaines* (1966), die er ganz um den Drehpunkt der traditionellen *res-verba*-Dichotomie herum organisiert, gibt der französische Theoretiker Michel Foucault Auskunft über diese verborgene Macht der Sprache:

Die Sprache bildet, wo sie zur dichten und konsequenten historischen Realität geworden ist, den Ort der Traditionen, der stummen Gewohnheiten des Denkens, des dunklen Geistes der Völker. Sie akkumuliert eine Schicksalserinnerung, die sich selbst nicht als Erinnerung kennt. Indem die Menschen ihre Gedanken in Wörtern ausdrücken, deren (*sic!*) sie nicht Herr sind, indem sie sie in Sprachformen unterbringen, deren historische Dimensionen ihnen entgehen, wissen sie nicht, daß sie sich den Erfordernissen ihrer Sprache unterwerfen, glauben dagegen, daß sie ihnen gehorcht.<sup>134</sup>

---

<sup>134</sup> Michel Foucault, „Die Objekt gewordene Sprache“; Unterkapitel V (Zweiter Teil), in: „Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften“, übers. Ulrich

Diese Ideen Foucaults erinnern in gewisser Weise an die Theorien von Sapir und Whorf, die von unterschiedlichen semantischen Strukturen diverser Sprachen ausgehen und aus dieser Beobachtung eine den Sprechern eigentümliche voneinander divergierende Perzeption der Welt ableiten, eine These, die auch als ‚linguistische Relativitätstheorie‘ bekannt ist. Die Sprache ist dabei eine extrem prägende Kraft, die die geistigen Aktivitäten ihres Sprechers auf nachhaltigste Weise beeinflusst, so dass auch die sich einstellenden Denkergebnisse in radikaler Form voneinander abweichen müssten. Die Sprache wäre somit einem linguistischen Gefängnis (*the prison-house of language*) vergleichbar,<sup>135</sup> aus dem heraus es kein Entrinnen gäbe. Die in der Linguistik viel diskutierten und auch kritisierten Thesen Sapirs und Whorfs könnten leicht missverstanden werden und zu wertenden Hierarchisierungen von Einzelsprachen führen. Bei einer metaphysischen Betrachtung jedoch, bei der eine ‚Sprache des Denkens‘ einer ‚Sprache des Sprechens‘ vorausgeht, sind sie in bestimmter Weise mit der Konstitutionstheorie des Sprachlichen vereinbar. In der Anwendung führen diese Ideen nicht zuletzt auch zur Herauskristallisierung einzelner Sprachwelten.<sup>136</sup>

## Sprachwelten

Die vielfältigen Verflechtungen der Sprache mit der Kommunikation, der Erkenntnisfähigkeit und -unfähigkeit des Menschen, der naturwissenschaftlichen Erforschung der Welt, der Politik, der Macht, der Freiheit und der Ohnmacht lassen erkennen, dass Sprache kein isoliertes Phänomen, kein bloßes Instrument, ist, sondern als ein Medium aufgefasst werden muss, ‚mit dem‘, ‚durch das‘ und ‚in dem‘ Welt und Wirklichkeit nicht nur repräsentiert, sondern gleichermaßen geschaffen werden. Die Welten, die durch Sprache erzeugt und repräsentiert werden, können vielfach als ‚Parallelwelten‘ aufgefasst werden, die aber nicht völlig isoliert voneinander existieren, da einzelne Sprecher mehreren Welten gleichzeitig angehören können, etwa wenn sie diverse Fremdsprachen sprechen oder sich in unterschiedlichsten Dialekten heimisch fühlen. Die Sprachwelt, die durch eine

---

Köppen, in: Michel Foucault, *Die Hauptwerke* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008), 360-367; 363.

<sup>135</sup> Vgl. auch Fredric Jameson, *The Prison-House of Language: A Critical Account of Structuralism and Russian Formalism* (Princeton: Princeton University Press, 1974 [1972]).

<sup>136</sup> Diese müssen jedoch nicht ‚inkommensurabel‘ sein, wie Sapir und Whorf behaupten; vgl. Taylor, *Das sprachbegabte Tier*, 606-625.

dialektbezogene Kollokation evoziert wird, kann häufig nur mit großem Umstand in der Normsprache redupliziert werden,<sup>137</sup> der Soziolekt der Jugend grenzt sich bewusst von der Sprachwelt der älteren Generationen ab, um die – auch in der Jugendsprache zutage tretenden Werte und Normen – zu ‚feiern‘. Die Sprachwelt des Londoner ‚cockney‘ transportiert ebenfalls mit großem Selbstbewusstsein Wertevorstellungen, zu denen der Nicht-Londoner keinen Zugang hat. Der Idiolekt eines Sprechers, der bis zu Sprachstörungen reichen mag, kann durch die Verwendung der immergleichen Füllsel oder sprachlichen Ticks auf eine Welt schließen lassen, in der ein mangelndes Selbstbewusstsein offenbart wird. Menschen, die einen Schlaganfall erlitten haben oder an Demenz erkranken, verfallen oft in sprachliche Idiosynkrasien, die sie keinem mehr vermitteln können, gleiten in eine derartig radikal individualisierte Welt ab, die als extreme Form des Solipsismus angesehen werden kann. Auch die Welt des Schizophrenen birgt derartige Tendenzen zur gesellschaftlichen Vereinsamung.<sup>138</sup>

Die traditionsreiche Metapher vom ‚Buch der Natur‘ oder auch vom ‚Buch der Welt‘ zollt dieser Erkenntnis Tribut.<sup>139</sup> Die Schriftmetapher gehört zu den einflussreichsten Bildern der Geistesgeschichte und wurde vor allem auf die Interdependenz von Bibel und Natur bezogen, die sich in gegenseitiger Erhellung erklärten. Die Sprache der Natur stand für alle weiteren Sprachen Pate.<sup>140</sup> Aus den Gestirnen ließen sich, so die Meinung in der Antike, die Schicksale der Menschen bestimmen, aus den Eingeweiden von Tieren oder dem Vogelflug Voraussagen auf die Zukunft ‚ablesen‘. Kometen wurden zu Symbolen von Unheil,<sup>141</sup> Sonnenfinsternis zum Inbegriff eines drohenden Weltuntergangs. Der Wunsch, Rätsel zu entziffern, wurde zum integralen Bestandteil menschlicher Neugier, die als *curiositas* auch den Siegeszug in der Wissenschaft antrat.

---

<sup>137</sup> Vgl. das Beispiel „derhudzd“ im Beitrag von Oettinger, „Die Sprache der Etymologie“, 161-162 in diesem Band.

<sup>138</sup> Zum Versuch des Schizophrenen, nicht zu kommunizieren, vgl. Watzlawick, Beavin und Jackson, *Menschliche Kommunikation* 60 und 84-91; vgl. auch den hier benutzten Begriff ‚Schizophrenesisch‘ (85).

<sup>139</sup> Vgl. Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt* (Frankfurt a.M., 1986 [1961]), der das ‚Buch‘ als ‚Metapher der Totalität‘ (23) interpretiert und die Ergebnisse seiner Suche nach den Spuren dieser Metapher in der Philosophie und Kulturgeschichte präsentiert.

<sup>140</sup> Vgl. Foucaults viertes Unterkapitel (Erster Teil) „Die Schrift der Dinge“, 69-77.

<sup>141</sup> Vgl. etwa Reto Rössler, „Glückliche Konstellation? ‚Lehrgedicht‘, Komet und ‚Versuch‘, 1744-1747“, in: *Zwischen Literatur und Naturwissenschaft: Debatten – Probleme – Visionen*, hg. Rudolf Freiburg, Christine Lubkoll und Harald Neumeyer (Berlin und Boston: De Gruyter, 2017), 136-165.

Auch in der Gegenwart ‚lesen‘ wir die Welt. In der Nachfolge Freuds versuchen Psychologen, die Sprache der Seele zu verstehen.<sup>142</sup> Die Genforschung hat uns gezeigt, wie die einzelnen DNA-Partikel zu Buchstaben zusammengesetzte ‚Texte‘ erzeugen,<sup>143</sup> die eine ‚Sprachwelt‘ konstruieren, aus denen der Mensch letztendlich besteht. Die Sprache der Musik kann uns in Welten führen, in denen wir dem Eskapismus frönen dürfen und jene Wohlgefühle erneut spüren, die uns im Alltagsleben verlorengegangen zu sein scheinen. Computer lesen die Sprache von Algorithmen und erzeugen virtuelle Welten, die das Leben der meisten immer intensiver als ein *simulacrum* im Sinne Jean Baudrillards erscheinen lassen. Beim Besuch einer Stadt wie Rom begegnen uns architektonische Meisterwerke und Bildzeugnisse, deren Sprachwelten erkennbar werden, wenn wir die überlagerten Schichten signifikanter ikonischer Sprachen rekonstruieren.<sup>144</sup> Die Etymologie erinnert uns an vergessene Welten, wenn sie die Begriffsgeschichte reanimiert und auf die verborgenen Bedeutungen aktuell verwendeter Wörter verweist. Die Sprache der Gerüche führt uns im Nu und oft gegen unseren Willen in vergangene Welten, wie dies wohl keiner angemessener beschrieben hat als Marcel Proust, dessen intensive Suche nach der verlorenen Zeit durch den Geruch von frischgebackenen Madeleines ausgelöst wird. Selbst die Toten ‚sprechen‘ zu uns, wenn Rechtsmediziner in der Pathologie die Zeichen entschlüsseln, die Auskunft über die Todesursache eines Unfalls oder gar Mordes geben.

Der vorliegende Band soll dazu beitragen, dass sich die Leser bewusster als bisher in den vertrauten Sprachwelten bewegen, aber er soll auch Mut und Anregung geben, sich aufzumachen auf eine spannende Exkursion in bislang nicht bekannte Sprachwelten.

Rudolf Freiburg

---

<sup>142</sup> Vgl. auch Blumenberg, „Die Lesbarmachung der Träume“, in: ders., *Die Lesbarkeit der Welt*, 337-371.

<sup>143</sup> Vgl. auch Blumenberg, „Der genetische Code und seine Leser“, ebd., 372-409.

<sup>144</sup> Vgl. den Beitrag von Andreas Grüner in diesem Band: „Grammatik und Rhetorik des römischen Reliefs: Ein Ratgeber zur Manipulation von politischen Bildern“, 67-104.

## Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. „Kulturkritik und Gesellschaft“. In: *Gesammelte Schriften*. Bd. 10.1. Ed. Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997. 11-30.
- Ashcroft, Bill, Gareth Griffith and Helen Tiffin. *The Empire Writes Back: Theory and Practice in Post-Colonial Literatures*. London et al.: Routledge, 2008 [1989].
- Austin, John L. *How to Do Things with Words*. Oxford et al.: Oxford University Press, 1976.
- Barnes, Julian. *The Pedant in the Kitchen*. London: Atlantic Books, 2004 [2003].
- Baruzzi, Arno. *Philosophie der Lüge*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1996.
- Blaicher, Günther. *Erstarrtes Denken: Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur*. Tübingen: Narr, 1987.
- Blumenberg, Hans. *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1986 [1961].
- . *Schiffbruch mit Zuschauer: Paradigma einer Daseinsmetapher*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1979.
- Brett, Judith M. „Hugo von Hofmannsthal, ‚Letter of Lord Chandos‘: The Writer’s Relationship to his Language“. *American Imago: A Psychoanalytic Journal for Culture, Science, and the Arts* 35 (1978): 238-258.
- Briggs, Richard S. „On ‚Seeing‘ what God is ‚Saying‘: Rereading Biblical Narrative in Dialogue with Kevin Vanhoozer’s Remythologizing Theology“. In: *Visions and Revisions: The Word and the Text*. Eds. Roger Kojecký and Andrew Tate. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 2013. 29-42.
- Broszinsky-Schwabe, Edith. *Interkulturelle Kommunikation: Missverständnisse und Verständigung*. Wiesbaden: Springer, 2017.
- Burgess, Anthony. „Can Babel be Unbuilt?“ In: *A Mouthful of Air: Language, Languages ... Especially English*. New York: William Morrow and Company, 1992. 222-227.
- . *Joysprick: An Introduction to the Language of James Joyce*. London: André Deutsch, 1973.
- . „Their Own Thing“. In: *A Mouthful of Air: Language, Languages ... Especially English*. New York: William Morrow and Company, 1992. 306-317.

- Burke, Edmund. *A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful*. Ed. J. T. Boulton. London: Routledge and Kegan Paul, 1958.
- Chiaro, Maria Grazia. *Duden – Zitate und Aussprüche: Herkunft und aktueller Gebrauch*. Mannheim: Dudenverlag, 2002.
- Derrida, Jacques. *Grammatologie*. Übers. Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1983.
- Dretzke, Burkhard und Margaret I. Nester. *Student's Guide to False Friends, Old Friends and New Friends*. Berlin: Cornelsen, 1993.
- Ebner-Eschenbach, Marie von. *Aphorismen, Parabeln und Märchen*. München: Winkler Verlag, 1982.
- Eco, Umberto. „Titel und Sinn“. In: *Nachschrift zum ‚Namen der Rose‘*. Übers. Burkhard Kroeber. München und Wien: Carl Hanser Verlag, 1983. 9-14.
- Elliott, Robert C. *The Power of Satire: Magic, Ritual, Art*. Princeton: Princeton University Press, 1960.
- Falletta, Nicholas. *Paradoxon: Widersprüchliche Streitfragen, zweifelhafte Rätsel, unmögliche Erläuterungen*. Übers. Irene Rummler. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1988.
- Fargnoli, A. Nicholas and Michael Patrick Gillespie. „Oxen of the Sun“. In: *James Joyce A to Z: An Encyclopedic Guide to his Life and Work*. London: Bloomsbury, 1995. 169-171.
- Feldmann, Doris und Sabine Schülting. „Gender Studies“. In: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, 1998. 185-187.
- . „Judith Butler“. In: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, 1998. 63-64.
- . „Hélène Cixous“. In: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, 1998. 67-68.
- . „Luce Irigaray“. In: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, 1998. 243-244.
- Flaubert, Gustave. *Madame Bovary: Sitten in der Provinz*. Hg. und Übers. Elisabeth Edl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2012.
- Fleischer, Michael. *Allgemeine Kommunikationstheorie*. Oberhausen: Athena-Verlag, 2006.

- Foucault, Michel. „Die Objekt gewordene Sprache“. In: „Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften“. Übers. Ulrich Köppen. In: Michel Foucault. *Die Hauptwerke*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008. 360-367.
- . „Die Schrift der Dinge“. In: Ders. „Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften“. Übers. Ulrich Köppen. In: Michel Foucault. *Die Hauptwerke*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2008. 69-77.
- Freiburg, Rudolf. *Autoren und Leser: Studien zur Intentionalität literarischer Texte*. Frankfurt a.M. et al.: Verlag Peter Lang, 1985.
- . „Daniel Defoe, *The Shortest-Way with the Dissenters*“. In: *Teaching Satire: Dryden to Defoe*. Ed. Hermann Josef Real. Heidelberg: Carl Winter, 1992. 91-114.
- . „Enlightened Darkness: Swift’s Use of Arcane Knowledge in *A Tale of a Tub*“. In: *Swift: The Enigmatic Dean: Essays in Honour of Hermann Josef Real*. Eds. Rudolf Freiburg, Arno Löffler and Wolfgang Zach. Tübingen: Stauffenburg Verlag, 1998. 47-70.
- . „‘Fighting Trauma’: Silencing the Past in Alan Scott Haft’s *Harry Haft: Survivor of Auschwitz, Challenger of Rocky Marciano*“. In: *Traumatic Memory and the Ethical, Political and Transhistorical Functions of Literature*. Eds. Constanza del Río and Maite Escudero. London: Palgrave, 2017. 127-151.
- Freiherr, Jessica und Andrea Büttner. „Die Sprache der Gerüche: Linguistik und Geruchswahrnehmung“. 51-65 in diesem Band.
- Froschauer, Uwe. *Projektmanagement mal anders – humorvoll und leicht verständlich: Handlungsfelder des Managements*. Hamburg: Diplomica Verlag, 2015.
- Gamper, Michael. „Physik“. In: *Literatur und Wissen: Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hg. Roland Borgards, Harald Neumeyer, Nicolas Pethes und Yvonne Wübben. Stuttgart: Metzler, 2013. 112-118.
- Ganteau, Jean-Michel. *Trauma and Romance in Contemporary British Literature*. New York et al.: Routledge, 2012.
- Gelfert, Hans-Dieter. *Typisch englisch: Wie die Briten wurden, was sie sind*. München: Beck, 2011.
- Greaney, Patrick. „On the Chaos in Chandos: Hofmannsthal on Modernity’s Threshold“. *MLN* 129 (2014): 563-573.
- Grüner, Andreas. „Grammatik und Rhetorik des römischen Reliefs: Ein Ratgeber zur Manipulation von politischen Bildern“. 67-104 in diesem Band.

- Haeffner, Mark. *Dictionary Of Alchemy: From Maria Prophetissa to Isaac Newton*. San Francisco: Harper Collins Publishers, 1994 [1991].
- Herbst, Thomas. „Menschliche Sprache: Ein Netzwerk aus Mustern genannt Konstruktionen“. 105-147 in diesem Band.
- Hobbes, Thomas. *Leviathan*. Ed. C. B. Macpherson. Harmondsworth: Penguin Books, 1986 [1968].
- Hock, Andreas. *Wenn du mich fragst, macht das in keinster Weise Sinn!: Von der deutschen Sprache ihrem Niedergang*. München: Rivaverlag, 2017.
- Hofmannsthal, Hugo von. *Brief des Lord Chandos: Poetologische Schriften, Reden und erfundene Gespräche*. Ausgewählt von Hansgeorg Schmidt-Bergmann. Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel Verlag, 2000.
- Jameson, Fredric. *The Prison-House of Language: A Critical Account of Structuralism and Russian Formalism*. Princeton: Princeton University Press. 1974 [1972].
- Johnson, Jeri. „Introduction“. In: *James Joyce, Ulysses*. Ed. Jeri Johnson. Oxford: Oxford University Press, 1998 [1993]. ix-xxxvii.
- Joyce, James. „Oxen of the Sun“, In: *James Joyce, Ulysses*. Ed. Jeri Johnson. Oxford: Oxford University Press, 1998 [1993]. 366-407.
- . „Aeolus“, In: *James Joyce, Ulysses*. Ed. Jeri Johnson. Oxford: Oxford University Press, 1998 [1993]. 112-143.
- . „Sirens“, In: *James Joyce, Ulysses*. Ed. Jeri Johnson. Oxford: Oxford University Press, 1998 [1993]. 245-279.
- Kablitz, Andreas. „Michel Foucault“. In: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, 1998. 160-161.
- Kremer, Bruno P. und Klaus Richarz. *Ins Bockshorn gejagt: Tierische Sprichwörter und blumige Redewendungen*. Darmstadt: Konrad Theiss Verlag, 2015.
- Krohn, Wolfgang. *Francis Bacon*. München: Verlag C. H. Beck, 1987.
- Lanzmann, Claude. „The Obscenity of Understanding: An Evening with Claude Lanzmann“. In: *Trauma: Explorations in Memory*. Ed. Cathy Caruth. Baltimore and London: The Johns Hopkins University Press, 1995. 200-220.
- Lec, Stanislaw Jerzy. *Alle unfrisierten Gedanken*. Hg. und Übers. Karl Dedecius. München und Wien: Hanser, 1982.
- Levine, Jennifer. „Ulysses“. In: *The Cambridge Companion to James Joyce*. Ed. Derek Attridge. Cambridge: Cambridge University Press, 2004 [1990]. 122-148.

- Lichtenberg, Georg Christoph. „Sudelbücher, Heft F“. In: *Georg Christoph Lichtenberg, Schriften und Briefe*. Hg. Wolfgang Promies. Bd. I: *Schriften und Briefe*. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins, 1998 [1968]. 453-644.
- Liede, Alfred und Walter Pape. *Dichtung als Spiel: Studien zur Unsinnspoesie an den Grenzen der Sprache*. Berlin et al.: de Gruyter, 1992.
- Linden, Stanton J. *Darke Hieroglyphicks: Alchemy in English Literature from Chaucer to the Restoration*. Lexington: The University Press of Kentucky, 1996.
- Mann, Thomas. *Buddenbrooks: Verfall einer Familie*. Frankfurt a.M.: Fischer, 2008 [1960].
- Matthews, Peter H. Ed. *The Concise Oxford Dictionary of Linguistics*. Oxford: Oxford University Press, 2007 [1997].
- McArthur, Tom. Ed. *The Concise Oxford Companion to the English Language*. Oxford and New York: Oxford University Press, 1998.
- McHale, Brian. „Postmodernism and its Precursors“. In: *The Cambridge Introduction to Postmodernism*. Cambridge: Cambridge University Press, 2015. 8-21.
- Morris, Desmond. *Bodytalk: A World Guide to Gestures*. London: Jonathan Cape, 1994.
- Morris, Michael. *An Introduction to the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press, 2007.
- Morris, Rosalind C. and Gayatri Chakravorty Spivak. *Can the Subaltern Speak? Reflections on the History of an Idea*. New York: Columbia University Press, 2010.
- Muir, Frank. „Quiet Days in Cliché“. In: *The Methuen Dictionary Of Clichés*. Ed. Christine Ammer. London: Methuen, 1992. v-viii.
- Nägele, Rainer. „Die Sprachkrise und ihr dichterischer Ausdruck bei Hofmannsthal“. *The German Quarterly* 43.4 (1970): 720-732.
- Oettinger, Norbert. „Die Sprache der Etymologie: Zur Herkunft unserer Wörter“. 149-165 in diesem Band.
- Ohly, Ernst Friedrich. „Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter“. In: *Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977. 1-31.
- Onega, Susana und Jean-Michel Ganteau. *Contemporary Trauma Narratives: Liminality and the Ethics of Form*. New York et al.: Routledge, 2014.
- Orwell, George. *Nineteen Eighty-Four*. Harmondsworth: Penguin, 1986 [1946].
- . „Politics and the English Language“. In: *The Collected Essays, Journalism and Letters of George Orwell*, vol. IV: *In Front of Your*

- Nose 1945-1950. Ed. Sonia Orwell and Ian Angus. London and Harmondsworth: Penguin Books, 1987 [1970]. 156-170.
- Rautenberg, Ursula. Hg. *Reclams Sachlexikon des Buches*. Stuttgart: Reclam, 2003.
- Real, Hermann Josef und Heinz J. Vienken. *Jonathan Swift: Gulliver's Travels*. Fink: UTB, 1984.
- . „A Modest Proposal': An Interpretation“. *Englisch-Amerikanische Studien* 1 (1988): 50-69.
- Rössler, Reto. „Glückliche Konstellation'? ‚Lehrgedicht', Komet und ‚Versuch', 1744-1747“. In: *Zwischen Literatur und Naturwissenschaft: Debatten – Probleme – Visionen*. Hg. Rudolf Freiburg, Christine Lubkoll und Harald Neumeyer. Berlin und Boston: De Gruyter, 2017. 136-165.
- Rorty, Richard M. *The Linguistic Turn: Essays in Philosophical Method*. Chicago et al.: University of Chicago Press, 1992.
- Sacks, Oliver. „A Surgeon's Life“. In: *An Anthropologist on Mars*. London and Basingstoke: Picador, 1995. 73-101.
- Sanders, Willy. „Unsere Sprache in die ‚Zwangsjacke der Logik' stecken?“ In: *Sprachkritikastereien und was der ‚Fachler' dazu sagt*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1992. 22-25.
- Schneider, Martin. *Das Weltbild des 17. Jahrhunderts: Philosophisches Denken zwischen Reformation und Aufklärung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2004.
- Schultz, H. Stefan. „Hofmannsthal and Bacon: The Sources of the Chandos Letter“. *Comparative Literature* 13 (1961): 1-15.
- Shaw, George Bernard. „Preface“. In: *Pygmalion: A Romance in Five Acts*. Ed. Dan H. Laurence. Harmondsworth: Penguin, 1957 [1914]. 5-9.
- Sheldon, Leslie E. „Newspeak and Nadsat: The Disintegration of Language in 1984 and A Clockwork Orange“. *Journal of Modern Literature* 1 (1971): 406-410.
- Steinmüller, Ulrich. *Kommunikationstheorie: Eine Einführung für Literatur- und Sprachwissenschaftler*. Stuttgart et al.: Verlag W. Kohlhammer, 1977.
- Stork, Yvonne. „Ferdinand de Saussure“. In: *Metzler Lexikon der Literatur- und Kulturtheorie: Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hg. Ansgar Nünning. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, 1998. 476-478.
- Swift, Jonathan. *Gulliver's Travels*. Ed. Paul Turner. Oxford: Oxford University Press, 1971.
- Taylor, Charles. *Das sprachbegabte Tier: Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens*. Übers. Joachim Schulte. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2017.

- Thalmayer, Andreas. *Das Wasserzeichen der Poesie oder Die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen*. Nördlingen: Franz Greno, 1985.
- Truby, Henry M. „Prenatal and Neonatal Speech, ‚Prespeech‘ and Infantile Speech Lexicon“. *Word: Journal of the International Linguistic Association* 27 (1971): 57-101.
- Turkle, Sherry. *Reclaiming Conversation: The Power of Talk in a Digital Age*. New York: Penguin Press, 2015.
- Watzlawick, Paul, Janet H. Beavin und Don D. Jackson. *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern: Hogrefe Verlag, 2017 [1967].
- Weinrich, Harald. *Linguistik der Lüge*. Heidelberg: L. Schneider, 1970.
- . „Semantik der Metapher“. *Folia Linguistica: Acta Societatis Linguisticae Europaeae* 1 (1967): 3-17.
- Welsch, Wolfgang. *Unsere postmoderne Moderne*. Berlin: Akademie Verlag, 2002.
- Wilde, Oscar. „The Critic as Artist“. In: *The Complete Works of Oscar Wilde*. Ed. Ian Small. Vol. 4: *Criticism: Historical Criticism, Intentions, The Soul of Man*. Ed. Josephine M. Guy. Oxford: Oxford University Press, 2007. 124-206.
- Wilkins, John. *Mercury; or, The Secret and Swift Messenger: Shewing, How a Man may with Privacy and Speed communicate his Thoughts to a Friend at any distance*. London: Richard Baldwin, 1694.
- Wittgenstein, Ludwig. *Tractatus Logico-Philosophicus: Logisch-Philosophische Abhandlung*. Frankfurt: Suhrkamp, 1977 [1921].
- . *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1984 [1953].
- Woolf, Virginia. „Modern Fiction“. In: *The Essays of Virginia Woolf*. 6 Vols. Ed. Andrew McNeillie. London, 1986-1994. Vol. IV: 1925-1928. 157-165.

## Internetquellen

- „Onomastik: Namen und Namensbedeutung“,  
[https://www.onomastik.com/haeufige\\_familiennamen1.php](https://www.onomastik.com/haeufige_familiennamen1.php)
- „Onomastik: Vornamen-Lexikon“,  
<https://www.onomastik.com/Vornamen-Lexikon>.
- Thumann, Michael. „Staatsfeinde Q, W, X“, *Die Zeit* 49 (2007).  
<http://www.zeit.de/2007/49/Kurdengebiet>.

## Filme

- Tyldum, Morten. *The Imitation Game*. USA und Großbritannien, 2014.

## **Tondokumente**

Kunze, Heinz Rudolf. „Meine eigenen Wege“. Wedemark: Weltverbesserer Musikverlag, 1988.

# Die Sprache der Gerüche: Linguistik und Geruchswahrnehmung

JESSICA FREIHERR UND ANDREA BÜTTNER

**Abstract:** Gerüche umgeben uns täglich überall in unserer modernen Welt. Natürlich denkt man zunächst an Aromen und Parfums oder andere Hygieneartikel, wenn man von Geruch oder Duft spricht, aber auch viele andere Dinge und Prozesse unseres täglichen Lebens verströmen Gerüche. Beispiele hierfür sind die sonntägliche Zeitung, Industrieanlagen und Abgasemissionsquellen, Kunststoffe, Farben, Klebstoffe, Textilien und vieles mehr. Will man diese ‚modernen‘ Gerüche benennen, wird es mitunter kompliziert, denn für manche Gerüche fehlen uns schlichtweg die Worte. Die Ausbildung des Geruchssystems während der Entwicklung des Menschen geschieht früher als die des Sprachsystems. Außerdem war der Mensch mit den genannten Gerüchen in der Vergangenheit nicht konfrontiert und hat dementsprechend dafür noch keine Begriffe genutzt. In vielen Situationen reagieren wir mithilfe eines Gesichtsausdruckes auf Gerüche, weshalb Geruchsforscher ergänzend die Mimikanalyse nutzen, um zu verstehen, wie Gerüche empfunden werden. Solche schwer spezifizierbaren Gerüche werden gern mit relativ vagen Überbegriffen wie ‚muffig‘ betitelt, was zu Situationen führen kann, in denen völlig unterschiedliche Gerüche als ‚muffig‘ bezeichnet werden und dieser Begriff nicht für einen spezifischen Geruch steht. Moderne Geruchsforscher sind in der Kommunikation mit Laien mit besonderen Herausforderungen konfrontiert, diese werden im vorliegenden Manuskript aufgegriffen und diskutiert.

## Der Geruchssinn

Obwohl der Mensch seinen Geruchssinn von Haus aus unterschätzt, hat das Riechen vielfältige Funktionen. Einerseits nehmen wir Aroma und Flavor von Nahrungs- und Genussmitteln – aber auch von Getränken – wahr, der Geruchssinn ist hier also wichtiger Qualitätsparameter. Er warnt uns nicht nur vor verdorbenen Speisen, sondern bietet auch Schutz vor gefährlichen Situationen (Brand, Chemieunfall). Mithilfe des Geruchssinnes können wir uns räumlich orientieren. Nicht nur in der Tierwelt können wir beobachten, dass der Fuchs der Fährte des Fasans folgt, auch der Mensch hat die Möglichkeit, sich ausschließlich mithilfe einer Geruchsspur im Raum zu bewegen.<sup>1</sup> Wir können außerdem einen geeigneten Geschlechtspartner auch an seinem Körpergeruch erkennen, das Sprichwort ‚Ich kann

---

<sup>1</sup> Vgl. Jess Porter *et al.*, „Mechanisms of Scent-Tracking in Humans“, *Nature Neuroscience* 10 (2006): 27-29.

Dich nicht riechen‘ ist hier also sehr passend. Wir Menschen können verschiedene Aspekte über unseren Körpergeruch kommunizieren: So finden sich im Körpergeruch Informationen zu unserem Alter, Geschlecht, und sogar auch über unsere Fruchtbarkeit. Dies ist ganz besonders wichtig in Situationen, in denen noch keine andere Möglichkeit zur Kommunikation besteht, zum Beispiel während der sehr frühen Kommunikation zwischen Mutter und Neugeborenem. Der Geruchssinn ist somit eine wichtige physiologische, psychologische und emotionale Einflussgröße.

Der Geruch oder das Aroma eines Lebensmittels kann sowohl ortho- als auch retronasal wahrgenommen werden. Flüchtige Substanzen des Lebensmittels erreichen hier von vorn, durch die Nasenlöcher (orthonasal) – oder aber beim Schluckvorgang von hinten, durch den Mund- und Rachenraum (retronasal) – das olfaktorische Epithel, welches im Nasendach lokalisiert ist. Wenn man an einem Glas Whisky riecht, wird der Geruch auf orthonasalem Weg zu den Rezeptoren transportiert, hat man den Whisky im Mund und auf der Zunge, werden Duftstoffmoleküle auf retronasalem Weg zu den Rezeptoren transportiert. Der Geschmack eines Lebensmittels wird durch nicht-flüchtige Substanzen ausgelöst, die an Rezeptoren auf der Zunge binden. Mit Flavor bezeichnen wir den Gesamteindruck, den ein Lebensmittel auslöst, wenn wir es im Mund zerkauen. Flavor bezeichnet hier sozusagen die Summe aus Geruch und Geschmack. Hinzu kommen weitere sensorische Eindrücke, die während des Kauvorganges auftreten. Die Textur eines Lebensmittels beeinflusst unsere Wahrnehmung; so kann Whisky eine samtige oder seidige Wahrnehmung auf der Zunge auslösen. Weiterhin ist die Temperatur des Lebens- oder Genussmittels ausschlaggebend für seine Wahrnehmung. Einige Lebensmittel wirken adstringierend (z. B. Magerquark) oder lösen eine Wärme- (Capsaicin in Chilies) beziehungsweise Kälteempfindung (Menthol, Eukalyptus) aus. Die aufgelisteten Effekte werden durch das trigeminale System des Menschen vermittelt.

Der französische Gastronom Jean Anthelme Brillat-Savarin sagte im Jahr 1820: ‚Der Geruchs- und Geschmackssinn sind eigentlich identisch: Das Labor befindet sich im Mund und der Abzug in der Nase‘.<sup>2</sup> Dieser Spruch bringt sinnbildlich zum Ausdruck, dass der Mensch häufig das, was er eigentlich riecht, als Geschmack bezeichnet. Der Geschmackssinn und die Geschmacksrezeptoren befinden sich auf der Zunge. Heutzutage sind fünf verschiedene Geschmacksqualitäten sicher identifiziert, und zwar die

---

<sup>2</sup> Vgl. Brillat-Savarin and Fayette Robinson, *The Physiology of Taste, Or, Transcendental Gastronomy* (The Floating Press, 2008), 26. (online).

Geschmacksrichtungen ‚süß‘, ‚sauer‘, ‚salzig‘, ‚bitter‘ und ‚umami‘. Weitere mögliche Kandidaten sind ‚metallischer Geschmack‘, ‚Fett‘- und ‚Kalziumgeschmack‘. Es wurde früher angenommen, dass die Geschmacksrezeptoren sich regional über die Zunge verteilen, also ‚süß‘ als Anzeichen einer wichtigen Kohlenhydrat-Quelle an der Spitze der Zunge und ‚bitter‘ als Hinweis auf einen toxischen Stoff eher hinten am Zungengrund. Diese regionale Einteilung der Geschmacksrezeptoren auf der Zunge ist allerdings veraltet. Man weiß heute, dass die Geschmacksrezeptoren relativ gleichmäßig über die Zunge verteilt sind. Wichtig ist hier, dass wir mit unserer Zunge nur die bereits genannten Geschmacksqualitäten wahrnehmen können. Ein Großteil der verschiedenen Geschmäcker, die wir kennen, sind dementsprechend Gerüche. Man kennt das von Erkältungen: Wenn die Nase verstopft ist und die Geruchsstoffe nicht an die Rezeptoren im Nasendach gelangen können, schmecken Lebensmittel meist nicht und sind eher fad.

Schauen wir uns nun den Geruchssinn genauer an: Hier finden wir insgesamt 380 verschiedene funktionelle Rezeptoren.<sup>3</sup> Man nahm bis vor Kurzem an, dass der Mensch damit ungefähr 10 000 verschiedene Geruchseindrücke wahrnehmen kann.<sup>4</sup> Neueste Forschungsergebnisse aus den USA zeigen allerdings, dass der Mensch sehr viel mehr, in etwa eine Billion (10 hoch 12 oder 1000 Milliarden) verschiedene Gerüche unterscheiden kann.<sup>5</sup> Wie macht der Mensch das mit nur 380 Rezeptoren? Er kann diese Vielzahl an olfaktorischen Eindrücken mithilfe eines kombinatorischen Rezeptor-codes für Duftstoffe unterscheiden.<sup>6</sup> Jeder Duftstoff hat verschiedene funktionelle Gruppen; sie interagieren mit den verschiedenen Rezeptoren – jede funktionelle Gruppe passt in einen Rezeptor wie ein Schlüssel in ein Schloss. Jeder Duftstoff aktiviert also verschiedene Rezeptoren und damit ein einzigartiges Rezeptormuster, wodurch der Duftstoff erkannt wird.

---

<sup>3</sup> Vgl. Yasuhiro Go and Yoshihito Niimura, „Similar Numbers but Different Repertoires of Olfactory Receptor Genes in Humans and Chimpanzees“, *Molecular Biology and Evolution*, 25 (2008): 1897-1907.

<sup>4</sup> Vgl. J. Albrecht und M. Wiesmann, „Das olfaktorische System des Menschen“, *Der Nervenarzt* 77 (2006): 931-939.

<sup>5</sup> Vgl. C. Bushdid *et al.*, „Humans Can Discriminate More than 1 Trillion Olfactory Stimuli“, *Science* 343 (2014): 1370-1372.

<sup>6</sup> Vgl. B. Malnic *et al.*, „The Human Olfactory Receptor Gene Family“, *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 101 (2004): 2584-2589.

Von den Rezeptoren aus wird die Geruchsinformation dann weiter ins Gehirn geleitet und in verschiedenen Hirnarealen verarbeitet. Der Geruchssinn ist im Vergleich zu anderen sensorischen Systemen aus zwei Gründen von besonderer Bedeutung: Gerüche werden relativ unbewusst wahrgenommen, da der Informationsfluss im Gehirn nicht über den Thalamus läuft. Außerdem sind an der Verarbeitung von Geruchsreizen Areale beteiligt, die für Emotions- und Erinnerungsverarbeitung zuständig sind (limbisches System, Amygdala). Das heißt, Gerüche können Emotionen auslösen, obwohl dem Menschen noch nicht einmal klar ist, dass er etwas gerochen hat.<sup>7</sup> Der Geruchssinn beinhaltet hier auch Aspekte der Beeinflussung, er wird als Marketing-Instrument verwandt (Parfümierung von teuren Lederwaren, Autos, Bäckereien usw.).

## Charakteristika von Geruchsstoffen

Geruchsstoffe sind strukturell hochdivers, flüchtig und entstehen auf unterschiedlichsten Bildungswegen. Sie haben verschiedene Geruchseigenschaften und kommen in unterschiedlichsten Konzentrationen vor. Es konnte gezeigt werden, dass Geruchsstoffe mit einer Intensitätsdifferenz von  $10^9$  wirken.<sup>8</sup> Wenn wir uns verschiedene Aromen anschauen, dann gibt es hier hochkomplexe Mischungen aus Geruchsstoffen – wie zum Beispiel das Kaffeearoma. Es besteht aus ungefähr 800 verschiedenen Einzelsubstanzen. Im Gegensatz dazu wird das Butteraroma von einer Mischung von nur drei verschiedenen Substanzen ausgelöst. Wenn wir uns das Furfurylthiol, eine typische Kaffeernote, genauer anschauen, stellt man fest, dass die Geruchsqualität sich in Abhängigkeit von der Konzentration des Stoffes ändert. Während geringe Konzentrationen ganz eindeutig nach Kaffee riechen, werden zwiebel- und knoblauchartige Charakteristika mehr und mehr deutlich je höher der Duftstoff konzentriert ist. Dieser Effekt wird über typische Rezeptoraktivierungsmuster in Abhängigkeit von der Konzentration der Moleküle vermittelt. Sensorische Mischeindrücke sind zum heutigen Zeitpunkt nur teilweise entschlüsselt. Man dachte eigentlich, dass ein grapefruitartiger Geruch hauptsächlich durch 1-p-Menthene-8-

---

<sup>7</sup> Vgl. Carolin Moessnang und Jessica Freiherr, „Olfaktorik“, in: *Funktionelle MRT in Psychiatrie und Neurologie*, hg. Frank Schneider und Gereon R. Fink (Heidelberg: Springer, 2012), 505-521.

<sup>8</sup> Vgl. M. Czerny *et al.*, „Re-Investigation on Odour Thresholds of Key Food Aroma Compounds and Development of an Aroma Language Based on Odour Qualities of Defined Aqueous Odorant Solutions“, *European Food Research and Technology* 228 (2008): 265-273.

thiol ausgelöst wird. Allerdings wurde nach gaschromatographischer Auftrennung eines frisch gepressten Grapefruitsaftes und Aufreinigung sowie durch Rekombinationsversuche deutlich, dass Substanzen, die getrennt voneinander den Geruch ‚Johannisbeere‘ (4-Mercapto-4-methylpentan-2-on) oder ‚zitrusartig‘ (R)-Limonen, (Z)-Hex-3-enal, Decanal, and Acetaldehyd vermitteln, in Kombination das Grapefruitaroma ausmachen.<sup>9</sup>

Moleküle, die sich in ihrer Struktur stark ähneln, vermitteln sehr unterschiedliche Geruchseindrücke, kleine Änderungen an der Molekülstruktur bewirken teilweise große Änderungen in der Geruchsqualität. Ursächlich dafür ist, dass durch kleine Änderungen in der Molekülstruktur auch das Rezeptoraktivierungsmuster verändert wird und es daher zu einem anderen Geruchseindruck kommt. So wird 2-Iodphenol eher als medizinischer Geruch wahrgenommen, während 4-Iodphenol einen fäkalischen Geruchseindruck hinterlässt. Carvon kommt in der Natur in zwei Stereoisomeren vor: R-Carvon riecht nach Pfefferminze, während S-Carvon nach Kümmel riecht.

Skatol (‚fäkalisch‘), Methylisoborneol (‚erdig-muffig‘), Geosmin (‚erdig‘) und 2,4,6-Trichloranisol (‚Korkgeschmack‘) sind Beispiele für klassische Fehleromanoten in Lebensmitteln. Interessanterweise sind diese Substanzen oft assoziiert mit negativen Noten in anderen Produkten. Diese Gerüche werden hervorgerufen durch mikrobielle Prozesse oder Reifevorgänge in Lebensmitteln. Die Wahrnehmung des Fehleromas ist vor allen Dingen abhängig von der Konzentration dieser Substanzen. Diese Fehleromen werden allerdings in einigen Lebensmitteln sehr geschätzt und tragen zum spezifischen Aroma bei, so zum Beispiel im Schinken, der Salami, roter Bete oder weißem Pfeffer.

## Benennung von Geruchsstoffen

Wenn verschiedene Menschen gebeten werden, den Duftstoff 3,5-Dimethylphenol zu beschreiben, findet sich eine Divergenz von Antworten – hauptsächlich ‚nach Tinte‘ und ‚süßlich‘, allerdings auch Deskriptoren wie ‚medizinisch‘ und ‚nach Leder‘, ‚stechend‘ kommen vor. Hier stellt sich die Frage: Warum nehmen Mensch Gerüche unterschiedlich wahr? Liegt es an der Kommunikation von Gerüchen? Besteht hier wirklich nur ein sprachliches Problem? Diese Frage kann mit Nein beantwortet werden, denn jeder

---

<sup>9</sup> Vgl. Andrea Büttner and Peter Schieberle, „Evaluation of Key Aroma Compounds in Hand-Squeezed Grapefruit Juice (Citrus Paradisi Macfayden) by Quantitation and Flavor Reconstitution Experiments“, *Journal of Agricultural and Food Chemistry* 49 (2001): 1358-1363.

Mensch wird mit einer individuellen Rezeptorausstattung geboren. Der Mensch verfügt über 380 funktionelle Geruchsrezeptoren,<sup>10</sup> und diese sind individuell verschieden. Hinzu kommt, dass wir theoretisch bis zu 1 Billion ( $10^{12}$ ) verschiedene Geruchseindrücke unterscheiden können.<sup>11</sup> Die Bewertung von Gerüchen unterliegt einem lebenslangen Lernprozess. Wir bewerten Gerüche auf bewusster Ebene als gut oder schlecht, angenehm oder unangenehm, attraktiv oder aversiv. Außerdem findet zeitgleich eine unterbewusste Bewertung statt – der Geruch wird automatisch als bekannt oder unbekannt, erwartet oder unerwartet, bekannt aus positivem oder negativem Kontext und mit geringem oder hohem nutritiven Wert assoziiert. Diese unterbewussten Prozesse basieren auf lebenslangen Lern- und Erinnerungsprozessen, sowie einer gewissen kulturellen Erfahrung, und führen zu einer bewussten Entscheidung für oder gegen den Geruch beziehungsweise das damit verbundene Produkt. Während Laien Geruchsstoffe eher subjektiv hinsichtlich ihres Ursprunges benennen, können Experten (Parfumeure, Sommeliers) Geruchsstoffe objektiv beziehungsweise analytisch mithilfe von Attributen und Intensitätsschätzungen charakterisieren. Die Geruchsidentifikation fällt Menschen eher schwer, dennoch können wir die Stärke oder Intensität, sowie die Angenehmheit eines Duftstoffes sehr gut abschätzen, also auch emotionale und evaluative Beschreibungen vornehmen. Die einzelnen Prozesse bei der Geruchswahrnehmung laufen nach einem Kaskadenmodell ab (Abbildung 1).<sup>12</sup> Nach diesem Modell detektiert der Mensch als erstes einen Geruch („Ich rieche etwas“), danach kommt es entweder zur Formation eines Objektes („Ich rieche Popcorn“) oder zur Bewertung der Angenehmheit des Geruchens („Dieser Geruch ist angenehm“). Auf Basis der Objektidentifikation oder der Angenehmheitsbewertung wird schließlich auf die Essbarkeit des Objektes geschlossen.

---

<sup>10</sup> Vgl. Go and Niimura, „Similar Numbers but Different Repertoires of Olfactory Receptor Genes in Humans and Chimpanzees“, 1897-1907.

<sup>11</sup> Vgl. Bushdid *et al.*, „Humans Can Discriminate More than 1 Trillion Olfactory Stimuli“, 1370-1372.

<sup>12</sup> Vgl. Jonas K. Olofsson, „Time to Smell: A Cascade Model of Human Olfactory Perception Based on Response-Time (RT) Measurement“, *Frontiers in Psychology* 5 (2014): 33.

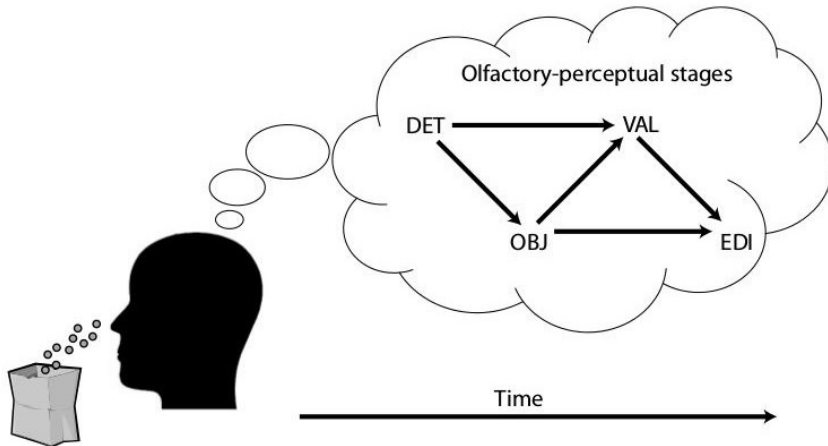


Abbildung 1.<sup>13</sup>

In einer Schweizer Studie wurde berichtet, welche Deskriptoren zur Beschreibung von Gerüchen in der deutschen Sprache häufig verwandt werden.<sup>14</sup> In Abbildung 2 sieht man die am häufigsten genannten Begriffe in der Mitte und die am seltensten genannten am Rand. Es fällt auf, dass Deskriptoren vor allen Dingen für Geschmäcker (,süß‘, ,sauer‘, ,salzig‘) verwandt werden. Außerdem kommen Deskriptoren vor, die Angenehmheit beschreiben (,lecker‘, ,gut‘, ,frisch‘, ,schlecht‘), dann aber auch Deskriptoren, die eher die Intensität des Geruches beschreiben (,intensiv‘, ,mild‘, ,fad‘). Schließlich werden auch Lebensmittelprozesse (,verbrannt‘, ,verdorben‘) abgebildet.

<sup>13</sup> Ebd., 33.

<sup>14</sup> Vgl. Jeannette Nuessli Guth and Maren Runte, „Odor Descriptions from a Language Perspective“, in: *Handbook of Odor*, ed. Andrea Büttner (Dordrecht, et al.: Springer, 2017), 1013-1026.

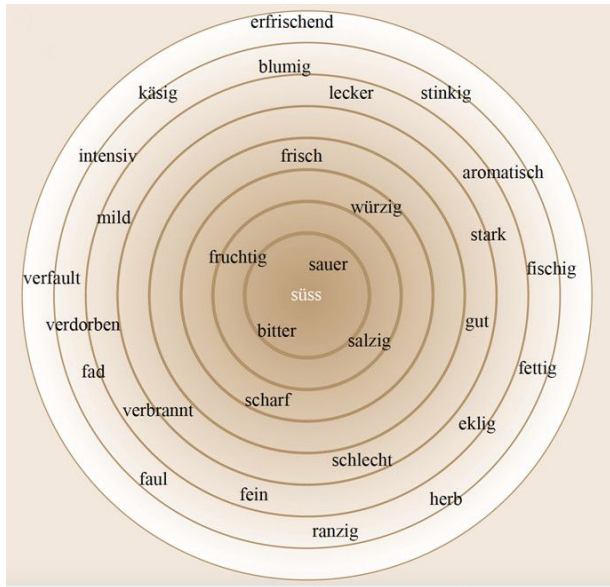


Abbildung 2.<sup>15</sup>

Einige Worte benennen ausschließlich den wahrgenommenen Geruch („verbrannt“), allerdings verwenden wir sehr oft hedonische Beschreibungen, Referenzen und Objekte und auch Benennungen, die sich auf Geruch und den Geschmack gemeinsam beziehen. Nach Nuessli Guth und Runte existieren circa 600 Worte zur Beschreibung von Gerüchen und circa 1000 Worte zur Beschreibung von Geschmäckern,<sup>16</sup> diese überlappen allerdings zu einem großen Teil. Beschreibt man ausschließlich den Geschmack, so spricht man hauptsächlich über die Textur, das Mundgefühl und die Temperatur des Gegessenen.

Warum riechen verschiedene Menschen verschiedene Dinge? Zum einen finden in unserer Nase Metabolisierungsvorgänge statt. So wird beispielsweise ein als holzig wahrgenommenes Keton in der Nase durch Cytochrom CYP2A13 hydroxyliert, und dieses Molekül hat dann einen reinen Himbeergeruch, der auch intensiver wahrgenommen wird als der holzige Geruch des Substrates.<sup>17</sup> Gerüche werden unterschiedlich im Gehirn verarbeitet, und, wir verbinden verschiedene Emotionen und Erinnerungen mit dem Geruch. Die Geruch-Sprach-Integration läuft vor

<sup>15</sup> Ebd., 1021.

<sup>16</sup> Vgl. ebd., 1013-1026.

<sup>17</sup> Vgl. Boris Schilling, „Nasal Perceptor Processes“, in: *Handbook of Odor*, 605-616.

allen Dingen im orbitofrontalen Kortex und im Temporalpol des menschlichen Gehirns ab. Hier geschehen die Codierung des Geruchsobjektes und die semantische Integration. Olfaktorische Benennung und Verbalisierung sind eher dem inferioren frontalen Gyrus zuzuordnen.<sup>18</sup>

Der Mensch ist intrinsisch gesteuert und möchte Gerüche einordnen und identifizieren. Sobald wir etwas riechen, fragen wir uns: ‚Was ist das?‘. Die Benennung eines Duftstoffes fällt enorm schwer. Wir sind dahingehend sozusagen sprachlos. Wir wissen, dass der Geruch uns bekannt ist, wir können auch ohne Probleme seine Stärke oder Intensität abschätzen, nur die Benennung fällt schwer. Wir sind hier besonders schlecht, wenn man diese Leistung mit der anderer sensorischer Modalitäten vergleicht. Hierfür sind verschiedene Gründe zu nennen. Zum einen wird die relativ späte Entwicklung der Sprache im Vergleich zum Geruchssystem während der menschlichen Entwicklung gesehen. Der Mensch riecht also schon (u.a. im Mutterleib), während die Entwicklung der Sprache erst viel später einsetzt. Die Sprachentwicklung hinkt also der Entwicklung der sensorischen Wahrnehmung hinterher. Außerdem kann olfaktorische Information verarbeitet werden, ohne dass dabei der Thalamus durchlaufen wird, dementsprechend werden uns manche Geruchsstoffe nicht bewusst. Es ist auch ein gewisser Wettbewerb zwischen der Prozessierung von Geruch und Sprache denkbar. Weiterhin ist die Bedeutung der Gerüche (z.B. ‚essbar‘ – ‚nicht essbar‘, ‚Freund‘ – ‚Feind‘) für den Menschen wichtiger als der Name der Substanz. Dennoch ist eine Identifikation und Benennung von Gerüchen in dem Moment, wo semantische Hinweise oder Antwortoptionen hinzukommen, sehr gut möglich.

Im Gegensatz zur menschlichen Unfähigkeit, Gerüche zu benennen, können Gerüche komplett ohne linguistische Beteiligung verarbeitet werden. Wir finden eine Unabhängigkeit der Geruchswahrnehmung von der Sprache vor. Gerüche lösen Erinnerungsprozesse aus und regen starke emotionale Reaktionen an. Beispielsweise wurden intensiv riechende Plastikspielzeuge von trainierten Riechern geruchlich charakterisiert. Neben Begriffen wie Heizöl und Autoreifen wurden hier auch Attribute wie ‚Angst vor Gesundheitsgefährdung‘ und ‚schwindelerregend‘ genannt.

In dem Moment, in dem ein Geruch gleichzeitig mit einem Wort präsentiert wird, ist dieser verbale Kontext ein starker kognitiver Modulator

---

<sup>18</sup> Vgl. Olofsson, „Time to Smell: A Cascade Model of Human Olfactory Perception Based on Response-Time (RT) Measurement“, 33; vgl. auch Jonas K. Olofsson, „The Muted Sense: Neurocognitive Limitations of Olfactory Language“, *Trends in Cognitive Sciences* 19 (2015): 314-321.

der Geruchsinformation. Man spricht hier auch von verbaler Dominanz, das Wort dominiert den wahrgenommenen Geruch. So findet man beispielsweise eine höhere Beliebtheit und Angenehmheit von Düften, wenn sie gleichzeitig mit Namen beziehungsweise Marken präsentiert werden. Die Effekte von verbaler Information auf das Riechen sind stärker als auf andere sensorische Modalitäten, sogar Geruchs-Illusionen können so ausgelöst werden. Man riecht also gewissermaßen auch mit den Augen beziehungsweise den Ohren. Präsentiert man den Geruch von Käse mit dem Begriff ‚Käse‘, fällt die Bewertung des Geruches sehr viel angenehmer aus, als wenn man gleichzeitig den Begriff ‚Erbrochenes‘ präsentiert.<sup>19</sup> Das funktioniert sowohl bei Erwachsenen als auch schon bei fünfjährigen Kindern.<sup>20</sup> Diese Effekte wurden mehrfach gezeigt. Weitere Beispiele sind: Geruch von Menthol und die Assoziation mit Mundspülung *versus* Hustensaft, Piniengeruch und Assoziation mit Weihnachtsbaum *versus* Erkältungsbad, Nelkengeruch und Assoziation mit Weihnachtsmarkt *versus* Zahnarzt.

Bei der Durchführung von olfaktorischen Identifikationstests wird jeweils ein Duftstoff präsentiert, und gleichzeitig werden vier Antwortmöglichkeiten vorgegeben. In einer aktuellen Studie zeigt sich hier auch die verbale Dominanz: Wenn die Probanden erst die Deskriptoren lesen, schneiden sie besser im Test ab, als wenn sie erst den Duftstoff präsentiert bekommen.<sup>21</sup> Worin liegt die verbale Dominanz begründet? Der Mensch hat die Tendenz, die Wahrnehmungswelt zu identifizieren und in Prototypen zu kategorisieren. Gerüche sind unsichtbar und im Raum nicht lokalisierbar, außerdem sind sie intrinsisch nicht leicht benennbar. Deshalb wird nach einer Bedeutung von Gerüchen hinsichtlich ihrer externen Relevanz gesucht.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Geruchswahrnehmung eine komplexe und widersprüchliche Beziehung zur Sprache hat: Auf der einen Seite ist die Geruchswahrnehmung unabhängig von der Sprache, auf der anderen Seite findet eine starke Beeinflussung der Geruchswahrnehmung durch Sprache statt.

---

<sup>19</sup> Vgl. Simona Manescu *et al.*, „Now You Like Me, Now You Don’t: Impact of Labels on Odour Perception“, *Chemical Senses* 39 (2014): 167-175.

<sup>20</sup> Vgl. Moustafa Bensafi *et al.*, „Verbal Cues Modulate Hedonic Perception of Odors in 5-Year-Old Children as well as in Adults“, *Chemical Senses* 32 (2007): 855-862.

<sup>21</sup> Vgl. Sorokowska, A., E. Albrecht and T. Hummel, „Reading First or Smelling First? Effects of Presentation Order on Odor Identification“, *Attention, Perception and Psychophysics*, 77 (2015): 731-736.

## Künstliche Intelligenz zur Benennung von Duftstoffen

Da die Benennung von Duftstoffen relativ schwierig ist, gibt es erste Ansätze zur Vorhersage von olfaktorischer Wahrnehmung. Im Vergleich zum Hören, bei dem aus einer Frequenz auf einen Ton geschlossen werden kann, oder dem Sehen, bei dem aus einer Wellenlänge auf die Farbe des Lichts geschlossen werden kann, gibt es beim Riechen noch keine eindeutige Möglichkeit, aus einer chemischen Strukturformel auf den Geruch der Substanz zu schließen. Kollegen aus den USA haben hier einen neuartigen Ansatz genutzt:<sup>22</sup> Sie haben Molekülstrukturen von 476 verschiedenen Geruchsmolekülen bereitgestellt und auch die Wahrnehmung dieser Geruchsmoleküle durch 49 Testpersonen bewerten lassen. Auf Basis dieser Daten wurden *Machine-Learning*-Algorithmen entwickelt und trainiert, die aus der Molekülstruktur verlässlich die Wahrnehmung voraussagen können, so dass die Wahrnehmungs- und Identifikationsprozesse zukünftig auch von Maschinen beziehungsweise Computern übernommen werden können. Ähnliche Forschungsansätze gibt es auch schon für die Benennung von Molekülen.

## Geruchsbenennung und Kultur

Die Annahme, dass Menschen schlecht Duftstoffe benennen können, ist nicht universell. Es gibt Kulturen, in denen Duftstoffe eine größere Rolle spielen. In den Sprachen Jahai (Malay Halbinsel) oder Maniq (Südthailand) können Duftstoffe mit der gleichen Leichtigkeit wie Farben benannt werden. Man muss also gewissermaßen nur die richtige Sprache sprechen, um Duftstoffe benennen zu können.<sup>23</sup>

In unserer urbanisierten westlichen Welt finden wir eine zunehmende Mangel- und Fehlernährung bei Kindern und Jugendlichen sowie wachsenden Konsum von *Fast-Food*- und *Convenience*-Produkten wie Fertigsoßen, Dossuppen, Tiefkühl-Gemüse und so weiter. Es besteht die Gefahr des Verlusts der sinnlichen Vielfalt – und dies bereits bei Kindern. In einer AMA-Studie konnten von 385 getesteten Schulkindern zwischen 10 und 13 Jahren nur ein Viertel alle vier Hauptgeschmacksrichtungen definieren, ein knappes Viertel nur eine, meist ‚süß‘. Und nur 8% der Kinder konnten alle angebotenen 11 Gerüche identifizieren. Längst geht es bei der Diskussion

---

<sup>22</sup> Vgl. A. Keller *et al.*, „Predicting Human Olfactory Perception from Chemical Features of Odor Molecules“, *Science* 355 (2017): 820-826.

<sup>23</sup> Vgl. Asifa Majid and Niclas Burenhult, „Odors are Expressible in Language, As Long As You Speak the Right Language“, *Cognition* 130 (2014): 266-270.

über ‚richtige‘ Ernährung nicht mehr allein um ‚gesund‘ oder ‚ungesund‘: Wie sollte jemand, der die Vielfalt der angebotenen Lebensmittel weder geschmacklich noch geruchlich wirklich differenzieren kann, auch zu einer Vielfalt bei der Auswahl bewogen werden. Durch vermehrt berufstätige Mütter, die Zunahme von *Fast-Food* und *Convenience-Food* findet eine Kultur der sinnlichen Wahrnehmung, verbunden mit gemeinsamem Essen und vielleicht auch gemeinsamer Zubereitung der Speisen, heute im Elternhaus immer weniger statt. Die Prägung unseres Geschmacks und Geruchs passiert allerdings bereits sehr früh im Kindesalter. Um Kindern die Möglichkeit einer sinnlichen Wahrnehmung verbunden mit Lebensmitteln spielerisch zu ermöglichen, bieten sich Duftlernspiele an. So können schon früh der Geruchssinn trainiert und die Sensibilität in Bezug auf die Ernährung spielerisch erhöht werden. Sinnliche Wahrnehmung verbunden mit eigener Aktivität kann die Lernergebnisse besonders gut verankern. Die Verhinderung von gestörter Geruchs- und Geschmackswahrnehmung führt zu einer Verhinderung von Fehlernährung und Krankheiten.

Geruchslernen wird also bei einer Störung des Geruchssinnes benötigt. Als Szenarien sind hier beispielsweise olfaktorische Leitsysteme in Museen aber auch im Straßenverkehr als neue Form der Orientierung denkbar. Entsprechende Technologie erfordert Entwicklungen von Individual- und Raumbeduftungen, lernende Duftsensoren und Duftdatenbanken.

## **Multisensorische Wahrnehmung**

Der Mensch ist nicht nur ein Biosensor, er kommuniziert auch mit seinen verschiedenen Sinnen, bei uns im Mittelpunkt steht der Geruchssinn. Kommunikation ist allerdings auch über das Sehen und Hören, über das Schmecken und den Tastsinn möglich. Meist sprechen wir von einer Kombination verschiedener Inputs oder Kommunikation mithilfe aller Sinne – multimodale Kommunikation. Produkteigenschaften werden über alle Sinne kommuniziert, meist über mehr als nur ein Sinnessystem, deshalb sprechen wir hier auch von multisensorischer Integration. Eine Tasse Kaffee wird also nicht nur gesehen und gefühlt, im Hintergrund hört man eine Kaffeemaschine, man nimmt den Kaffeegeruch wahr und schmeckt ihn schließlich. Gleichzeitig wird über den trigeminalen Nerv auch noch die Temperatur des Kaffees verarbeitet. Zudem können Details, die über die Verpackung des Kaffeeproduktes kommuniziert werden, Einfluss auf das sensorische Erleben haben. All diese sensorischen Eindrücke werden vom menschlichen Gehirn zusammengeführt und integriert, und es entsteht ein Abbild des Objektes, aber auch des Produktes. Unser Gehirn ist

dabei sehr effizient und kann ein gewisses Rauschen sehr gut herausfiltern. Diese Wahrnehmungsprozesse führen zur Ablehnung des Produktes beziehungsweise Aversion bis hin zur Akzeptanz oder zur Ausbildung einer Präferenz.

Da es so schwer ist Gerüche zu beschreiben und zu identifizieren, werden auch Methoden genutzt, um subjektive Reaktionen des Menschen auf Gerüche zu erfassen. Das Ziel dieser Methoden ist, mehr über die Reaktion des Menschen auf den Geruch herauszufinden, als das, was der Mensch zum Beispiel anhand von Fragebögen mitteilt. Grundlegend werden dazu zwei verschiedene Methoden – zum einen die Aufnahme von Biofeedback (Herzfrequenz, Atmung, Hautleitfähigkeit), zum anderen die Mimikanalyse – genutzt, um aufgrund von physiologischen Reaktionen Rückschlüsse auf die Emotionen des Probanden ziehen zu können. Anhand dieser Daten können dann bestehende Produkte optimiert beziehungsweise neu entwickelt werden.

## Literaturverzeichnis

- Albrecht, J. und M. Wiesmann. „Das olfaktorische System des Menschen“. *Der Nervenarzt* 77 (2006): 931-939.
- Bensafi, Moustafa, Fanny Rinck, Benoist Schaal, and Catherine Rouby. „Verbal Cues Modulate Hedonic Perception of Odors in 5-Year-Old Children as well as in Adults“. *Chemical Senses* 32 (2007): 855-862.
- Büttner, Andrea and Peter Schieberle. „Characterization of the Most Odor-Active Volatiles in Fresh, Hand-Squeezed Juice and Grapefruit (Citrus Paradisi Macfayden)“. *Journal of Agricultural and Food Chemistry* 47 (1999): 5189-5193.
- . „Evaluation of Key Aroma Compounds in Hand-Squeezed Grapefruit Juice (Citrus Paradisi Macfayden) by Quantitation and Flavor Reconstitution Experiments“. *Journal of Agricultural and Food Chemistry* 49 (2001): 1358-1363.
- Bushdid, C., M. O. Magnasco, L. B. Vosshall and A. Keller. „Humans Can Discriminate More than 1 Trillion Olfactory Stimuli“. *Science* 343 (2014): 1370-1372.
- Czerny, M., M. Christlbauer, A. Fischer, M. Granvogl, M. Hammer, C. Hartl, N.M. Hernandez and P. Schieberle. „Re-Investigation on Odour Thresholds of Key Food Aroma Compounds and Development of an Aroma Language Based on Odour Qualities of Defined Aqueous Odorant Solutions“. *European Food Research and Technology* 228 (2008): 265-273.
- Go, Yasuhiro and Yoshihito Niimura, „Similar Numbers but Different Repertoires of Olfactory Receptor Genes in Humans and Chimpanzees“. *Molecular Biology and Evolution* 25 (2008): 1897-1907.
- Keller, A., R. C. Gerkin, Y. Guan, A. Dhurandhar, G. Turu, B. Szalai, J. D. Mainland, Y. Ihara, C. W. Yu, R. Wolfinger, C. Vens, L. Schietgat, K. De Grave, R. Norel *et al.*, „Predicting Human Olfactory Perception from Chemical Features of Odor Molecules“. *Science* 355 (2017): 820-826.
- Majid, Asifa and Niclas Burenhult. „Odors are Expressible in Language, As Long As You Speak the Right Language“. *Cognition* 130 (2014): 266-270.
- Malnic, B., P. A. Godfrey and L. B. Buck. „The Human Olfactory Receptor Gene Family“. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 101 (2004): 2584-2589.
- Manescu, Simona, Johannes Frasnelli, Franco Lepore and Jelena Djordjevic. „Now You Like Me, Now You Don't: Impact of Labels on Odour Perception“. *Chemical Senses* 39 (2014): 167-175.

- Moessnang, Carolin und Jessica Freiherr. „Olfaktorik“. In: *Funktionelle MRT in Psychiatrie und Neurologie*. Hg. Frank Schneider und Gereon R. Fink. Heidelberg: Springer, 2012. 505-521.
- Nuessli Guth, Jeannette and Maren Runte. „Odor Descriptions from a Language Perspective“. In: *Handbook of Odor*. Ed. Andrea Büttner. Dordrecht, et al.: Springer, 2017. 1013-1026.
- Olofsson, Jonas K. „Time to Smell: A Cascade Model of Human Olfactory Perception Based on Response-Time (RT) Measurement“. *Frontiers in Psychology* 5 (2014): 33.
- . „The Muted Sense: Neurocognitive Limitations of Olfactory Language“. *Trends in Cognitive Sciences* 19 (2015): 314-321.
- Porter, Jess, Brent Craven, Rehan M. Khan, Shao-Ju Chang, Irene Kang, Benjamin Judkewitz, Jason Volpe, Gary Settles and Noam Sobel. „Mechanisms of Scent-Tracking in Humans“. *Nature Neuroscience* 10 (2006): 27-29.
- Schilling, Boris. „Nasal Perceptor Processes“. In: *Handbook of Odor*. Ed. Andrea Büttner. Dordrecht, et al.: Springer, 2017. 605-616.
- Sorokowska, A., E. Albrecht and T. Hummel. „Reading First or Smelling First? Effects of Presentation Order on Odor Identification“. *Attention, Perception and Psychophysics* 77 (2015): 731-736.

## Internetquellen

- Brillat-Savarin and Fayette Robinson. *The Physiology of Taste, Or, Transcendental Gastronomy*. The Floating Press, 2008. EBSCOhost, [search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&db=nlebk&AN=313545&site=ehost-live](http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&db=nlebk&AN=313545&site=ehost-live).



# Grammatik und Rhetorik des römischen Reliefs: Ein Ratgeber zur Manipulation von politischen Bildern

ANDREAS GRÜNER

Die großen, marmornen Bilder, die aus der römischen Kaiserzeit erhalten sind, können den modernen Betrachter leicht in die Irre führen. Auf den ersten Blick scheint es nämlich, als ob diese Reliefs – ganz ähnlich wie heutige Photographien oder Filmaufnahmen in Nachrichten, die politische Ereignisse dokumentieren – bestimmte historische Ereignisse detailgetreu illustrieren: eine Schlacht, eine Ansprache des Kaisers, einen Triumphzug. Die Figuren und Gegenstände auf den Bildern sind so naturgetreu und präzise wiedergegeben, dass der Betrachter der Meinung sein könnte, hier würde ein konkretes Ereignis so abgebildet, wie es einem Zeitzeugen vor Augen gestanden war.

Betrachtet man die Bilder etwas genauer, so stellen sich allerdings Zweifel ein. Nehmen wir als Beispiel ein großes, marmornes Relief aus dem letzten Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts nach Christus, das auf dem Marsfeld in Rom gefunden wurde und das nach dem Auffindungsort *Cancellariareliefa* benannt wurde (Abb. 1).<sup>1</sup>

Das heute noch über fünf Meter lange und zwei Meter hohe Relief, das an einem unbekanntem Denkmal, möglicherweise einem Bogen, angebracht war, zeigt einen Zug verschiedener Personen. Sie begleiten den Kaiser (die Person mit ausgestrecktem Arm), der mit seinem Heer zurückkehrt, soeben in die Stadt Rom hinein.

Die Darstellung dieser ganz konkreten Situation – ursprünglich wohl das Ende eines Feldzugs Kaiser Domitians – hält einige Merkwürdigkeiten bereit: Warum stützt auf diesem Relief eine halbnackte Frau dem Kaiser den Arm, als ob er blind wäre? Wo ist das Millionenpublikum der Metropole, das der Ankunft des Kaisers zujubelte, wo sind die hunderte Senatoren, wo die Legionen mit ihren zehntausenden Soldaten, die beim Zug mitliefen? Warum zeigt uns der Bildhauer keine Gebäude, sondern stellt

---

<sup>1</sup> Rom, Vatikanische Museen, Museo Gregoriano Profano inv. 13389-13391. Filippo Magi, *I rilievi flavii del Palazzo della Cancelleria* (Rom: Bardi, 1945); Marianne Bergmann, „Zum Fries B der flavischen Cancellariareliefs“, in: *Marburger Winckelmannprogramm* (Sonderdruck) (1981), 19-31; Gerhard M. Koepfel, „Die historischen Reliefs der römischen Kaiserzeit II“, *Bonner Jahrbücher* 184 (1984): 29f. (Interpretation der Szene als *profectio*); Tonio Hölscher, „Rilievi provenienti da monumenti statali del tempo dei Flavi“, in: *Divus Vespasianus: Il bimillenario dei Flavi*, ed. Filippo Coarelli (Rom: Electa, 2009), 54-59 (Interpretation der Szene als *adventus*).

den Zug ins Nirgendwo? Warum sind die Frauen und Männer um den Kaiser viel prächtiger gekleidet als der Herrscher des Imperiums? Wieso steht inmitten der schwerbewaffneten Soldaten mit ihren detailreich gezeigten Waffen ein junger Mann mit nacktem Oberkörper – obwohl in den Straßen Roms sicherlich niemals halbnackte Männer umherliefen?



Abbildung 1: Rom, Vatikanische Museen, sog. *Cancelleriarrelief*A (letztes Jahrzehnt des 1. Jhs. n. Chr. (domitianisch) mit Umarbeitungen 96-98 n. Chr. [Nerva]).

Ein eigenartiger Befund: Die Reliefs dokumentieren zwar ein bestimmtes, historisches und einmaliges Ereignis. Sie stellen dieses Ereignis aber offensichtlich nicht so dar, wie es sich wirklich ereignet hat. Nach heutigem Begriff verfälschen die Bildhauer die historische Wahrheit.

Mediale Manipulationen von bedeutenden Ereignissen, die heute mitunter gravierende Folgen nach sich ziehen – etwa im paradigmatischen Fall der Pressebilder zur Amtseinführung des amerikanischen Präsidenten 2017 – waren in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit überraschenderweise die Regel. Nicht nur das, sie waren der Normalfall und wurden über Jahrhunderte akzeptiert. Dabei waren die Personen, vor deren Augen und für deren Augen die Reliefs aufgestellt wurden, dieselben Menschen, die als Augenzeugen an Triumphzügen, Ansprachen und Begräbnissen teilnahmen, also genau wussten, wie sich die Ereignisse tatsächlich abgespielt hatten.

Als moderne Mediennutzer sind wir im Allgemeinen nur dann bereit, ein Nachrichtenbild zu akzeptieren, wenn wir diesem Bild einen bestimmten Wahrheitsgehalt zubilligen. Kaum steht die wahrhaftige Abbildung eines Ereignisses infrage, bewerten wir das Bild negativ, also als *Manipulation*, und unterstellen – meist zurecht –, dass der Urheber des Bildes uns

steuern und beeinflussen will. Die antiken Reliefs, obwohl sie die vergangene Wirklichkeit massiv verändern, hinterließen beim antiken Betrachter diesen negativen Eindruck aber offenbar nicht – sonst hätte man sie logischerweise nicht aufgestellt. Wie lässt sich dieser eigenartige Befund erklären?

## 1 Politische Medien in Rom: Formen und Aufgaben

Seit den Anfängen der griechischen städtischen Gesellschaften im achten und siebten Jahrhundert vor Christus entwickelte die griechisch-römische Kultur in jahrhundertlangem Experimentieren mit visuellen Formen eine enorme Vielfalt an Möglichkeiten, Ereignisse in Gegenwart und Vergangenheit in Bilder umzusetzen. Diese Vielfalt betraf eine große Breite an Bildträgern (Gefäße, Gebäude, Gemälde, Skulpturen etc.) und Bildkontexten (Heiligtümer, Wohnhaus, städtischer Raum etc.).

Das Bedürfnis, politische Zusammenhänge und Ereignisse in Bildern festzuhalten und gezielte Aussagen über diese zu vermitteln, führte gerade in Rom zu einer starken Ausdifferenzierung politischer Bilder und Strategien.<sup>2</sup> So war die Vielfalt der *Formate und Materialien*, in denen beispielsweise Bilder des römischen Kaisers gefertigt wurden, fast unbegrenzt.<sup>3</sup> Man fand das Portrait des römischen Kaisers sowohl auf kleinsten Gemmen als auch in monumentaler Größe; etwa Nero, von dem nicht nur Statuen wie der berühmte, riesige Bronzekoloss existierten, der später vor dem Kolosseum stand, sondern auch ebenso große Gemälde. Es gab kaum ein Material, das früher oder später nicht dazu genutzt wurde, das Bild des Kaisers zu transportieren. Die Skala rangierte von den denkbar teuersten Materialien wie Gold oder Edelstein – etwa in Form von Schmuck oder wertvollem Geschirr – bis hin zu vollkommen wertlosen wie Ton, etwa auf Lampen oder Ziegeln. Die Wahl fiel je nach Auftraggeber, Kontext und Funktion unterschiedlich aus. Gleichzeitig vermittelt bereits diese Wahl des Materials wichtige Informationen über Auftraggeber, Kontext und Funktion der Objekte.

---

<sup>2</sup> Mario Torelli, *Typology and Structure of the Roman Historical Reliefs* (Ann Arbor: University Press, 1982); Tonio Hölscher, *Staatsdenkmal und Publikum* (Konstanz: Universitätsverlag, 1984); ders., *Römische Bildsprache als semantisches System* (Heidelberg: Winter, 1987); Ortwin Dally, „Das Bild des Kaisers in der Klassischen Archäologie – oder: Gab es einen Paradigmenwechsel nach 1968?“, *Archäologischer Anzeiger* 122 (2008): 223-257; Tonio Hölscher, „Roman Historical Representations“, in: *A Companion to Roman Art*, ed. Barbara Borg (Malden: Blackwell, 2015), 34-51.

<sup>3</sup> Jane Fejfer, *Roman Portraits in Context* (Berlin: De Gruyter, 2008).

Mit der Vielfalt der Größen und Materialien ging die Vielfalt der unterschiedlichen Arten von *Bildträgern und Techniken* einher. Schon die aus heutiger Sicht klassischen Bildträger – Skulpturen und Plastiken – fächerten sich in unterschiedliche Gattungen in ganz verschiedenen Kontexten auf: freistehende Statuen auf Plätzen und in Heiligtümern, Reliefs an öffentlichen Gebäuden, Ehrenbögen und Grabdenkmälern wie das eingangs betrachtete *Cancellariarelief*. In kleinem Format existierten Kaiserbilder auf teuersten Objekten – etwa die schon erwähnten Schmucksteine – auf Münzen unterschiedlichen Werts oder wertlosen Gebrauchsgegenständen.

Ein weiteres – gerade aus heutiger Sicht – entscheidendes Merkmal des antiken Herrscherbildes ist die *Massenproduktion*.<sup>4</sup> Neben den Münzen, die – als massenhafte, nahezu identisch und in unbegrenzter Zahl reproduzierbare Bildträger – das Bild vom Kaiser in der römischen Welt wesentlich prägten, existierten durch Stempel und Abdruck multiplizierte Portraits; etwa auf den Herstellungsmarken der Ziegelindustrien oder den Kontrollstempeln der Zollbehörden.

Die massenhafte Verbreitung des Kaiserbildes führte zu einer Multiplikation des kaiserlichen Körpers im öffentlichen Raum. Auf den großen Platzanlagen in Rom und den Städten des römischen Reiches begegnete man dem Kaiser oft viele Male in Form von Reiterstatuen, Standbildern und Reliefs.

## Das historische Relief

Trotz – oder vielleicht gerade wegen – dieser Vielfalt und Masse an Bildern folgten die Darstellungen einem relativ engen Repertoire an Themen, Motiven und Bildelementen.

Am deutlichsten werden diese Manipulationsstrategien des politischen Bildes in Rom an dessen größten, aufwendigsten und prominentesten Vertretern: eben jenen marmornen Reliefs, die auf Ehrenbögen, Denkmälern, in Heiligtümern und an großen öffentlichen Baukomplexen angebracht waren und es in einigen Fällen, wie etwa den berühmten Ehrenbögen am Forum Romanum, noch heute sind (Abb. 2).

---

<sup>4</sup> Andreas Grüner, „Antike Reproduktionsmedien: Münze, Siegel und Stempel zwischen Serialität und Authentizität“, in: *Multiples in Pre-Modern Art*, ed. Walter Cupperi (Chicago: University Press, 2014), 59-93.



Abbildung 2: Rom, *Forum Romanum*, Bogen des Titus (nach 81 n. Chr.).

Die Gattung dieser, in der archäologischen Forschung sogenannten *Historischen Reliefs* oder *Staatsreliefs*, zu denen auch das *Cancellariare Relief* zählt, war Gegenstand zahlloser archäologischer Untersuchungen.<sup>5</sup> Diese Reliefs gehören zu den wichtigsten bildlichen Informationsträgern, die uns aus der römischen Antike erhalten blieben.

Im Folgenden soll nicht die komplizierte Geschichte dieser Gattung, die im ersten Jahrhundert vor Christus zu einem wesentlichen Merkmal des städtischen Raumes wird und deren Tradition bis weit in die Spätantike reicht, diskutiert werden; ebenso wenig die zahlreichen inhaltlichen und historischen Aspekte, die mit der Interpretation dieser Reliefs verbunden sind. Stattdessen sollen die Strategien erläutert werden, mittels derer die antiken Bildhauer (respektive die Personen, die die Bilder entwarfen und sie in Auftrag gaben) Informationen zu vermitteln suchten. Es geht, bemüht man die Analogie von Text und Sprache, also um Grammatik und Rhetorik der Reliefbilder. Um diese Grammatik einordnen zu können, ist es notwendig, zunächst kurz auf den Entstehungsprozess der Reliefs einzugehen.

## Der Entwurf

Leider wissen wir über den Prozess, der vom Entschluss, ein Relief anzufertigen, bis zur endgültigen Fertigstellung und Anbringung führte, verhältnismäßig wenig. Man kann in den meisten Fällen lediglich Vermutungen über die Entscheidungsbedingungen und die beteiligten Akteure anstellen.

Im Falle eines Monuments, das der Senat aufstellen ließ, gab es einen entscheidenden Fixpunkt: den offiziellen Beschluss des Senats, das Monument aufgrund eines bestimmten Anlasses zu errichten. Der Beschlusstext (in der sog. *Tabula Siarensis* hat sich ein solcher erhalten) verzeichnete die Details des Monuments, etwa die Reliefs und Statuen, die an einem Ehrenbogen für den Kaiser angebracht werden sollten.<sup>6</sup> Man darf davon ausgehen, dass alle großen Senatsmonumente – und damit die Mehrzahl der uns bekannten Reliefträger wie Ehrenbögen oder Siegesmonumente für den Kaiser – durch einen solchen Text legitimiert wurden.

Die endgültige Gestalt eines historischen Reliefs der Kaiserzeit wurde von drei Akteuren (respektive Gruppen von Akteuren) beeinflusst: (1) dem

---

<sup>5</sup> Zum römischen Staatsrelief vgl. Fußnote 2.

<sup>6</sup> Álvaro Sánchez-Ostiz Gutiérrez, *Tabula Siarensis: Edición, traducción y comentario* (Pamplona: Ediciones Universidad, 1999).

Auftraggeber, in Rom meist dem Senat; (2) dem Kaiser; und (3) den ausführenden Handwerkern. Die Frage, wer welchen Anteil am Entwurf hatte, steht jedoch als dunkle Konstante hinter der folgenden Analyse. Entscheidende Fragen bleiben im Unklaren: Erstens, wer bestimmte im Vorfeld über den Inhalt des Reliefs – etwa, welche Personen auf dem *Cancellaria-relief* abgebildet werden sollten? Zweitens, welche Aushandlungsprozesse führten zur endgültig ausgeführten Komposition? Drittens, wann wurden die Details der Darstellung geklärt – bereits vor oder erst nach dem Senatsbeschluss; wurden dem Senat also konkrete Entwurfszeichnungen vorgelegt? Viertens, welche Vorgaben wurden an die Bildhauerwerkstätten gestellt, und welche Gestaltungsfreiheiten hatten die Meister bei der Ausführung der Figuren? Fünftens, lagen der Entwurfsvorschlag für ein Relief und dessen Ausführung (wie in einem heutigen Architekturbüro) in denselben Händen? Sechstens, welche Rolle spielte und welche Eingriffsmöglichkeiten nutzte der Kaiser, und an welchen Punkten kontrollierte er den Gestaltungs- und Herstellungsprozess – um zwei extreme Modelle zu nennen: Wurde ihm der detaillierte Entwurf vor dem Senatsbeschluss vorgelegt, oder vertraute er darauf, dass der Senat oder eine Senatskommission ohne sein Zutun einen Entwurf konzipierte, dem er problemlos zustimmen konnte?

### **Das Ziel der Bilder: Akzeptanz und Ethos**

Bei allen formalen Parallelen zwischen der Bildpropaganda des 20. Jahrhunderts und den römischen Kaiserbildern: Die Tatsache, dass Bilder, insbesondere die monumentalen Reliefs der öffentlichen Denkmäler, den Kaiser zeigten und priesen, bedeutete nicht, dass diese Reliefs auch vom Kaiser in Auftrag gegeben worden waren. Denn die meisten Denkmäler (und damit auch die an diesen Monumenten angebrachten Bilder) wurden in Rom nicht vom Machthaber, sondern von Senat und Volk aufgestellt und damit für den Kaiser konzipiert.<sup>7</sup> Die in den Inschriften vieler stadtrömischer Monumente, unter anderem am Titusbogen, wiederkehrende Formel *senatus populusque Romanus*, gefolgt vom Namen des oder der Kaiser im Dativ, spricht dies deutlich aus (Abb. 2).

---

<sup>7</sup> Dally, „Das Bild des Kaisers in der Klassischen Archäologie – oder: Gab es einen Paradigmenwechsel nach 1968?“, Ralf von den Hoff, „Caligula: Zur visuellen Repräsentation eines römischen Kaisers“, *Archäologischer Anzeiger* 1 (2009): 239-263; Andreas Grüner, „Ambivalenz und Affirmation im politischen Medium: Der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol und das Opferrelief des Mark Aurel“, in: *Polymatheia*, ed. Robert und Stephanie Nawracala (Aachen: Shaker, 2015), 163-192.

Der heutige Betrachter ist sich häufig nicht im Klaren darüber, dass die antiken Kaiserbilder – anders als die Produkte der Propagandaministerien von Josef Stalin und Adolf Hitler – keine Erzeugnisse einer zentral gesteuerten Manipulationsmaschinerie waren. Es waren im Gegenteil Geschenke, die dem ethnologischen Prinzip des Gabentausches folgten: Geschenke, welche die Verbundenheit des Senats und des römischen Volkes gegenüber den Wohltaten (*beneficia*) des Kaisers ausdrücken sollten.<sup>8</sup> Der Kaiser sorgte sich, so die *explizite* Botschaft, unter der Maßgabe des Senats um das Volk, verschönerte die Stadt Rom, garantierte die Sicherheit der Reichsbewohner, und dafür revanchierten sich Senat und Volk im Gegenzug durch aufwendige Ehrenmonumente wie Bögen und Statuen.<sup>9</sup> Das Stadtbild Roms wurde so zu einer Manifestation eines monumentalen Gabentausches. Auf der einen Seite begegnete der Zeitgenosse prächtigen Hallen und Straßen, Platzanlagen, Bädern und Wasserleitungen, die der Kaiser für das Volk errichtet hatte. Auf der anderen Seite standen neben diesen Gaben des Kaisers Ehrenbögen, Statuen und Siegessäulen, Gaben von Senat und Volk, die dadurch dem Kaiser dankten und ihm Loyalität zusicherten.

Die *implizite* Botschaft, die aus den Bildern folgte, war also, dass Senat und Volk den Kaiser und seine Politik guthießen. Die Reliefs hatten damit vor allem die Aufgabe, (1) die *Akzeptanz des politischen Systems* zu manifestieren. Wer als Auftraggeber eines solchen Reliefs die Amtsinhaber und Institutionen des Staates in normativer Weise darstellen ließ, zeigte zudem, dass er nicht nur die Person und Politik des Kaisers, sondern das althergebrachte, politische System der *res publica* und deren Normen als axiomatische Gesprächsgrundlage bedingungslos anerkannte. Er war bereit, sich den Hierarchien und Notwendigkeiten dieses Systems zu unterwerfen, kurz, sich an die gegebenen Spielregeln zu halten.

Dies führt zur zweiten, wesentlichen Aufgabe des historischen Reliefs: (2) die *Zuschreibung von Ethos und Autorität* an bestimmte, im Bild dargestellte Personen, vor allem an den Kaiser, aber auch an andere Akteure des politischen Lebens. Die Reliefs sollten politischen Einfluss und moralisches

---

<sup>8</sup> Marcel Mauss, „Essai sur le don: Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques“, *L'année sociologique* 1 (1923-1924): 30-186; Egon Flaig, „Können wir den Majestätsprozeß gegen C. Silius (24 n. Chr.) verstehen? Oder: Wir verstehen nur, was erklärt ist“, in: *Zwischen Erklären und Verstehen?*, hg. Marlies Heinz (Münster: Waxmann, 2003), 23-52; Andreas Grüner, „Gabe und Geschenk in der römischen Staatskunst“, in: *Geschenke und Steuern, Zölle und Tribute: Antike Abgabeformen in Anspruch und Wirklichkeit*, hg. Hilmar Klinkott (Leiden: Brill, 2007), 431-484; Luca Giuliani, *Ein Geschenk für den Kaiser: Das Geheimnis des Großen Kameo* (München: Beck, 2010).

<sup>9</sup> Paul Zanker, *Der Kaiser baut fürs Volk* (Opladen: Westdeutscher Verlag, 1997).

Handeln demonstrieren, eine Ethik, die sich an den Leitvorstellungen der Gesellschaft und insbesondere ihrer Eliten bemaß. Personen und Handlungen der Bilder bewegten sich mithin stets im normativen Rahmen der gesellschaftlichen Ordnung. Durch ihren prominenten Platz an Ehrendenkmälern, die als Zeichen für militärische und zivile Leistungen des Kaisers dienten, trugen sie gleichzeitig auch dazu bei, diesen normativen Rahmen zu stabilisieren.

### ***Virtutes imaginis*, oder: Wie manipuliert man effizient?**

Angesichts dieser Aufgaben standen die Bildhauer (oder diejenigen, die den endgültigen Entwurf erstellten) offensichtlich vor einer großen Herausforderung. Die Reliefbilder mussten, um die genannten Botschaften effizient zu vermitteln, eine Reihe von Erfordernissen erfüllen. Die gewünschten Figuren waren durch Habitus, Kleidung und Attribute so zu gestalten, dass der Betrachter die Personen und ihre Eigenschaften sofort identifizieren konnte. Zum anderen musste der Bildhauer dieselben Figuren innerhalb des Bildfelds sinnvoll verteilen. Konkret bestanden seine Aufgaben darin,

- die Akteure in sozial fest definierten Handlungen abzubilden (Staatsopfer auf dem Kapitol, Begnadigung von Feinden etc.) – im Falle des *Cancellariareliefs* war das das jahrhundertealte Ritual des aus dem Krieg zurückkehrenden Feldherrn;
- ihnen die ihnen zustehenden Attribute (Kranz, Triumphalgewand etc.) und attributive Eigenschaften (Körpergröße, Position im Bild etc.) zuzuteilen – auf dem *Cancellariare Relief* trägt der Kaiser den mit der Fibel befestigten Mantel (*paludamentum*) als Zeichen des reisenden Feldherrn;
- und ihre Position und Kommunikation durch ritualisierte Gesten und Körperdistanzen zu regeln; so werden die beiden, sozial weitaus niedrigeren Leibwächter rechts neben dem Kaiser verdeckt, kleiner und in zweiter Reihe dargestellt.

Bei seinem Entwurf hatte der Bildhauer nicht nur strikte, gesellschaftlich festgelegte Konventionen zu befolgen. In der Terminologie der antiken Redekunst ausgedrückt, musste er unter anderem folgende Gestaltungsprinzipien beachten, um den Erfolg seines Bildes zu garantieren:

- Angemessenheit (*aptum, decus*): Alle Bildinhalte hatten – zumindest vordergründig – den sozialen Regeln und Konventionen zu folgen;

- Klarheit der Aussage (*perspicuitas*): Der Betrachter musste Personen und Handlungen leicht und – wenn möglich – unmittelbar erkennen können, um die Bildaussagen zu verstehen; das beeinflusste nicht nur die Gestaltung der einzelnen Figuren und Attribute, sondern beispielsweise auch Probleme der Personengröße, der Personenanzahl, die Verteilung von Licht und Schatten und von Farben. Die Disposition der einzelnen Figuren und Attribute sollte so angelegt sein, dass – wie bei Wortwahl und Argumentation einer Rede – der Betrachter eine präzise Botschaft erhielt;
- Stimmigkeit (*concinntitas*): Die einzelnen Personen und Attribute mussten in ihren Aktionen und Positionen logisch angeordnet sein, sprich, es durften keine unbeabsichtigten Unklarheiten oder Widersprüche entstehen, durch die die Botschaft des Bildes missverständlich oder gar unverständlich geworden wäre;
- Einfachheit (*simplicitas*): Um verständliche Bilder zu erzeugen, gestaltete der Bildhauer (respektive der Autor der Bildvorlage) die verschiedenen Personen und ihre Beziehungen zueinander möglichst einfach, ebenso wie ein Redner einen bestimmten Sachverhalt so einfach wie möglich ausdrücken sollte, um Missverständnisse zu vermeiden; zum anderen, auf die Bildmotive bezogen, war es sinnvoll, unnötig komplizierte Phänomene wie gelehrte Anspielungen, abgelegene Attribute, seltene Mythen oder unbekannte, historische Ereignisse zu meiden;
- Prägnanz (*effectus*): Die Bilder mussten beim Rezipienten eine bestimmte Wirkung erzielen: Sie sollten eindrucklich, gewissermaßen stark sein, sich in den Köpfen der Betrachter festsetzen. Diese Wirkungsästhetik beruhte auf einer großen Anzahl an bildrhetorischen Strategien, die, analog zur aristotelischen Redetheorie, im Betrachter Emotionen und Pathos hervorriefen. Die römischen Bildhauer bedienten sich dabei jenes immensen Arsenal an bildlichen Ausdrucksmitteln, das in den Jahrhunderten zuvor von den griechischen Künstlern der klassischen und hellenistischen Zeit entwickelt worden war.

## 2 Das Lexikon: Bildbestandteile

Um die genannten Eigenschaften zu erfüllen, griffen die antiken Auftraggeber und Bildhauerwerkstätten auf eine Vielzahl von Strategien zurück. Eine wichtige Rolle spielte dabei, welche Elemente ins Bild aufgenommen,

und wie sie gestaltet wurden – so wie ein Redner auf die Wahl und Aussprache seiner Worte achten muss. So vielfältig und variabel die dabei eingesetzten Strategien im Einzelnen auch waren, die meisten von ihnen lassen sich auf folgende Konzepte zurückführen:

- die Orientierung des Repertoires an Bildelementen, Bildmotiven und Bildthemen, an vorhandenen Zeichensystemen in Lebenswelt und Sprachdiskurs;
- die systematische Reduzierung und
- die systematische Kanonisierung der Bildelemente, Bildmotive und Bildthemen.

Wie äußerten sich diese Konzepte konkret?

### **Sich auf das Wesentliche konzentrieren: Körper und Attribut**

Es fällt auf, dass die Reliefs, so auch das *Cancellariare Relief*, von menschlichen Körpern dominiert werden. Die Umwelt und das Umfeld einer Szene, etwa die städtische Kulisse der Metropole Rom oder die Landschaft, in der eine Schlacht stattfindet, spielten so gut wie keine Rolle oder werden, wie bei unserem Beispiel, gleich gänzlich eliminiert.<sup>10</sup> Wenn Gebäude dargestellt werden, dann nur deswegen, weil sie als Attribute einen bestimmten Ort markieren oder eine wichtige Information über eine Person oder Situation liefern, so etwa das Stadttor, durch das der Triumphator in die Stadt einzieht, die *Porta Triumphalis*; und Landschaftselemente, Bäume etwa oder Berge, nur, um dem Betrachter zu zeigen, dass die Szene im Freien stattfindet. Die Reliefs verzichten also auf cineastische Bühnenbilder.

Auf den Reliefs wird zudem die Darstellung größerer Menschenmengen vermieden. Zu sehen sind nur ausgewählte, dafür möglichst groß dargestellte Personen.<sup>11</sup> Das gilt auch für Ereignisse, an denen in der Realität sehr viele Menschen teilnahmen, etwa beim Auszug des Kaisers in den Krieg oder seiner triumphalen Rückkehr als siegreicher Feldherr. Im Fokus steht vielmehr die einzelne Figur.

Damit setzt sich das politische Bild der römischen Kaiserzeit, auf den kleinsten möglichen Nenner gebracht, aus nur zwei Grundelementen zusammen: erstens, aus Bildern von Akteuren (also Körpern); zweitens, aus Bildern von attributiven Elementen.

---

<sup>10</sup> Hölscher, „Roman Historical Representations“, 44.

<sup>11</sup> Ebd., 44.

Die Gesamtheit der attributiven Elemente wiederum lässt sich auf vier Gruppen verteilen:

- Kleidung;
- attributive Gegenstände, die eine Person hält, trägt, oder die ihr anderweitig zugeordnet sind;
- Gesten;<sup>12</sup>
- sofern vorhanden, Gebäude, Monumente und Landschaftselemente. Hinzu konnten Texte wie Inschriften oder Beischriften treten, die bestimmte, sprachliche Informationen lieferten.

### **Wiedererkennungseffekte nutzen: Themen und Motive**

Die Bildelemente wurden für die jeweiligen Reliefs in den meisten Fällen nicht neu erfunden. Vielmehr handelte es sich um immer wieder variierte Arrangements bekannter Versatzstücke. Das hatte den großen Vorteil, dass der Betrachter durch den Wiedererkennungseffekt gewonnen und nicht durch unbekannte oder schwer zu deutende Elemente abgeschreckt wurde. Die Bilder beruhten daher in der Regel auf Wiederholungen, Variationen respektive Modifikationen und Kombinationen von festgelegten Themen, Motiven, Bildkonventionen – also Bestandteilen eines gängigen, ikonographischen Repertoires, eines ikonographischen Lexikons.

Das *Cancellariarelf* bietet hierfür zahlreiche Beispiele. Die beiden Figuren am linken Bildrand sind die Götter Mars und Minerva. Sie tragen keine römischen, sondern griechische Kleider und Rüstungsteile und *wiederholen* Statuentypen, die dem Betrachter seit langem aus vielen Kontexten bekannt waren. Gleichzeitig *modifiziert* der Bildhauer diese Figurentypen. So ist in der Mitte des Rundschildes von Mars der widdergehörnte Kopf des ägyptischen Zeus Ammon zu sehen, der Alexander dem Großen die Weltherrschaft voraussagte; in dem Relief verweist dies auf die Weltherrschaft des römischen Kaisers, den Mars in den Krieg begleitet. Mars als Kriegsgott und Minerva als persönliche Patronin Kaiser Domitians sowie deren Attribute werden als Standardelemente des ikonographischen Repertoires *kombiniert*, um eine spezifische Aussage über den ihnen folgenden Kaiser zu treffen. Die Personen und Objekte wurden dabei nicht nur so auf der Bildfläche arrangiert, dass sie leicht zu erkennen waren (die Figuren waren zudem bunt bemalt). Sie wurden auch so ausgeführt, dass

---

<sup>12</sup> Richard Brilliant, *Gesture and Rank in Roman Art* (New Haven: Connecticut Institute, 1963).

sie dem Erstbetrachter aufgrund seines Vorwissens und seiner visuellen Prägung unmittelbar ins Auge fielen.

### **Komplikationen vermeiden**

Die Bildhauer beschränkten sich auf ein relativ überschaubares Repertoire von Objekten, vor allem deshalb, weil die Betrachter sofort erkennen können mussten, welche Position die Figur innerhalb der römischen Gesellschaft und in der Welt überhaupt einnahm (oder einnehmen sollte), sei es der Kaiser, ein gewöhnlicher Bürger, ein unterworfenen Feind oder auch ein Gott. Dieses Repertoire bestand (1) aus Objekten des *Alltags*, wie etwa die Rüstungsdetails der Soldaten des *Cancellariareliefs*, (2) aus Objekten der *politischen Praxis*, wie die langen Ruten (*fasces*) der Leibwachen (*lictors*) und, wie die Götter Mars und Minerva, (3) aus Objekten der *Bildtradition* – insgesamt also Gegenstände, die allen geläufig waren. Das hatte den Vorteil, dass die Betrachter Attribute und Zeichen, anders etwa bei den gelehrten, oft doppel- oder gar vieldeutigen Allegorien des Manierismus und Barock, relativ schnell verstehen konnten und damit in der Lage waren, die Personen und die Eigenschaften, die mit ihnen verbunden oder ihnen zugeschrieben waren, schnell zu identifizieren.

### **Bestehendes instrumentalisieren: *res publica* und Wertbegriffe als Referenzsysteme**

In ihren Bildentwürfen bezogen sich die Bildhauer auf zwei grundsätzliche Referenzsysteme: (1) das *politische System der res publica*, des römischen Staatswesens mit seinen differenzierten Institutionen, Ämtern und Gesetzen, eingebettet in das übergeordnete System des antiken Weltbilds und seiner Hierarchien; und (2) das *ethische System der Wertbegriffe*, die traditionelle, ideologische Basis der senatorischen Aristokratie.<sup>13</sup>

### ***Res publica***

Die streng hierarchische Struktur der *res publica*, des römischen Gemeinwesens der republikanischen Zeit mit seinen sozialen Klassen, seinen politischen und kultischen Ämtern und Ämterlaufbahnen, bildete das ideologische Grundgerüst der Reliefs. Die zeitgenössischen Betrachter konnten die Botschaften der Bilder dadurch meist ohne Schwierigkeiten diesem System zuordnen.

---

<sup>13</sup> Hölscher, *Römische Bildsprache als semantisches System*.

Daneben nutzen Auftraggeber und Künstler eine begrenzte Anzahl weiterer Referenzsysteme: Auf das *Imperium Romanum* bezogen, war dies etwa die Kategorisierung

- in römische Bürger, Nichtbürger und Barbaren (*globaler Status*);
- auf die Familie bezogen, die familiäre Hierarchie zwischen Vater, Söhnen, Mutter, Töchtern, weiteren Blutsverwandten, Dienern und Sklaven (*familiärer Status*);
- in die militärischen Ränge (*militärischer Status*);
- in die Hierarchie der Priesterschaften (*sakraler Status*);
- schließlich, im übergeordneten Zusammenhang der Welt, in den *ontologischen Status* von Gott, Heros, Personifikation, Mensch.

Die Referenzsysteme konnten, wie im Fall von Mars und Minerva, also auch die Grenzen des Menschlichen überschreiten.<sup>14</sup> Dabei überschritten sich die Kategorien mitunter insofern, als der Betrachter bestimmte Figuren mehreren Systemen zuordnen konnte. So ist der Kaiser auf dem *Cancellariarelieff* zwar in seiner konkreten Rolle als reisender Feldherr dargestellt. Als Person schwingen aber eben auch seine Funktionen als Herrscher, Bürger, Senator und Priester mit.

Insgesamt, so könnte man zusammenfassen, bildeten die Systeme in ihrer Gesamtheit eine klare semantische Matrix. Auf Basis dieser Matrix konnte der zeitgenössische Betrachter die gesellschaftliche Position der jeweiligen Figur fast schablonenartig bestimmen.

Die römische Gesellschaft machte es Bildhauern und Auftraggebern durch diese klaren Strukturen relativ einfach, den Status einer dargestellten Person zu vermitteln. Entscheidend für den Zusammenhang von politischer Struktur und ihrer konkreten Visualisierung im Relief ist nämlich, dass diese klaren Strukturen durch ein ebenso klares System *sichtbarer Zeichen* im öffentlichen Raum repräsentiert wurden.

Ein gutes Beispiel hierfür ist die bekannte Kleiderordnung. Alle römischen Bürger ließen sich auf den Straßen Roms anhand eines Farbcodes sofort einer von drei Klassen zuordnen: Senatoren erkannte der Passant am breiten, roten Streifen auf der Toga; den Ritter an einem schmalen, roten Streifen; und die übrigen Bürger daran, dass sie gar keinen roten Streifen auf der Toga hatten; und wer kein römischer Bürger war, durfte die Toga nicht einmal tragen.

---

<sup>14</sup> Hölscher, „Roman Historical Representations“, 43.

Auf einer zweiten Ebene wurden diese Klassen weiter ausdifferenziert. Bestimmte Attribute konnten zu einer der drei Kleidungskategorien hinzutreten.<sup>15</sup> Sie markierten bestimmte Amtsinhaber, Priesterschaften oder – wie der Feldherrnmantel des Kaisers – zeitlich begrenzte Sonderrollen. Dieses System sichtbarer Gegenstände im öffentlichen Raum ließe sich ähnlich wie bei heutigen, militärischen Uniformen allgemein in drei Kategorien systematisieren, nämlich

- attributive *Formen*: Der Feldherr trug den Mantel, Consuln saßen auf besonderen Klappstühlen (*sellae curules*), die Auguren hielten einen Krummstab (*lituus*); die Formen der Schuhe zeigten an, wer Senator, Feldherr oder gewöhnlicher Bürger war;
- attributive *Farben*: so, um beim Beispiel der Kleidung zu bleiben, die erwähnten roten Streifen der drei Klassen, aber auch Sonderfälle wie die grellweiß gefärbte Toga der *candidati* oder die durchgehend rot gefärbte Toga des Triumphators;
- attributive *Quantitäten*: Den Consul etwa begleiten zwölf Leibwächter (die erwähnten Likatoren), die in der Beamtenlaufbahn weiter unten angesiedelten Amtsträger hingegen wurden von einer entsprechend geringeren Anzahl an Sicherheitskräften geschützt.

Wie sich dieses fein justierte System der realen Lebenswelt in den Bildern manifestierte, zeigt wiederum das *Cancellariare Relief*. So verzichtet der Kaiser hier natürlich nicht deswegen auf die Toga, weil er kein römischer Bürger wäre, sondern weil er in seiner momentanen Rolle als Militär nicht das zivile Kennzeichen der Toga, sondern das militärische Reisegewand des Feldherrn trägt. Gleichzeitig trägt er keine Rüstung, denn er befindet sich – erstens – nicht mehr im Feld und will – zweitens – nicht in Konkurrenz zum Gott Mars treten. Schließlich sollen die wie zufällig, teils im Hintergrund mitlaufenden Likatoren und Soldaten natürlich nicht ein pittoreskes Bild der Rückkehr festhalten, sondern auf elegante Weise die zivile und militärische Gewalt des Staatsbeamten und Feldherrn andeuten.

Das Zeichensystem der Kleidung und Attribute markiert dem Betrachter also einerseits einen sehr präzisen Zeitpunkt im Ritual der Rückkehr aus dem Krieg. Andererseits definiert es ebenso präzise die Rolle des Kaisers, und zwar (1) punktuell innerhalb der momentanen *Situation*, viel mehr aber noch (2) innerhalb der übergreifenden Machtstruktur des *römischen*

---

<sup>15</sup> Thomas Schäfer, *Imperii insignia: Sella curulis und Fasces* (Mainz: Zabern, 1989); Birgit Bergmann, *Der Kranz des Kaisers: Genese und Bedeutung einer römischen Insignie* (Berlin: De Gruyter, 2010).

*Staates* – und mit Mars und Minerva auch noch (3) im kosmischen Machtgefüge der gesamten *Welt*.

## **Politisch korrekt: Wertbegriff und Personifikation**

Im Zentrum der öffentlichen Bilder der römischen Kaiserzeit stand die Person des Kaisers. Diese Feststellung scheint auf den ersten Blick wenig überraschend. Sie wird jedoch relevant, wenn man die Frage aufwirft, wie die Tatsache, dass der Kaiser den permanenten, gesellschaftspolitischen und religiösen Bezugspunkt der Bilder darstellte, die *Art und Weise* der Präsentation beeinflusste.

Was die bildimmanente Ebene betrifft, so gilt (wie bei allen antiken Porträts) zunächst die Grundregel, dass der Kaiser stets so dargestellt sein musste, dass eine oder mehrere, *positive* Aussagen über ihn vermittelt wurden. Gleichzeitig durfte das Bild, wie bereits geschildert, keinerlei Freiraum für mögliche, *negative* Deutungen gewähren. *Positiv* bedeutete dabei, dass man der Figur des Kaisers unmissverständlich einen oder mehrere der traditionellen Werte zuteilte, und zwar durch dessen Position, Attribute und Aktionen im Bild (die Frau mit blanker Brust, die den Kaiser auf dem *Cancellariarelieff* begleitet, ist *Virtus*, die Personifikation der Leistungs- und Durchsetzungskraft).

Damit ist der grundsätzliche Rahmen, innerhalb dessen sich der Auftraggeber über die Person des Kaisers im Bild äußern kann, abgesteckt. Wie gelang es den Auftraggebern und Künstlern nun konkret, eine präzise Vorstellung vom Ethos des Kaisers *im Bild* zu vermitteln?

## **Identifikationsfiguren statt abstrakter Ethik: der Tugendkatalog**

Die Aufgabe war insofern nicht einfach, als abstrakte Werte primär in Begriffen, also sprachlich formuliert sind. Abstrakta aber lassen sich nicht ohne Weiteres in Bilder umsetzen. Hier kam Auftraggebern und Bildhauern allerdings ein spezifisches Phänomen im politischen Diskurs der römischen Oberschicht zugute.

Im Laufe der römischen Republik hatte sich ein Katalog an Wertbegriffen herausgebildet.<sup>16</sup> Diese Wertbegriffe dienten nicht nur als normative

---

<sup>16</sup> Tonio Hölscher, *Römische Bildsprache als semantisches System; Moribus antiquis res stat Romana: Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jh. v. Chr.*, hg. Maximilian Braun (München: Saur, 2000).

Richtlinien, sondern im Selbstverständnis der römischen Eliten, insbesondere der Senatorenschicht, auch als identitätsstiftende Kategorien. Ihr Geltungsbereich umfasste alle Felder sozialen Handelns: *pietas* etwa bezeichnete das pflichtbewusste Handeln gegenüber Göttern und Verwandten, *virtus* Stärke und Durchsetzungsfähigkeit, insbesondere im Krieg; *honos* definierte das soziale Konzept der Ehre, *fides* das verlässliche Verhalten gegenüber Mitbürgern, *clementia* den Verzicht auf die Durchsetzung von Strafe, auch wenn diese in der bestimmten Situation angemessen und rechtens wäre; *concordia* war das Ideal des politisch nach Einheit und Ausgleich strebenden Bürgers. Diese Wertbegriffe brachten als Abstrakta bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen, denen man normative Gültigkeit zuschrieb, als politische Schlagwörter prägnant auf den Punkt.

Schon bevor sich die Bildsprache der römischen Reliefs voll entfaltete, hatte im Laufe der mittleren Republik eine Entwicklung eingesetzt, welche die spätere Visualisierung der Wertbegriffe im politischen Bild maßgeblich vorbereitete: die Interpretation der abstrakten Wertbegriffe als Personen, genauer gesagt, als konkrete Gottheiten. Als Gottheiten mussten Abstrakta wie *fides*, *concordia*, *honos* und *virtus* im Rahmen der griechisch-römischen Religion notwendigerweise sichtbare Gestalt annehmen. Sie erhielten Kultbilder, Statuen etwa der *Fides*, *Concordia*, *Honos* und *Virtus*, die in ihren eigenen Tempeln standen und das Zentrum der Verehrung bildeten.<sup>17</sup> Die ikonographisch genau festgelegten Körperbilder – Typen – waren jedem bekannt und eigneten sich daher hervorragend, in den politischen Bildern als personalisierte Stellvertreter abstrakter Werte aufzutreten.

Um die Prägnanz zu steigern, erfand man die Figuren nicht neu, sondern knüpfte dezidiert an die griechische Bilderwelt an. Die Göttin *Virtus* etwa, deren Bild wir auf dem *Cancellariarelfief* begegneten, entspricht mit blanker Brust, Schwertband, Helm, Schild und kurzem Gewand exakt dem Typus der Amazone – ganz einfach deswegen, weil das Wort *virtus* im Lateinischen ein Femininum ist, die Personifikation somit eine Göttin sein musste und die einzigen Frauen, die in der griechischen Mythologie die Eigenschaft der *virtus* besitzen und von denen bereits ein festgelegter Bildtypus existierte, eben die Amazonen waren.

In zahllosen Reliefs begegnete der antike Betrachter mithin Frauen- und Männerfiguren, die unmittelbar als *Virtus*, als *Pietas* oder als *Pax* zu erkennen waren. Sie bestimmten das ikonographische Repertoire der späteren Reliefs nicht zuletzt deswegen, weil man sie auf höchst einfache und

---

<sup>17</sup> Hanz Günther Martin, *Römische Tempelkultbilder* (Rom: Bretschneider, 1992).

zugleich effektive Weise bestimmten politischen Individuen im Bild zuordnen konnte. Auf dem *Cancellariarelief* beispielsweise platzierte man *Virtus* einfach direkt neben dem Kaiser. Die starke Verbundenheit von Herrscher und militärischer Tatkraft deutete der Bildhauer geschickt durch die Berührung am Arm an: eine dem heutigen Betrachter zufällig erscheinende, in der antiken Wahrnehmung aber sehr intime, noch dazu dezidiert bestimmende Berührung durch eine Frau, wie sie in der Öffentlichkeit Roms wohl nicht einmal die Gattin des Kaisers wagte; eine Berührung, die eben nur einer Gottheit erlaubt war.

Zusätzlich ließen sich durch Personifikationen viele räumliche oder zeitliche Sachverhalte, die man in einem zeitlich starren und räumlich begrenzten Bild anders nur schwer hätte wiedergeben können, ganz bequem darstellen. Der bärtige Mann mit dem erhobenen Arm, der hinter *Virtus* steht, ist der sogenannte Genius des Senats (*genius senatus*): eine Personifikation, die im Bild für hunderte von Senatoren stand. Mit dieser Figur gelang es dem Bildhauer, das *räumliche* Problem der Massendarstellung elegant zu umschiffen. Hinter dem Genius des Senats steht als Pendant mit nackter Brust der junge Genius des römischen Volkes (*genius populi Romani*), eine Figur, mit der der Bildhauer nicht nur die zehntausenden, die Rückkehr bejubelnden, schaulustigen Bürger repräsentierte, sondern deren überquellendes Füllhorn zugleich die *zeitliche* Dauerhaftigkeit des Wohlstands anzeigte. Damit repräsentierte das Bild von der Rückkehr des Kaisers insgesamt sehr genau die *strukturpolitische* Gestalt des Zuges auf den Straßen Roms, während es paradoxerweise der *sichtbaren*, historischen Situation des Zuges auf den Straßen Roms überhaupt nicht entsprach.

### ***Storytelling: exemplum* und Situation**

Ethische Konzepte konnten nicht nur durch Wertbegriffe, sondern auch durch kurze, prägnante Episoden aus der römischen Geschichte – *exempla* – beschrieben werden. Diese Episoden erzählten vom vorbildlichen Verhalten, das die Wertbegriffe bezeichneten; etwa ein römischer Bürger, der nur seinem ethischen Gewissen folgt und zum Wohl des Gemeinwesens gegen die Mehrheitsmeinung oder gegen sein individuelles Wohlergehen handelt.<sup>18</sup> Das *exemplum* bereicherte das politische Handeln in der Gegenwart

---

<sup>18</sup> Matthew Roller, „The Exemplary Past in Roman Historiography and Culture“, in: *The Cambridge Companion to the Roman Historians*, ed. Andrew Feldherr (Cambridge: University Press, 2009), 214-230.

um eine historische Dimension. Diese historische Dimension wiederum verwies auf die Tradition des römischen Gemeinwesens. Auch die *exempla* bilden einen Katalog, ein narratives Repertoire. Die Bürger konnten zu den verschiedensten Gelegenheiten – bei Reden vor dem Volk oder vor Gericht, in literarischen Kontexten – auf diesen Katalog zurückgreifen und ihn instrumentalisieren.

Angesichts dieser fest etablierten Kommunikationsform bot es sich natürlich an, das Ethos einer Person, etwa des Kaisers, durch sein Handeln oder Auftreten in einer bestimmten, *exemplarischen* Situation zu veranschaulichen. Diese Situationen und die damit verbundenen positiven Merkmale des Kaisers waren dabei umso leichter verständlich, je standardisierter die dargestellten Aktionen waren. Tatsächlich bedienten sich die politischen Bilder der römischen Kaiserzeit eines erweiterbaren, aber insgesamt über drei Jahrhunderte recht konstanten Kanons derartiger Situationen. Sie bildeten gewissermaßen einen Katalog visueller *exempla*, so wie der Autor Valerius Maximus in seinen *facta et dicta memorabilia* (ca. 30 n. Chr.) die exemplarischen Episoden der römischen Geschichte als kurze Texte sammelte.

Die Reliefs (ebenso wie andere Medien, etwa Münzen) zeigten allein und in Serien immer wieder dieselben Situationen innerhalb eines Feldzugs: den Aufbruch des Heeres (*profectio*), das Thema von *Cancellaria B*, dem Gegenstück unseres Beispiels; die Ansprache des Kaisers vor dem Heer (*adlocutio*), die freiwillige Unterwerfung eines Gegners (*submissio*), die erfolgreiche Schlacht (*debellatio*), den triumphalen Einzug in Rom (*adventus*) – das Thema des *Cancellariareliefs A* – und schließlich den Triumph mit dem abschließenden Staatsopfer auf dem Kapitol.<sup>19</sup>

Mit den einzelnen Bildern verband der römische Betrachter wiederum ganz automatisch das semantische System der Wertbegriffe, so etwa *virtus* in einer Schlachtszene, *fides* und *concordia* bei der Ansprache an die Soldaten, oder *pietas* beim Staatsopfer. Die Wertbegriffe etikettierten die Szenen damit wie unsichtbare Überschriften. In unserem Beispiel des *Cancellariareliefs* war der entsprechende Wertbegriff derjenige der *virtus* (der resolute und starke Kaiser, der aus dem Feld kommt). Sie war nicht nur das Bildthema des Reliefs, sondern trat gleichzeitig auch als konkretes Bildmotiv in der Szene auf.

---

<sup>19</sup> Hölscher, „Roman Historical Representations“, 39-42.

## Komprimierte Sprache, komprimiertes Bild

Bei den Wertbegriffen des Tugendkatalogs ebenso wie beim *exemplum* handelte es sich um *sprachliche* Phänomene. Entscheidend bei diesen sprachlichen Phänomenen war jedoch, dass sie die Visualisierung ethischer Normen sehr erleichterten. Tatsächlich bildeten Wertbegriffe und *exempla* nichts Anderes als *sprachliche* Vorformulierungen der *bildlichen* Formen und Formeln der Reliefs. Aus ihnen resultierte eine ganze Reihe von Bildkategorien, die für das politische Bild seit der späten Republik charakteristisch wurden.

Als Grundlage visueller Kompositionen empfahlen sich Tugenden und *exempla* nicht nur aufgrund ihrer hohen Relevanz im sozialen Diskurs, sondern vor allem deswegen, weil sie die Komplexität des ethischen Handelns extrem vereinfachten und auf wenige Stichwörter reduzierten. Diese spezifische Eigenschaft der Tugendkataloge und *exempla* korrespondierte bestens mit dem Bedürfnis der Bildhauer, die Reliefs möglichst einfach, knapp und schnell verständlich zu gestalten. Durch ihre Kürze, Prägnanz, Normativität und Kanonisierung wurden Tugendkatalog und *exempla* zur Grundlage des römischen politischen Bildes; und dürften nicht unwesentlich zur spezifischen Form dieser historischen Bildgattung beigetragen haben.

### 3 Syntax

Im vorangegangenen Teil fragten wir nach dem Repertoire und den Strategien, mit denen die Bildhauer ihre Bildelemente *auswählten*. Im folgenden zweiten Teil stehen jene Strategien im Vordergrund, mit denen die Bildhauer ihre Elemente *kombinierten*, sprich, die Frage, wie es ihnen gelang, die einzelnen Bildbestandteile zu einer effektiven Komposition, einer visuellen Syntax, zusammensetzen.

#### **Rahmen schaffen Klarheit: Medienfassade und syntaktische Einheit**

Die Personen und die ihnen zugeordneten Attribute wurden von den Bildhauern auf eine höchst durchdachte Art und Weise arrangiert. Das Bildfeld des Reliefs bildete dabei die räumliche Grundlage dieses Arrangements; es definierte eine *syntaktische Einheit*.

Eine Besonderheit des römischen Reliefs bestand darin, dass die Bildhauer große, rechteckige Bildfelder, die sich bisweilen sogar in profilierten Leisten äußerten, auf und in die Wände der Denkmäler, vor allem Bögen, setzten. Aus heutiger Sicht mag das angesichts der europäischen Bildtradition und unserer gegenwärtigen Bilderfahrung in urbanen Räumen – etwa Plakate oder großflächige Werbeflächen – nicht besonders überraschen. Für das antike Publikum waren derartige *Medienfassaden* aber eine durchaus neue Erfahrung.

In der griechischen Kultur waren die Wände und Fassaden von Gebäuden und Monumenten keineswegs mit derart großflächigen, plakatahnlichen Bildern besetzt worden. Reliefs und Skulpturen hatten etwa am Tempelbau fest zugewiesene, im Verhältnis zur Gesamtfassadenfläche relativ überschaubare Bereiche – Giebel, Fries, Metopen. Bei Bauskulpturen – etwa bei Giebelgruppen im Tympanon eines klassischen Tempels – war der Rahmen zudem eher Teil der Architektur als Teil des Bildes. An den Monumenten der römischen Kaiserzeit hingegen waren die riesigen, bunten Reliefs, welche die Gebäude bisweilen in Stellwände verwandelten (Abb. 3), allgegenwärtig. Die syntaktischen Einheiten der Reliefs drängten sich vor die Architektur und ihre Ornamentik.

### **Das Gesetz der Serie: Text und Metatext**

Interessanterweise bedeutete das nicht, dass das Relief als syntaktische Einheit vollkommen unabhängig von seiner Umgebung, also beispielsweise anderen Reliefs oder Inschriften auf einem Ehrenbogen, wahrgenommen werden sollte. Ganz im Gegenteil: Befanden sich mehrere Reliefbilder an einem Gebäude oder Monument, so forderte die Zurschaustellung der großen Reliefs den Betrachter geradezu auf, die Bilder (und auch Texte) miteinander zu verbinden, sie wie die Gemälde einer Galerie zu vergleichen und auf verschiedene Weise Beziehungen herzustellen. Dieser Prozess wurde von den Produzenten gewünscht. Sie legten die Auswahl der Bildthemen so an, dass sich die Vielfalt der Motive am Ende zu einer übergeordneten Botschaft verdichtete. In linguistischer Analogie: Die unterschiedlichen *Texte* auf einem Monument fügten sich zu einem *Metatext* zusammen.



Abbildung 3: Benevent, Bogen des Trajan (114-117 n. Chr.).

Die Oberflächen des Trajansbogens von Benevent (Abb. 3) etwa waren von einer Vielzahl sehr ausführlicher Reliefs bedeckt.<sup>20</sup> Jedes dieser Reliefs zeigte wie das *Cancellariare relief* eine bestimmte Szene, die ein konkretes Thema wie Freigebigkeit (*liberalitas*) oder ethisch-religiöses Pflichtbewusstsein (*pietas*) verbildlichte. In der Gesamtschau spiegelte der Bogen mit seinen exemplarischen Situationen, die im Übrigen nach den Themen Herrschaftskonsolidierung, Verwaltungsmaßnahmen und Triumph sorgfältig sortiert waren, fast das gesamte, traditionelle System an Wertbegriffen. Damit empfahl der Bogen (gestiftet von Senat und Volk) den Kaiser als idealen Repräsentanten des republikanischen Wertesystems.

Die Beziehungen zwischen den verschiedenen Reliefs konnten dabei bisweilen sehr konkret sein. In der Attika des Beneventer Bogens etwa befinden sich links und rechts der großen Inschrift zwei verschiedene, getrennte Reliefs, die aber eigentlich zu einem einzigen Bildraum gehören: Denn Jupiter auf der einen Seite überreicht Kaiser Trajan auf der anderen Seite das Blitzbündel als Zeichen der allumfassenden, imperialen Machtgewalt (Abb. 4). Der Betrachter wurde also aufgefordert, die beiden Reliefs – über den Text und das Textfeld der Inschrift hinweg – miteinander zu verbinden und als Einheit zu verstehen.



Abbildung 4: Benevent, Bogen des Trajan, Attikazone.

<sup>20</sup> Klaus Fittschen, „Das Bildprogramm des Trajansbogens von Benevent“, *Archäologischer Anzeiger* 87.1 (1972): 742-788; Mario Rotili, *L'arco di Traiano a Benevento* (Roma: Istituto poligrafico, 1972); Hölscher, „Roman Historical Representations“, 46.

## Wer hat das Sagen?

### Die Phänomenologie der Machtverhältnisse

Der stark konservierende Charakter der römischen, politischen Bilder äußerte sich nicht zuletzt darin, dass durch diese Bilder konkrete, politische und soziale Konstellationen bestätigt werden sollten – etwa das Verhältnis zwischen Kaiser und Senat oder die Hierarchie zwischen verschiedenen Amtsinhabern. Im Laufe der späten Republik und frühen Kaiserzeit entwickelten die Auftraggeber und Künstler ein sehr fein kalibriertes Spektrum an Bildstrategien, welche die Kommunikation (oder Nicht-Kommunikation) der Personen auf dem Bild regelten.

Die Bilder informierten dabei über (1) *Hierarchien* zwischen den auf dem Bild dargestellten Personen und Institutionen sowie über konkrete (2) *Abhängigkeiten* zwischen unterschiedlichen Personen und Institutionen, die sich aus diesen Hierarchien ergaben. Dabei ging es den Auftraggebern aber weniger darum, die tatsächlichen politischen Verhältnisse oder ein historisches Ereignis zu illustrieren. Ziel des Bildes war es, den Rezipienten zu vermitteln, dass der oder die Auftraggeber die Hierarchien und Abhängigkeiten zwischen Personen und Institutionen *akzeptierten* oder *suggerierten*, und zwar genau so, wie sie auf dem Bild zu sehen waren. Wie aber vermittelten Auftraggeber und Bildhauer diese Beziehungen konkret?

Betrachtet man die Bildstrategien als Gesamtes, so lassen sich phänomenologisch zwei Gruppen unterscheiden: zum einen Strategien, die das räumliche Verhältnis der Figuren zueinander betreffen, zum anderen Strategien, mit denen die Kommunikation der Figuren untereinander näher bestimmt wird.

Versucht man, das räumliche Verhältnis der Figuren untereinander zu interpretieren, so müssen wiederum zwei Bezugssysteme unterschieden werden: *Bildfeld* und *Bildraum*.

### Hierarchien in Bildfeld und Bildraum

Die Position einer Figur im Bildfeld betrifft die Frage, wie sich die Figur in Bezug auf die zweidimensionale Bildfläche verhält. Die Bildfläche, also ihre Begrenzung, war stets eindeutig definiert und häufig, wie gesehen, noch durch profilierte Rahmen akzentuiert. Jede Figur nimmt innerhalb dieses Bildfeldes eine bestimmte Position ein; sind mehrere Figuren zu sehen, ergibt sich daraus ein Netz aus relativen, räumlichen Verhältnissen. Diese Verhältnisse sind entscheidend, weil sie dem Betrachter wichtige Informationen zur Hierarchie der Personen liefern.

- Besonders augenfällig ist die Hierarchie, wenn eine Figur einer anderen über- oder untergeordnet ist; das heißt, wenn sie also – ganz wörtlich – im Bildfeld *über* oder *unter* einer anderen Figur platziert ist.
- Eine wirksame, kulturübergreifende Bildformel ist zudem die *axial-symmetrische Anordnung*, sprich, die Position des Mächtigeren in der Mittelachse des Bildes.

Häufig – aber nicht immer – konvergiert diese relative Hierarchie innerhalb des *Bildfelds* mit einer relativen Hierarchie innerhalb des *Bildraums*, also jenes fiktiven Raumes, den das Bild dem Betrachter durch räumliche Effekte suggeriert. Prinzipiell gelten im Bildraum dieselben Kategorien wie im Bildfeld: Wer höher steht, ist mächtiger; wer symmetrisch von anderen Personen oder Bildgegenständen flankiert wird, ebenfalls.

Im Gegensatz zum zweidimensionalen Bildfeld tritt im Bildraum aber noch eine dritte Dimension – das Vorne und das Hinten respektive das Davor und das Dahinter – hinzu. In den meisten Fällen konvergiert die Frage, welche Figur weiter im Vordergrund, also näher am Betrachter, und welche weiter hinten, also weiter vom Betrachter entfernt, steht, mit der Hierarchie der Personen. Verschärft wird diese räumliche Hierarchisierung durch die Tatsache, dass die im Bildraum relativ weiter hinten stehenden von denjenigen im Vordergrund sehr oft verdeckt werden. Sie stehen also auch metaphorisch in zweiter Reihe.

Diese Optionen können im Bild konsequent übereinstimmen, so wie es etwa häufig in mittelalterlichen Christus- oder Herrscherdarstellungen der Fall ist. Im berühmten Dedikationsbild des Evangeliars Ottos III. in München,<sup>21</sup> entstanden um das Jahr 1000, befindet sich der Kaiser relativ zum Bildfeld über den anderen Personen, sein Körper wurde genau in die Mittelachse des Bildfelds gesetzt (Abb. 5).

---

<sup>21</sup> München, Bayerische Staatsbibliothek, inv. Clm 4453.



Abbildung 5: München, Bayerische Staatsbibliothek, Evangeliar Ottos III., Dedikationsbild (um 1000).

Überordnung und Mittelposition korrelieren mit dem (fiktiven) Bildraum, der Kaiser auf seinem Thron ist zudem vor die Reihe der flankierenden Personen gerückt. Weitere Aspekte, die bisweilen auch in den römischen Reliefs eine Rolle spielen, treten hinzu:

- Rahmung: Die schematisierte Palastarchitektur im Hintergrund rahmt den deutschen Kaiser wie ein zweiter Bildrahmen, der große Vorhang hinter dem Kaiser suggeriert eine dritte Rahmung;
- Hintergrund: Die Figur des Kaisers wird anders als die anderen Personen von einem großen, grün-roten Vorhang hinterfangen, der die Person noch stärker akzentuiert;
- Körpergröße: Der Körper des Kaisers ist gegenüber den Körpern der übrigen Teilnehmer unnatürlich vergrößert (Bedeutungsgröße);
- Körperhaltung: Im Gegensatz zu den anderen Personen sitzt der Kaiser auf einem Thron; abgesehen von der semantischen Bedeutung des Throns bezeichnet die Sitzhaltung ein Privileg, das ihn vor den anderen Personen auszeichnet;
- Frontalität: Der Kaiser wendet sich dem Betrachter frontal zu, die flankierenden Personen sehen wir nur in der Seitenansicht;
- Bewegung: Zur Kategorie der Ansichtigkeit tritt die suggerierte Bewegung der Akteure. Von beiden Seiten nähern sie sich dem Kaiser in der Mitte und verstärken dadurch die symmetrische und axiale Rahmung;
- Asymmetrische Kommunikation: Die flankierenden Personen wenden sich dem Herrscher zu und suchen den Kontakt mit ihm; die Tatsache, dass der Herrscher dieses Kommunikationsangebot nicht erwidert, weil er es offenbar nicht erwidern muss, suggeriert Souveränität und erhöht damit ein weiteres Mal die Suggestion von Macht.

Interessanterweise machen die Reliefs der Kaiserzeit bis zum Anbruch der Spätantike nur von wenigen dieser naheliegenden Möglichkeiten, die Macht des Kaisers zu visualisieren, Gebrauch.<sup>22</sup> Ganz im Gegenteil, bei vielen Reliefs hat der moderne Betrachter zunächst Schwierigkeiten, die Person des Kaisers überhaupt zu entdecken. Das ist etwa beim berühmten Prozessionsfries der *Ara Pacis* der Fall, auf dem Augustus in der Masse der Prozessionsteilnehmer zu verschwinden scheint (Abb. 6).

---

<sup>22</sup> Grüner, „Gabe und Geschenk in der römischen Staatskunst“; ders., „Ambivalenz und Affirmation im politischen Medium“.

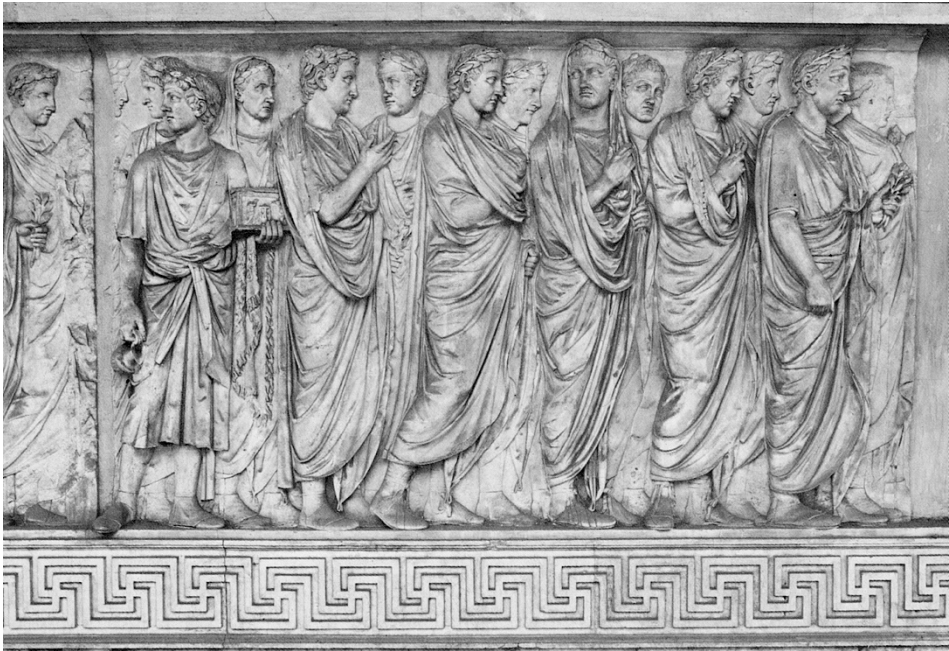


Abbildung 6: Rom, Ara Pacis, Prozessionsfries (13-9 v. Chr.).

Im *Cancellariarelief* scheint die Position des Kaisers sogar bewusst herabgesetzt zu sein: Die Gottheiten Mars und Minerva sind größer als der Herrscher, ihre Bekleidung und Attribute wesentlich auffälliger. Zudem schreiten sie ihm voran; *Virtus* scheint durch ihre Geste den Kaiser sogar noch zu stützen oder zu etwas aufzufordern. Der Kaiser selbst thront weder, noch steht er in der Mitte des Bildfelds, noch ist er gerahmt oder hinterfangen oder höher platziert, noch wird er symmetrisch umfungen. Werden hier die stimmig kumulierten Machtformeln des mittelalterlichen Bildes bewusst missachtet?

Zwar relativiert sich der überraschende Befund ein wenig, bedenkt man zum einen, dass es sich ja um *Götter* handelt und damit die Sphäre der sichtbaren Dingwelt verlassen wird (kein Bild des Mittelalters zeigt den deutschen Kaiser derart nah an Christus und Gottvater), und zum zweiten, dass der Kaiser seinerseits seine sterblichen Begleiter überragt – die in der linken Bildhälfte sämtlich in zweiter Reihe stehen und von ihren Vordermännern/-frauen teilweise verdeckt werden.

Dennoch ist der Unterschied zum Bild des deutschen Kaisers frappant, vor allem in einem bestimmten, paradoxen Aspekt: Die Bildhauer kennen offenbar bereits die genannten Möglichkeiten bildlicher Hierarchisierung,

die das Evangeliar viel später nutzen wird. Sie wenden sie, was Bedeutungsgröße, Platzierung des Kaisers im Kreis der Götter betrifft, auch durchaus an – tun dies jedoch nur äußerst zurückhaltend und in fein nuancierten Differenzen.

Neben den nur sehr geringen, aber konsequenten Größenunterschieden zwischen Göttern, Kaiser und Menschen bringt eine Detailbeobachtung diese paradoxe Situation auf den Punkt. Eigentlich wird der römische Kaiser anders als sein deutscher Nachfolger nicht plakativ durch Bittsteller gerahmt. Aber die antiken Bildhauer markieren ihn trotzdem als Zentrum, nur auf andere, sehr subtile Weise: Denn die voranschreitenden Götter wenden ihre Häupter entgegen ihrer Laufrichtung zurück zum Feldherrn, als ob sie auf ihn, einen *Menschen*, warteten. Und auch die nachfolgenden Figuren der *Virtus* und des Senatsgenius suchen, wie ihre heftigen Armgesten zeigen, ganz dezidiert Kontakt mit ihm (schon das erscheint für eine Gottheit befremdlich) – ohne dass der Kaiser, ähnlich wie in der asymmetrischen Kommunikation Ottos III., dieses Angebot der beiden Personifikationen im Augenblick erwidern würde, denn er richtet sich nach vorne.

Das Beispiel bestätigt, dass der antike Bildhauer die Möglichkeiten, die der mittelalterliche Buchmaler später vollständig und plakativ ausschöpfen wird, massiv dämpft, sie aber nicht außer Kraft setzt. Warum halten sich die Auftraggeber, denen es doch um das Lob des Kaisers geht, aber derart zurück?

Der Befund visualisiert auf bezeichnende Weise den spezifischen Machtkontext der frühen Kaiserzeit. Anders als der deutsche Kaiser ist der römische Kaiser kein Alleinherrscher. Er ist, zumindest formell, als *primus inter pares* gebunden an die Autorität des Senats. Vergegenwärtigt man sich zudem, dass das *Cancellariare Relief* vermutlich ebenfalls vom *Senat* aufgestellt wurde, wird das fein austarierte Gleichgewicht der Kräfte, die subtile Mittelstellung des Kaisers zwischen Göttern und Menschen, offensichtlich. Weder war es für den ehrwürdigen Senat akzeptabel und mit seiner *auctoritas* vereinbar, den Kaiser als absoluten Alleinherrscher zu präsentieren, sich also selbst öffentlich zu degradieren und damit zu demütigen. Noch hätte der Kaiser – und das ist der entscheidende Punkt – ein solches Bild, selbst wenn ihm der Senat dies als Geschenk überreicht hätte, überhaupt akzeptiert: Die Annahme eines solchen Reliefs hätte die sofortige Aufkündigung des seit Generationen ausgehandelten, ungeschriebenen Machtvertrags zwischen Kaiser und Senat bedeutet. Also akzeptierte der Kaiser, dass er nicht wie ein persischer Großkönig unmittelbar im Mittelpunkt des Bildes thronte, ihn niemand verehrte und trotz seiner unbeschränkten Macht ein wenig kleiner als die Götter war – und der Senat

revanchierte sich stattdessen mit der (für republikanische Verhältnisse eigentlich unzumutbaren) Andeutung, dass sich der Kaiser schon zu Lebzeiten im Kreis der Götter bewege, und mit einem Genius des Senats, der hinter Göttern und Kaiser hinterhertrabte. Bezeichnenderweise setzen die ersten Bilder, die den römischen Kaiser wie später Otto III. sitzend in der Bildmittelachse präsentieren, genau zu dem Zeitpunkt ein, als das Prinzipat von einem neuen System abgelöst wird, nämlich mit dem Beginn der Spätantike (Konstantinsbogen).<sup>23</sup>

#### 4 *Double Coding*

Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Bildpropaganda des 20. Jahrhunderts und den politischen Bildern der Kaiserzeit besteht darin, dass die antiken Bilder in weitaus höherem Maße traditionelle Strukturen bestätigen als neue Verhältnisse propagieren wollen. Das gilt selbst in denjenigen Fällen, in denen neue politische und gesellschaftliche Akzente gesetzt werden sollen, etwa im Konzept eines neuen Zeitalters (*saeculum, novus ordo saeculorum*) unter Augustus.<sup>24</sup> Die jeweilige Neuorientierung wird stets als Rückgriff auf frühere Zustände, als Wiederherstellung verlorener Werte definiert. Dieser konservierende Charakter äußert sich grundsätzlich darin, dass die Bilder auf zwei Systeme Bezug nehmen, die *res publica* und ihr System an Wertbegriffen.

Radikale Brüche mit Bildkonventionen auf dieser ersten Ebene sind selten und entsprechend auffällig. Der Betrachter nimmt neue Attribute oder Verhaltensformen sofort als Regelbrüche wahr – und damit als kalkuliert (denn Schlamperei oder darstellerische Inkompetenz kommt angesichts der prominenten und aufwendigen Werke nicht in Frage). Solche radikalen Brüche treten nur dann auf, wenn der Auftraggeber gezielt provozieren möchte und die Konsequenzen dieser Provokation akzeptieren will und vor allem kann. Manche Kaiser wie Caligula, Nero oder Domitian setzten dieses Instrument gezielt ein, um, meist gegenüber dem Senat, die Unangreifbarkeit der eigenen Machtposition zu demonstrieren.<sup>25</sup> Die Botschaft lautete: Meine Machtposition als Kaiser ist so groß, dass ich mir als einziger eben jene Regelverstöße, die am meisten geahndet werden, leisten kann – und um genau dies zu beweisen, verletze ich die Regeln auch.

---

<sup>23</sup> Grüner, „Gabe und Geschenk in der römischen Staatskunst“.

<sup>24</sup> Paul Zanker, *Augustus und die Macht der Bilder* (München: Beck, 1987).

<sup>25</sup> Aloys Winterling, *Caligula: Eine Biographie* (München: Beck, 2003); von den Hoff, „Caligula“.

Diese ikonographischen Regelverstöße – Nero etwa lässt sich auf Münzen die Krone des Sonnengottes aufsetzen – sind damit das Analogon zu jenen exzentrischen Verhaltensweisen, welche die senatorische Geschichtsschreibung denselben Kaisern zuschreibt; es sei hier nur an die bizarren Ideen Caligulas oder die Bühnenauftritte Neros erinnert. Bestimmte Normabweichungen und Innovationen in der Ikonographie dieser Kaiser, vor allem solche, die von den nachfolgenden Kaisern revidiert wurden, lassen sich tatsächlich am einfachsten mit der Strategie der kalkulierten Provokation erklären.

Neben einem affirmativen Charakter, der die etablierten Normen und Strukturen bestätigen sollte, vermitteln viele Bilder mit politischem Inhalt – großformatige Reliefs ebenso wie Werke der Kleinkunst, etwa Gemmen – also unkonventionelle, zum Teil sehr brisante Botschaften.<sup>26</sup> Um die Brisanz mancher, politischer Bilder der Kaiserzeit zu erkennen, ist es notwendig, zwei Erzählebenen zu unterscheiden. Dieses *double coding* resultiert aus einer grundlegenden soziopolitischen Dichotomie; der Spannung zwischen

(1) der in der römischen Aristokratie (wie auch in vielen anderen Gesellschaften) außerordentlich stark entwickelten Bereitschaft, sich im öffentlichen Raum dem Reglement einer Vielzahl von ritualisierten politischen und religiösen Handlungsweisen anzupassen. Um nicht allein sprachlich, sondern unmittelbar visuell – also gewissermaßen auf den ersten Blick – als legitimer politischer Akteur wahrgenommen zu werden, unterwarf man sich den mit Rang und Status verbundenen Zeichen und Ab-Zeichen. Und damit beachtete man nicht nur geflissentlich die angemessenen, sprachlichen Normen, sondern auch den Zwang, die Gestaltung der eigenen Kleidung, Körperhaltung oder Gestik einem präzise reglementierten und äußerst stabilen Vokabular an visuellen Zeichen anzupassen;

und

(2) dem *Bewusstsein für informelle Machtstrukturen* und für soziale Abhängigkeiten, die nicht mit dem politischen Normengerüst übereinstimmten. Dieses Bewusstsein äußerte sich visuell in feinen Manipulationen und Abweichungen von besagtem, festgelegtem Verhaltens- und Zeichenkanon, für die man ein ausgeprägtes Gespür haben musste.

---

<sup>26</sup> Giuliani, *Ein Geschenk für den Kaiser*.

Die Auftraggeber und Künstler übertrugen auch diese beiden Ebenen sozialer Zeichensetzung auf die Bilder. Sie nutzten unterschiedliche Bildstrategien, um unterschiedliche Aussagen auf unterschiedlichen Ebenen zu vermitteln.

Auf der zweiten Ebene standen mithin Zeichen, Kommunikationsphänomene und Konstellationen, die zwar sichtbar waren, aber nur sehr verhalten, oft sogar unterschwellig inszeniert wurden. Sie gehörten nicht zum engen Kanon an Normen und Ritualen oder widersprachen diesen sogar, wie etwa der Kaiser zwischen den Göttern des *Cancellariareliefs*. Diese Strategien beruhten zudem nicht auf einer einfachen, quasi buchstäblichen Anwendung von Standardelementen des ikonographischen Lexikons (wie etwa ‚Bart‘ und ‚Rüstung‘, die den Gott Mars definieren etc.). Wie das Beispiel zeigte, operierten die Bildhauer hier vielmehr mit sehr feinen Nuancen, wie etwa den subtilen Größenunterschieden oder scheinbar zufälligen Gesten, Körperwendungen und Blickkontakten.

Die Bildaussagen dieser zweiten Ebene waren dabei nicht notwendigerweise subversiv. Denn auf der einen Seite verstärkten die Bildhauer dieselben Botschaften, die auf der ersten, vordergründigen Ebene angelegt waren; *bestätigten* also Hierarchien und Beziehungen. Ein Beispiel aus dem *Cancellariare Relief* wäre hier die Tatsache, dass der Kaiser nicht wesentlich und vor allem nicht sofort offensichtlich aus seiner Umgebung herausragt, sich also bereitwillig in die Gesellschaft einzuordnen scheint. Diese Phänomene affirmieren das Gerüst der traditionellen, klar definierten und institutionalisierten Hierarchien auf einer unterschweligen Ebene.

Auf der anderen Seite *widersprachen* bestimmte Phänomene der zweiten Ebene den vordergründigen Konstellationen – wie bei Mars und Minerva, die sich zum Kaiser umdrehen, mit ihm wider jede göttliche Hierarchie Kontakt aufnehmen wollen; oder der Senat, dessen Figur kleiner ist als die Gestalt des Kaisers und der im Zug *hinter* Göttern und Kaiser marschiert. In diesem Fall konterkarieren die Aussagen das Normgerüst der *res publica*. Diese ikonographischen Abweichungen sind freilich besonders aussagekräftig, denn in vielen Fällen handelte es sich um unterschwellige Symptome tiefgreifender, politischer Konflikte und Strukturveränderungen. Hier wurden Informationen vermittelt, die mit informellen Machtverhältnissen zusammenhingen, Informationen, die so brisant waren, dass sie nicht öffentlich *ausgesprochen* werden konnten, andererseits für das Mächtegleichgewicht aber doch so entscheidend waren, dass es notwendig erschien, sie öffentlich wenigstens *anzudeuten* – entweder, weil man zeigen wollte, dass man diesen *Comment* akzeptierte (affirmativ),

oder, weil man dazu aufrief, diesen *Comment* zu akzeptieren oder ihn, falls er durch Konflikte in Zweifel stand, zu realisieren oder wiederherzustellen (appellativ).

## 5 Bilder exponieren: Der mediale Kontext

Das Bildmedium des großformatigen Reliefs unterscheidet sich in seiner medialen Wirkung massiv von mündlichen und – in gewissem Maße – auch schriftlich fixierten, sprachlichen Äußerungen. Einerseits bieten die Reliefs, eben *weil* sie keine sprachlichen Äußerungen sind, die Möglichkeit, mit Andeutungen und Ambivalenzen Aussagen anzulegen, die sichtbar sind, aber eben nicht ausgesprochen oder gar formuliert werden können. Andererseits sind sie, vor allem, wenn es sich um Skulpturen aus Stein an Gebäuden und Monumenten handelte, in den meisten Fällen nicht nur *öffentlich* und für jeden sichtbar, sondern auch *zu jedem Zeitpunkt* öffentlich zugänglich. Die Anbringung der Reliefs an Ehrenbögen, in Heiligtümern und an öffentlichen Bauten macht deutlich, dass sich diese Bilder dezidiert an das größtmögliche Publikum richteten und richten sollten.

Zudem waren viele der Reliefs nicht nur öffentlich sichtbar; sie befanden sich auch an den zentralsten, vor allem aber den meistfrequentierten Punkten Roms. Sie standen wie die Werbeanzeigen am New Yorker Times Square auch an besonders markanten Punkten des Stadtbilds – so der Titusbogen auf dem höchsten Punkt der *Via Sacra*, der Konstantinsbogen an der Kreuzung von fünf Hauptstraßen oder der Bogen für Vespasian und Titus in der Südkurve des *Circus Maximus*, von allen Rängen für Hunderttausende sichtbar.

Anders als bei mündlichen Äußerungen, Briefen, Entwürfen oder Büchern ließ sich die Zugänglichkeit dieser Bilder, waren sie einmal aufgestellt, in keiner Weise steuern, ihre Form und Gestalt nicht ohne Aufsehen manipulieren oder verfälschen. Die Reliefs der Ehrenmonumente, Staatsdenkmäler und Monumentalbauten entsprachen damit den *contiones*, den Reden vor Senat und Volksversammlung, oder den Ansprachen des Kaisers im *Circus*; wesentlich verschärft allerdings um den entscheidenden Aspekt, dass sie nicht am Ende eines Sprechaktes verstummten, sondern Jahrzehnte, bisweilen Jahrhunderte sichtbar blieben.

Denn die Reliefs waren nicht nur dauerhaft in Stein fixiert. Sie hingen auch oft in großer Höhe und waren so eng mit der Struktur der Gebäude verbunden, dass sie nur unter großem Aufwand verändert oder gar entfernt werden konnten. Dieser Aufwand, ein solches Bild zu korrigieren, auszu-

tauschen oder gar zu eliminieren, war sehr groß, jeder Eingriff entsprechend auffällig. Die Korrektur eines einmal aufgestellten Reliefs musste schon als solche zu einem eklatanten politischen Statement werden; was man mithin um jeden Preis vermied: Jede unklare Konstellation und jede potenzielle Ambivalenz im Bild, die zu einer Katastrophe führen konnte, wurde ausgemerzt, und zwar tunlichst *bevor* das Relief angefertigt wurde, also schon in der Entwurfsphase.

Die Gegenprobe liefert eine gängige Praxis der römischen Bildkultur. Nach der offiziellen Verurteilung eines verstorbenen (oder eher, liquidierten) Kaisers durch den Senat war es üblich, die Namen und Bildnisse dieses Kaisers im Zuge der *damnatio memoriae* auszuradieren. Diese Ausradierung stellte weniger einen magischen Akt dar, der das Körperbild des Kaisers als quasi personale Präsenz aus dem Stadtbild entfernen sollte. Es war das ausgelöschte Bild an sich, die Leerstelle im Relief oder in der Inschrift, oder auch der neue Kopf, den man einer Statue aufsetzte und der als bizarre Neuerung deswegen doppelt in den Blick geriet, die einen Eingriff dokumentierten und schon alleine deswegen den Charakter eines Mahnmals annahmen.

Von Auftraggebern und Künstlern erforderte diese größtmögliche *Exposition und Fixierung* der Reliefbilder damit zugleich größtmögliche *Disziplin* in der Gestaltung. Sie machte jede kompositorische Entscheidung – etwa, wie groß der Kaiser in Verhältnis zu den anderen Personen war, wem er sich zuwandte, was er in der Hand hielt, wen er berührte oder wen er verdeckte – zu einer extrem heiklen Angelegenheit.

Nicht zuletzt deswegen sind die Bilder heute als historische Quellen so wichtig (und gleichzeitig so schwierig zu deuten). Die Bilder vermitteln keine plakativen Botschaften, sondern sind bis ins Detail Ergebnisse eines komplizierten Aushandlungsprozesses. Denn die Reliefs mussten von einer großen Zahl an Akteuren mit unterschiedlichsten, oft konträren Ansichten gebilligt werden; und eben deswegen hatten sie eine noch viel größere Zahl an möglichen Missverständnissen und semantischen Fallen zu umgehen. Ein ungewollt ambivalentes oder unklares Bild konnte ebenso katastrophale Folgen haben wie eine versehentlich doppeldeutige Formulierung in einer Rede vor dem Senat.

## Resümee

Viele politische Bilder der römischen Kaiserzeit besitzen einen dezidiert historischen Charakter. Sie zeigen einmalige, politische und historische Ereignisse wie bestimmte Schlachten, Triumphzüge, Einweihungszeremonien und markante Amtshandlungen. Im Gegensatz zum heutigen Verständnis wollen diese Vergangenheitsbilder ein Ereignis aber weniger *dokumentieren*, als vielmehr an ein Ereignis *erinnern*. Diese Erinnerung – *memoria* – ist fester Teil der römischen Mentalität;<sup>27</sup> Erinnerung wird dabei aber nicht als geschichtswissenschaftliche Größe verstanden, deren Ziel die objektive Schilderung ist. Vielmehr steht Erinnerung im Dienst von Individuen: einer Person beispielsweise, die mit der Vergangenheit bestimmte politische Aussagen zu vermitteln sucht, oder einer Person, die sich durch bestimmte, historische Ereignisse der Vergangenheit gegenüber ihren Mitbürgern legitimieren möchte – etwa, indem sie die Ehre der Familie durch den Verweis auf den glorreichen Sieg eines Vorfahren bezeugt.<sup>28</sup> Vor diesem Hintergrund erklärt sich, warum es den historischen Reliefs in Rom nicht in erster Linie darum geht, wie in einem Pressephoto ein Ereignis objektiv abzubilden. Das Bild dient nicht dazu, ein vergangenes Ereignis zu beglaubigen, zu analysieren oder zu deuten. Der antike Betrachter erwartet im historischen Relief keine historische Objektivität, sondern Argumente, die ihn von einer Tugend, einer Leistung oder dem sozialen Status einer bestimmten Person *überzeugen* können.

Die Funktion des politischen Reliefs ist mithin eine eminent *rhetorische*. Vermutlich erklärt sich aus dieser spezifischen Funktion ein Teil der analogen Strategien von Redner und Bildhauer, wie etwa das Streben nach Klarheit, Prägnanz und Eindeutigkeit; oder zumindest die Passgenauigkeit, mit der die Begriffe der rhetorischen Theorie bestimmte Phänomene der prinzipiell medialen Eigengesetzlichkeit der Bilder beschreiben können. In jedem Fall verkehrt sich die moderne Wahrnehmung, nach der einem manipulierten Ereignisbild unmittelbar zu misstrauen ist, weil es möglicherweise *fake news* vermittelt, hier ins Gegenteil.

Um diese grundsätzliche Aufgabe möglichst wirksam zu erfüllen, entwickelten die römischen Bildhauer auf Basis der klassisch-hellenistischen Bildkultur ein, wie wir sahen, eminent raffiniertes, zugleich strikt selektives

---

<sup>27</sup> Uwe Walter, *Memoria und res publica: Zur Geschichtskultur im republikanischen Rom* (Frankfurt a. M.: Verlag Antike, 2004).

<sup>28</sup> Tonio Hölscher, „The Transformation of Victory into Power: From Event to Structure“, in: *Representations of War in Ancient Rome*, ed. Sheila Dillon und Katherine E. Welch (Cambridge: University Press, 2006), 27-48.

und damit höchst effektives politisches Instrument. Bildbotschaften basierten auf einer gezielten Auswahl, Modifikation und Kanonisierung von Bildbestandteilen, ein Prozess, der sich wiederum an vorhandenen, sprachlichen und visuellen Zeichensystemen der politischen und sozialen Wirklichkeit orientierte. Die Bildbestandteile dieses Repertoires wiederum wurden nach den Regeln einer elaborierten, visuellen Syntax arrangiert. Die Grammatik der Staatsreliefs vermittelte auf effektive Weise kanonische Botschaften, die im Wesentlichen auf die Zuschreibung ethischer Eigenschaften an bestimmte Akteure und die bildliche Loyalitätsbezeugung gegenüber Staat und Kaiser zielten. Hinter und mit diesen normativen, systembestätigenden Botschaften im Vordergrund flochten die Bildstrategen weniger offensichtliche Informationen in die Bilder ein. Diese Doppelcodierung beruhte auf einem elaborierten System nuancierter Signale, die sich insbesondere in Position und Kommunikation der dargestellten Personen äußerte.

Die manipulativen Strategien der antiken Künstler konstituieren somit ein bildrhetorisches System, dessen Vielfalt, Wirksamkeit und Souveränität im Einsatz der Mittel die Grundlage der gesamten, politischen Ikonographie der folgenden, europäischen Geschichte bildet.

Als Lehrbuch visueller Manipulation schult das römische Relief den aufmerksamen Betrachter in den Techniken und Tricks der ideologisch fundierten Massensteuerung. Gleichzeitig erzieht es den modernen Betrachter zu einer fundamental kritischen Einstellung gegenüber dem politischen und ideologischen Bild – eine Kompetenz, die im medialen Labyrinth der Gegenwart wichtiger ist denn je. Der Blick in die Werkstätten der antiken Bildhauer ist zugleich ein Blick in die Medienzentralen und Werbeagenturen der Gegenwartsmetropolen, in denen heute jene Meister arbeiten, deren digitale Bilder die Täuschung zur Wahrheit werden lassen.

## Literaturverzeichnis

- Bergmann, Birgit. *Der Kranz des Kaisers: Genese und Bedeutung einer römischen Insignie*. Berlin: De Gruyter, 2010.
- Bergmann, Marianne. „Zum Fries B der flavischen Cancellariareliefs“. In: *Marburger Winckelmannprogramm*. Sonderdruck. 1981. 19-31.
- Braun, Maximilian. Hg. *Moribus antiquis res stat Romana: Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jh. v. Chr.* München: Saur, 2000.
- Brilliant, Richard. *Gesture and Rank in Roman Art*. New Haven: Connecticut Institute, 1963.
- Dally, Ortwin. „Das Bild des Kaisers in der Klassischen Archäologie – oder: Gab es einen Paradigmenwechsel nach 1968?“. *Archäologischer Anzeiger* 122 (2008): 223-257.
- Fejfer, Jane. *Roman Portraits in Context*. Berlin: De Gruyter, 2008.
- Fittschen, Klaus. „Das Bildprogramm des Trajansbogens von Benevent“. *Archäologischer Anzeiger* 87.1 (1972): 742-788.
- Flaig, Egon. „Können wir den Majestätsprozeß gegen C. Silius (24 n. Chr.) verstehen? Oder: Wir verstehen nur, was erklärt ist“. In: *Zwischen Erklären und Verstehen?* Hg. Marlies Heinz. Münster: Waxmann, 2003. 23-52.
- Giuliani, Luca. *Ein Geschenk für den Kaiser: Das Geheimnis des Großen Kameo*. München: Beck, 2010.
- Grüner, Andreas. „Gabe und Geschenk in der römischen Staatskunst“. In: *Geschenke und Steuern, Zölle und Tribute: Antike Abgabeformen in Anspruch und Wirklichkeit*. Hg. Hilmar Klinkott. Leiden: Brill, 2007. 431-484.
- . „Antike Reproduktionsmedien: Münze, Siegel und Stempel zwischen Serialität und Authentizität“. In: *Multiplies in Pre-Modern Art*. Ed. Walter Cupperi. Chicago: University Press, 2014. 59-93.
- . „Ambivalenz und Affirmation im politischen Medium: Der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol und das Opferrelief des Mark Aurel“. In: *Polymatheia*. Hg. Robert und Stephanie Nawracala. Aachen: Shaker 2015. 163-192.
- Hölscher, Tonio. *Staatsdenkmal und Publikum*. Konstanz: Universitätsverlag, 1984.
- . *Römische Bildsprache als semantisches System*. Heidelberg: Winter, 1987.
- . „The Transformation of Victory into Power: From Event to Structure“. In: *Representations of War in Ancient Rome*. Ed. Sheila Dillon and Katherine E. Welch. Cambridge: University Press, 2006. 27-48.

- . „Rilievi provenienti da monumenti statali del tempo dei Flavi“. In: *Divus Vespasianus: Il bimillenario dei Flavi*. Ed. Filippo Coarelli. Rom: Electa, 2009. 54-59.
- . „Roman Historical Representations“. In: *A Companion to Roman Art*. Ed. Barbara Borg. Malden: Blackwell, 2015. 34-51.
- Hoff, Ralf von den. „Caligula: Zur visuellen Repräsentation eines römischen Kaisers“. *Archäologischer Anzeiger* 1 (2009): 239-263.
- Koeppel, Gerhard M. „Die historischen Reliefs der römischen Kaiserzeit II“. *Bonner Jahrbücher* 184 (1984): 1-65.
- Magi, Filippo. *I rilievi flavi del Palazzo della Cancelleria*. Rom: Bardi, 1945.
- Martin, Hanz Günther. *Römische Tempelkultbilder*. Rom: Bretschneider, 1992.
- Mauss, Marcel. „Essai sur le don: Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques“. *L'année sociologique* 1 (1923-1924): 30-186.
- Roller, Matthew. „The Exemplary Past in Roman Historiography and Culture“. In: *The Cambridge Companion to the Roman Historians*. Ed. Andrew Feldherr. Cambridge: University Press, 2009. 214-230.
- Rotili, Mario. *L'arco di Traiano a Benevento*. Roma: Istituto poligrafico, 1972.
- Sánchez-Ostiz Gutiérrez, Álvaro. *Tabula Siarensis: Edición, traducción y comentario*. Pamplona: Ediciones Universidad, 1999.
- Schäfer, Thomas. *Imperii insignia: Sella curulis und Fasces*. Mainz: Zabern, 1989.
- Torelli, Mario. *Typology and Structure of the Roman Historical Reliefs*. Ann Arbor: University Press, 1982.
- Walter, Uwe. *Memoria und res publica: Zur Geschichtskultur im republikanischen Rom*. Frankfurt a. M.: Verlag Antike, 2004.
- Winterling, Aloys. *Caligula: Eine Biographie*. München: Beck, 2003.
- Zanker, Paul. *Augustus und die Macht der Bilder*. München: Beck, 1987.
- . *Der Kaiser baut fürs Volk*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1997.

# Menschliche Sprache: Ein Netzwerk aus Mustern genannt Konstruktionen

THOMAS HERBST

**Abstract:** In den letzten Jahrzehnten fand eine Revolution in der Linguistik statt. Die Basis für eine empirische Untersuchung der tatsächlichen Verwendung von Sprache durch die Sprecher ist ungleich größer als zuvor und führt zu neuen Erkenntnissen über das Wesen von Sprache und entsprechenden Modellen. Der Beitrag versucht zunächst darzulegen, welche Ergebnisse die Auswertung von Korpora im Umfang von mehreren hundert Millionen Wörtern liefern können. Besonderes Gewicht liegt dabei auf der Tatsache, dass die Sprecher offensichtlich in hohem Maße von mehr oder weniger starren Versatzstücken Gebrauch machen. Es wird gezeigt werden, dass diese Befunde zu wertvollen Einsichten über den Charakter von Sprache führen und mit den Grundgedanken einer kognitiven Theorie von Sprache ebenso kompatibel sind wie mit Erkenntnissen aus der Fremdsprachenlinguistik. Abschließend wird dargelegt, wie sogenannte gebrauchorientierte oder konstruktionistische Ansätze zu einer auf experimenteller und korpuslinguistischer Evidenz beruhenden Theorie von Sprache und des Spracherwerbs führen, die Sprache im Wesentlichen als Netzwerk von Form-Bedeutungspaaren, sogenannten Konstruktionen, begreift.

## 1 Das traditionelle Sprachverständnis

### 1.1 Wörter und Regeln

Viele Menschen – jedenfalls in unserem Kulturkreis – dürften ein Verständnis der menschlichen Sprache haben, das sich mit den Begriffen ‚Wörter‘ und ‚Regeln‘ charakterisieren lässt. Das mag mit einer jahrhundertelangen Tradition zusammenhängen, die auch über den Schulunterricht unsere Vorstellungen vom Wesen der Sprache über viele Generationen geprägt hat – oder auch mit der fast natürlichen Differenzierung von sprachlichen Nachschlagewerken in ‚Wörterbücher‘ und ‚Grammatiken‘; oder damit, dass die Begriffe ‚Wörter‘ und ‚Regeln‘ beziehungsweise ‚Lexik‘ und ‚Grammatik‘ Sprache ganz zutreffend beschreiben. Auch manche Sprachwissenschaftler würden dem nicht grundsätzlich widersprechen, andere aber durchaus. Von letzteren soll in diesem Beitrag die Rede sein, in dem ich versuchen werde zu zeigen, wie und warum Linguisten seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu neuen Einsichten über das Wesen von Sprache gelangt sind. Dabei werde ich mich – als Anglist – vor allem auf

das Englische beziehen, ohne den Anspruch erheben zu wollen, dass das, was sich für das Englische als plausibles Beschreibungsmodell erwiesen hat, notwendigerweise in genau derselben Weise für alle anderen Sprachen Gültigkeit besitzen muss.

## 1.2 Ausnahmen

Eng verbunden mit dem Begriff der ‚Regeln‘ ist der der ‚Ausnahmen‘ (wohl besonders bei Menschen mit der grundlegenden Erfahrung des Lateinunterrichts in der Schule – wenn auch aus Gründen, die wohl eher in der Vermittlung als dem Charakter des Lateinischen zu suchen sind). Der Begriff der ‚Ausnahme‘ setzt den der ‚Regel‘ voraus, denn ohne Regeln könnte es keine Ausnahmen geben, und auch das nur, wenn man Regeln eine allgemeine Gültigkeit zuschreibt.

Wie problematisch es ist, von ‚Ausnahmen‘ zu sprechen, mögen folgende Beispiele verdeutlichen:

- Das Verb *be* ist das einzige Verb der englischen Sprache, das im *past tense* zwischen einer Singularform (*was*) und einer Pluralform (*were*) unterscheidet. Wenn man allerdings weiß, dass *was* und *were* ungefähr ein Drittel aller *past-tense*-Formen im englischen Sprachgebrauch ausmachen, kann man dann noch von einer Ausnahme sprechen?
- Ebenso könnte man Partizipialformen wie *sung* (zum Verb *sing* ‚singen‘) oder *stung* (zu *sting* ‚stechen‘) als Ausnahmen zu einer Regel ansehen, der zufolge englische Partizipien mit dem Suffix {-ed} gebildet werden. Allerdings ist das bei Verben, die auf *-ng* enden, nur bei den eher seltenen *ping* (‚bingen‘), *wing* (‚fliegen‘) sowie *ring* in der Bedeutung ‚mit einem Ring versehen‘, der Fall. Was ist also die Ausnahme? *Sung*, *stung* etc., weil sie nicht wie die meisten englischen Verben ein *-ed*-Partizip besitzen, oder *pinged* und *winged*, weil sie – anders als die meisten englischen Verben auf *-ing* – ein solches haben?

Festzuhalten bleibt also zweierlei: Einerseits, dass die Beziehungen, die zwischen sprachlichen Formen bestehen, Generalisierungen erlauben. Andererseits, dass diese Generalisierungen in vielen Fällen jedoch keineswegs ausreichend sind, um zu erklären, warum die Sprecher einer Sprache bestimmte Formen verwenden und andere nicht, warum Sprecher des Englischen also zum Beispiel *sung* und *pinged* gebrauchen, nicht aber ??*singed*

oder *??pung*.<sup>1</sup> Nachdem sowohl die Formen *sung* und *pinged* als auch *singed* und *pung* durch Generalisierungen beschrieben werden können, müssen die Sprecher einer Sprache Wissen darüber besitzen, welche *items* unter welche Generalisierung fallen.

Das gilt in quasi allen Bereichen der Sprache: Sprecher des Englischen müssen wissen, dass der Buchstabe <c> als /k/ wie in *cake* oder /s/ wie in *cell* ausgesprochen werden kann und auf welche Wörter welche Aussprache zutrifft. Sie wissen auch, dass manche Verben in einer Konstruktion mit zwei Objekten und einer Konstruktion mit einem Objekt und einer Präposition vorkommen (*give someone something*, *give something to someone*), bei anderen aber nur der Gebrauch in einer der beiden Konstruktionen etabliert ist (*explain something to someone*, aber nicht: *??explain someone something*). Sprecher des Deutschen müssen wissen, dass aus Substantiven gebildete Komposita wie *Schweineschnitzel* semantisch verschiedenen Typen zuzuordnen sind, wenn sie bei dem Wort *Kinderschnitzel* ihren Glauben an die Zivilisation nicht verlieren sollen. In jedem dieser Fälle erfolgt die Zuordnung eines Wortes (*cake*, *explain*, *Kinder-*) zu einem Muster (<c> → /s/; *explain* → Subj V Obj to-NP); (*Kinderschnitzel*: *Kinder* → Adressat ‚für Kinder‘).

Das Beherrschen einer Sprache scheint also unter anderem eine enorme Gedächtnisleistung zu beinhalten, wie auch Joan Bybee unterstreicht:

We now know that speakers know tens or even hundreds of thousands of words, and just as many, if not more, prefabricated expressions which these words fit into, expressions such as *bright daylight*, *pick and choose*, *interested in*, *disposed to*, and so on. It is clear that the brain's capacity is impressively large.<sup>2</sup>

Es scheint so zu sein, dass das menschliche Gehirn über ausreichend Kapazität verfügt, um Modelle von Sprache, bei denen der Speicherung sprachlicher Einheiten eine – wenn nicht sogar die – entscheidende Rolle zukommt, für möglich zu halten. Was aber natürlich noch nicht heißt, dass es so sein muss.

---

<sup>1</sup> Die Fragezeichen sollen andeuten, dass diese Form im etablierten Sprachgebrauch nicht zu finden ist.

<sup>2</sup> Joan Bybee, *Language, Usage, and Cognition* (Cambridge: Cambridge University Press, 2010), 5.

## 2 Warum wir heute so viel mehr über Sprache wissen als noch 1960

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hat für die Sprachwissenschaft zu einem Erkenntnisgewinn in einem zuvor nicht gekannten Ausmaß geführt. Bis dahin hatten Sprachwissenschaftler eigentlich nur relativ eingeschränkte Möglichkeiten, um eine Sprache zu beschreiben:

1. Introspektion, das heißt die Beschreibungen basieren auf dem Wissen, das Linguisten von einer Sprache haben (oder zu haben glauben), weil sie Sprecher dieser Sprache sind. Dass der Introspektion eine zentrale Rolle in der deskriptiven und theoretischen Linguistik zukommt, ist vollkommen offensichtlich, aber sie hat auch gewaltige Nachteile: Zum einen beruhen solche Aussagen dann immer auf der Intuition einer Person, die groteskerweise auch professionell deformiert sein können, weil nicht auszuschließen ist, dass die eigenen Hypothesen das sprachliche Urteilsvermögen beeinflussen.<sup>3</sup> Zum zweiten sind quantitative Analysen auf diese Weise schlichtweg nicht möglich.
2. Experimente, in denen Probanden zum Beispiel vorgegebene Sätze umformen oder vervollständigen müssen oder beurteilen sollen, inwieweit ihnen bestimmte Sätze akzeptabel vorkommen oder nicht. Solche Experimente wurden zum Beispiel in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts von Randolph Quirk und Sidney Greenbaum bei den Vorarbeiten zu einer der bedeutendsten englischen Grammatiken eingesetzt.<sup>4</sup> Dieses Verfahren liefert zwar eine wertvolle Ergänzung der eigenen Intuition, ist aber nur sehr begrenzt und mit sehr gezielten Fragestellungen einsetzbar.
3. Texte, die den jeweiligen Linguisten zur Verfügung stehen. In der Lexikografie gibt es eine lange Tradition der Verwendung von Textstellen aus der Literatur als Belegstellen für das Vorkommen von Wörtern in einer bestimmten Bedeutung oder – in der historischen Lexikografie – zu einer bestimmten Zeit. Ähnlich wurden Belege auch in manchen Grammatiken eingesetzt. Die Funktion der zitierten Texte ist dabei aber, wenn es sich um die Sprache der Gegenwart handelt, im Wesentlichen die von Belegen beziehungsweise Illustrationen, und zwar von

---

<sup>3</sup> Siehe dazu Hans-Jürgen Heringer, Bruno Strecker und Rainer Wimmer, *Syntax: Fragen – Lösungen – Alternativen* (München: Fink, 1980), 58.

<sup>4</sup> Vgl. Sidney Greenbaum and Randolph Quirk, *Elicitation Experiments in English: Linguistic Studies in Use and Attitude* (London: Longman, 1970).

Belegen für etwas, was die entsprechenden Linguisten aufgrund ihrer Introspektion in der Regel schon ‚gewusst‘ haben.

Es ist offensichtlich, dass diese drei Informationsquellen eine ‚ergebnis-offene‘ empirische Erforschung und Beschreibung von Sprachen der Gegenwart nur in sehr eingeschränkter Weise ermöglicht haben.

Das hat sich inzwischen radikal geändert. Auch wenn es abgedroschen klingen mag, ist es nicht übertrieben zu sagen, dass der technische Fortschritt, vor allem natürlich der im Bereich der Computertechnik und der Datenverarbeitung, die Grundlagen linguistischer Analyse absolut revolutioniert hat. Das gilt sowohl für die Menge und Verfügbarkeit von sprachlichen Daten als auch für ihre Auswertbarkeit. Diese Entwicklungen haben zur Entstehung einer neuen linguistischen Disziplin geführt, der Korpuslinguistik, die sich mit der Zusammenstellung großer Mengen von geschriebenen und gesprochenen Texten zu Korpora und mit der Entwicklung geeigneter Analysemethoden beschäftigt.<sup>5</sup>

Die Tatsache, dass heute praktisch jeder Linguist (oder interessierte Laie) auf der ganzen Welt Zugriff auf Korpora hat, die mehrere Millionen Wörter authentischen Sprachmaterials enthalten, eröffnet völlig neue Perspektiven. Als in Deutschland arbeitender Anglist war man früher auf hilfsbereite Muttersprachler angewiesen, wenn man wissen wollte, ob beispielsweise für *gutes Gewissen* im Englischen nur *clear conscience* etabliert ist, oder ob man auch *good conscience* sagen kann. Heute kann ich von meinem Arbeitsplatz (im Büro oder zu Hause) in fünf Minuten feststellen, dass beide Formen sowohl im amerikanischen als auch im britischen Englisch gebräuchlich sind, dass *good conscience* in 210 der 260 Fälle, in denen es in dem 520 Millionen Wörter umfassenden ‚Corpus of Contemporary American English‘ (COCA),<sup>6</sup> auftritt, in der Verbindung *in good conscience* vorkommt, während sich mehr als die Hälfte (66) der 124 Vorkommen von *clear conscience* in der Phrase *with a clear conscience* findet. Außerdem tritt *clear conscience* 21 Mal mit dem Verb *have* auf, *good*

---

<sup>5</sup> Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, dass Randolph Quirk mit dem ‚Survey of English Usage‘ ebenfalls ein Korpus aufgebaut hat, um eine empirische Grundlage für Forschung im Bereich der Syntax und der Grammatik zu schaffen. Auch wenn dieses Korpus erst spät maschinenlesbar gemacht wurde, gingen vom ‚Survey‘ und Folgeprojekten entscheidende Impulse für die Entwicklung der englischen Korpuslinguistik aus. Vgl. Randolph Quirk, „The Survey of English Usage“, in: *Essays on the English Language: Medieval and Modern*, ed. Randolph Quirk (London: Longman, 1968), 70-87.

<sup>6</sup> Mark Davies, *The Corpus of Contemporary American English: 450 Million Words, 1990-Present*. (online). (Für diese und alle folgenden Angaben von Internetquellen in den Fußnoten wird auf die vollständige Nennung im Literaturverzeichnis verwiesen.)

*conscience* jedoch trotz des doppelt so hohen Gesamtvorkommens wesentlich seltener. Wenn man die Daten aus COCA mit denen aus dem ‚British National Corpus‘ (BNC, 100 Millionen Wortformen) vergleicht und wegen des unterschiedlichen Umfangs der beiden Korpora die Zahl der Belege auf ein Vorkommen in einer Million Wörtern normiert, ergeben sich für *clear conscience* Werte für 0.45 *ipm* (‚instances per million words‘) im BNC und 0.24 *ipm* in COCA; für *good conscience* hingegen 0.09 *ipm* im BNC und 0.5 *ipm* in COCA. Diese Daten zeigen zweierlei – nämlich erstens, dass *clear* und *good conscience* nicht ohne Weiteres austauschbar sind, sondern bevorzugt in bestimmten Verbindungen mit anderen Wörtern vorkommen, und zweitens, dass in COCA Formulierungen mit *good conscience*, im BNC aber solche mit *clear conscience* häufiger sind, was (nachdem die Zahlen statistisch hochsignifikant sind) auf Unterschiede zwischen amerikanischem und britischem Englisch schließen lässt.<sup>7</sup>

Auf diese Weise wird Linguistik quantifizierbar und in einer Weise empirisch, wie es sich in den fünfziger Jahren nur wenige vorstellen konnten. John McHardy Sinclair, einer der Pioniere der Korpuslinguistik, dem die damalige Philosophische Fakultät II der Friedrich-Alexander-Universität übrigens den Titel eines Ehrendoktors verliehen hat, schrieb 1991 dazu Folgendes:

Thirty years ago when this research started it was considered impossible to process texts of several million words in length. Twenty years ago it was considered marginally possible but lunatic. Ten years ago it was considered quite possible but still lunatic. Today it is very popular.<sup>8</sup>

Natürlich ist auch bei der Verwendung von Korpora Vorsicht geboten. Zum einen ist die maschinelle Annotation von Korpora häufig fehlerhaft. Zum anderen spiegelt kein Korpus eine wie auch immer geartete ‚Sprachwirklichkeit‘ wider: Ganz offensichtlich hängt sehr viel von der Auswahl der Texte oder Textausschnitte ab, die in ein Korpus eingespeist werden. Wieviel *Die Zeit*, wieviel *Süddeutsche Zeitung* und *Frankfurter Allgemeine*, wieviel *Bild-Zeitung*, wieviel spontane Unterhaltung, *Talkshows*, Deutschlandfunk oder *Sitcoms* ergeben denn zusammen ein repräsentatives Bild vom ‚heutigen Deutsch‘? Auch wenn die Korpuslinguistik sehr differenzierte Kriterien zur Zusammenstellung sogenannter balancierter Korpora

---

<sup>7</sup> Signifikanzwert: *clear conscience*:  $p < 0.001$ ; *good conscience*:  $p < 0.0001$ .

<sup>8</sup> John McHardy Sinclair, *Corpus, Concordance, Collocation* (Oxford: Oxford University Press, 1991), 1.

entwickelt hat,<sup>9</sup> sind solche Fragen nicht lösbar. Insofern dürfen die Ergebnisse von Korpusanalysen nie verabsolutiert werden.

Trotz dieser Einschränkungen ist vollkommen unbestreitbar, dass die computergestützte Korpuslinguistik einen Durchbruch für die empirische Sprachforschung bedeutet hat. Einer der offensichtlichsten Anwendungsbereiche findet sich in der Lexikografie, weil wir heute wesentlich zuverlässigere Angaben zur Frequenz und der Verwendung von Wörtern machen können als früher. Es ist kein Zufall, dass zum Beispiel die englischen Wörterbuchverlage die Entwicklung von Korpora des Englischen entscheidend gefördert haben, und in der Tat steht das COBUILD-Projekt der Universität Birmingham in engem Zusammenhang mit der Publikation des ersten großen korpusgestützten Wörterbuchs der englischen Sprache, des *Collins Cobuild English Language Dictionary* von 1987 von Sinclair. Welchen Wert man dieser Korpusbasiertheit zusprechen muss, zeigt die Tatsache, dass die bis dahin größten Konkurrenten auf dem Markt der englischen Lernerwörterbücher, Oxford University Press und Longman, zusammen einen entscheidenden Beitrag zur Finanzierung des British National Corpus leisteten, um konkurrenzfähig bleiben zu können.

Korpora erweisen sich für die Sprachdidaktik und die Gestaltung von Sprachlehrwerken als nützlich, wenn es darum geht, die im Unterricht vermittelte Sprache möglichst authentisch erscheinen zu lassen.<sup>10</sup> Lernerkorpora und Spracherwerbskorpora stellen mittlerweile wertvolle Hilfen für unser Verständnis des Erst-, Zweit- und Fremdspracherwerbs dar.<sup>11</sup> Es kann ohne jeden Zweifel gesagt werden, dass die computergestützte Korpuslinguistik die Sprachwissenschaft um ein unsagbar wertvolles Instrument bereichert hat. Es gibt also Fortschritt, auch in den Geisteswissenschaften.

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu u.a. Joybrato Mukherjee, *Anglistische Korpuslinguistik* (Berlin: Schmidt, 2009).

<sup>10</sup> Vgl. Ute Römer, „A Corpus-Driven Approach to Modal Auxiliaries and their Didactics“, in: *How to Use Corpora in Language Teaching*, ed. John McHardy Sinclair (Amsterdam: Benjamins, 2004), 185-199.

<sup>11</sup> Siehe zum Beispiel das ICLE-Projekt: Sylviane Granger, „The International Corpus of Learner English: A New Resource for Foreign Language Learning and Teaching and Second Language Acquisition Research“, *TESOL Quarterly* 37.3 (2003): 538-546; beziehungsweise Brian MacWhinney, „Emergentist Approaches to Language“, in: *Frequency and the Emergence of Linguistic Structure*, eds. Joan Bybee and Paul Hopper (Amsterdam: Benjamins, 2000), 449-470.

### 3 Sprachliche Versatzstücke

Natürlich soll hier nicht behauptet werden, Fortschritte in der Linguistik seien nur über die Analyse von Korpora möglich. Die sprachliche Intuition der Linguisten selbst, insbesondere dann, wenn sie Muttersprachler sind, und Experimente mit muttersprachlichen Probanden stellen nach wie vor wertvolle Instrumente der linguistischen Analyse dar. Dennoch hat die Korpuslinguistik Aufschlüsse über Sprache hervorgebracht, die ohne quantitative Analysemethoden enorm großer Textmengen nicht hätten erreicht werden können. Diese Einsichten bei der linguistischen Theoriebildung zu ignorieren, wäre dumm.

Dabei ist aus meiner Sicht vor allem eine Einsicht essentiell, die sich aus Korpusuntersuchungen des Englischen sehr deutlich ergeben hat, nämlich die Tatsache, dass eine erstaunlich hohe Anzahl von Wortfolgen sehr häufig auftritt. Hierunter fallen nicht nur Floskeln wie *ladies and gentlemen*, die schon immer als feststehende Wendungen analysiert wurden, sondern bemerkenswerterweise auch Kombinationen wie die folgenden:

- (1) a *it's all right*  
 b *well, you know*  
 c *if you like*  
 d *I should think*<sup>12</sup>

Dass mit diesen Befunden eine wesentliche Einsicht in das Wesen von Sprache verbunden ist,<sup>13</sup> wurde vielleicht am klarsten von Sinclair mit seiner Formulierung des *idiom principle* zum Ausdruck gebracht, das der Tatsache Rechnung trägt, dass Sprecher bei der Planung von Äußerungen nicht notwendigerweise nach jeder Konstituente eines Satzes eine neue Entscheidung darüber treffen, wie der Satz weitergeht, sondern dass die Entscheidung für ein bestimmtes Wort bereits die nächste(n) beinhalten kann:

---

<sup>12</sup> Vgl. Bengt Altenberg, „On the Phraseology of Spoken English: The Evidence of Recurrent Word-Combinations“, in: *Phraseology: Theory, Analysis, and Applications*, ed. Anthony P. Cowie (Oxford: Clarendon Press, 1998), 101-121.

<sup>13</sup> Konkretisiert werden diese Prinzipien am Beispiel des Englischen. Es ist theoretisch zumindest denkbar, dass der Unterscheidung von *idiom principle* und *open-choice principle* in anderen Sprachen eine andere Rolle zukommt.

The principle of idiom is that a language user has available to him or her a large number of semi-preconstructed phrases that constitute single choices, even though they might appear to be analysable into segments.<sup>14</sup>

Interessanterweise ist es aber nicht allein korpuslinguistische Evidenz, die die zentrale Rolle von Mehrworteinheiten hervorhebt. Auch aus der Perspektive der Fremdsprachenlinguistik ist sehr deutlich, dass es nicht ausreicht, Regeln und Wörter einer Sprache zu kennen, um natürlich wirkende Sprache zu produzieren: Man sagt nun einmal *Zähne putzen* und nicht *Zähne bürsten*, aber *brush one's teeth*, und *Hausaufgaben machen*, aber *do one's homework*. Welche Rolle solchen Wortverbindungen, sogenannten Kollokationen, im Fremdsprachenunterricht zukommt, hat einer der führenden Kollokationsforscher der Welt, der Erlanger Französisist Franz-Josef Hausmann, im Titel eines seiner Aufsätze sehr deutlich formuliert: „Wortschatzlernen ist Kollokationslernen“.<sup>15</sup>

Und noch ein weiterer Ansatz hebt die Bedeutung von Mehrworteinheiten hervor, nämlich die Theorie der kognitiven Linguistik von Ronald Langacker. Besonders bemerkenswert erscheint mir daran, dass, obwohl es sich um drei voneinander unabhängige Forschungstraditionen handelt, die Beschreibungen des Phänomens stellenweise fast wortgleich erfolgen. Sinclair spricht von „semi-preconstructed phrases“, Hausmann von „Halbfertigprodukten“,<sup>16</sup> und in Publikationen aus demselben Jahr beklagen sowohl Sinclair als auch Langacker die Tatsache, dass diesen sprachlichen Versatzstücken in der theoretischen Linguistik nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt wird:

Phrases have never had a proper status in linguistic theory, and, as a consequence, are anomalous in descriptions. The reason for their omission from

---

<sup>14</sup> Sinclair, *Corpus*, 110. Sinclair (ebd. 109–110) und John McHardy Sinclair, *Trust the Text*, (London: Routledge, 2004) sieht *idiom principle* und *open-choice principle* als zwei komplementäre Prinzipien. Zur Bedeutung des *idiom principle* vgl. Thomas Herbst, „Choosing Sandy Beaches: Collocations, Probabilities and the Idiom Principle“, in: *A Phraseological View of Language: A Tribute to John Sinclair*, eds. Thomas Herbst, Susen Faulhaber and Peter Uhrig (Berlin: de Gruyter, 2011), 27–57; und Dirk Siepmann, „Sinclair Revisited: Beyond Idiom and Open Choice“, in: *A Phraseological View of Language: A Tribute to John Sinclair*, eds. Thomas Herbst, Susen Faulhaber and Peter Uhrig (Berlin: de Gruyter, 2011), 59–86.

<sup>15</sup> Franz-Josef Hausmann, „Wortschatzlernen ist Kollokationslernen“, *Praxis des neu-sprachlichen Unterrichts* 31 (1991): 395–406.

<sup>16</sup> Vgl. Hausmann, „Wortschatzlernen“, 398.

theory is that received theories require grammar and lexis to be separated from the outset [...].<sup>17</sup>

They constitute an essential – perhaps even the preponderant – component of a fluent speaker’s conventional linguistic knowledge. Yet standard linguistic theory hardly recognizes their existence, let alone accommodate them in any straightforward manner. The problem is that they conform to the stereotype of neither lexicon nor grammar [...].<sup>18</sup>

Wir können an diesem Punkt also feststellen, dass verschiedene Wissenschaftler, die völlig unterschiedlichen Forschungstraditionen angehören, sich methodisch deutlich voneinander unterscheiden und eigentlich auch vollkommen unterschiedliche Zielsetzungen verfolgen, zu denselben Ergebnissen kommen. Das zwingt geradezu dazu, diese Ideen weiterzuverfolgen.

#### 4 Das lexikogrammatische Kontinuum

Um auf den von Langacker und Sinclair angesprochenen Punkt zurückzukommen: Auf den ersten Blick mag der Gedanke, eine strikte Trennung zwischen Lexik und Grammatik aufzugeben, absurd erscheinen. Betrachten wir einmal folgendes Beispiel:

- (2) *To his left, St Anthony lighthouse flashed at regular intervals, and far away to his right the sky was lit now and then by an arc of light from The Lizard. [...]*

BNC: HWP 2529

Nach landläufigem Verständnis braucht man zur Bildung dieses Satzes einerseits Wörter wie *to*, *his*, *left*, *lighthouse*, *flash* und andererseits ‚Regeln‘, mit denen man die Wörter zu einem Satz zusammenfügt wie Wortstellungsregeln oder Regeln zur Bildung und Verwendung des *past tense* oder des Passivs im Englischen. Der Satz enthält auch nichts, was einem unmittelbar ins Auge springen und dem widersprechen würde.

---

<sup>17</sup> John McHardy Sinclair, „The Phrase, the Whole Phrase, and Nothing But the Phrase“, in: *Phraseology: An Interdisciplinary Perspective*, eds. Sylviane Granger and Fanny Meunier (Amsterdam: Benjamins, 2008), 407.

<sup>18</sup> Ronald W. Langacker, *Cognitive Grammar: A Basic Introduction* (Oxford: Oxford University Press, 2008), 20.

Bei genauerer Analyse kann man jedoch feststellen, dass der Satz aus Einheiten besteht, die in sich stärker strukturiert sind, als man vermuten würde. Das ergibt sich bereits durch einige rein statistische Beobachtungen:

- *To his left/right*: Von den 210 Sätzen im British National Corpus (BNC), die mit *to his* beginnen, folgt in 19 Fällen *left*, 24 mal *right*.<sup>19</sup>
- Von den 259 mit *at regular* eingeleiteten Phrasen des BNC ist das Substantiv in 237 Fällen *intervals* (dazu 1 mal *interval* und 2 mal *time-intervals*).
- Auf *was lit* folgt bei 60 von 113 der BNC-Verwendungen eine Phrase mit *by* (wenn man, wie hier, Einschübe von drei Wörtern zulässt).
- Die Wortfolge *now and then* findet sich 509 mal im BNC. In nur ganz wenigen (nach meiner Zählung 14) Beispielen verbindet das *and* dabei zwei Teilsätze wie in *Take two now and then make sure you rest* BNC HGT 3413, 16 Mal tritt *between now and then* auf. In allen anderen Fällen stellt *now and then* eine Einheit dar, die dem deutschen *hin und wieder* entspricht. 171 dieser Beispiele sind *every now and then* (und was um Himmels willen soll man als Linguist damit machen?).

Die einzelnen Zahlen sind hier relativ unerheblich. Was aber wichtig erscheint, ist, dass statistisch signifikante Beziehungen zwischen einzelnen Wörtern bestehen und dass die Analyse dieser Beziehungen dazu beiträgt zu erklären, wie Sprache funktioniert, und auf welche Weise Bedeutungen ausgedrückt werden. Es ist nicht abwegig anzunehmen, dass solche Beziehungen zwischen Wörtern im Gehirn gespeichert werden.

Das gilt selbst für das erste Beispiel, weil *on his right* eine ähnliche Bedeutung ausdrückt, allerdings aus einer anderen Perspektive: *To the right* beschreibt die Richtung aus Sicht des Referenzpunktes (*his* bzw. *he*), *on the right* aber aus der Perspektive eines Betrachters. Ob das aus einer generellen Beschreibung der Semantik von Präpositionalphrasen mit *to* und *on* in ihren lokalen Verwendungen in einer Weise abgeleitet werden kann, dass Sprecher Phrasen wie *to his right* auf der Basis allgemeiner Regularitäten der Grammatik bilden, muss zumindest fraglich erscheinen. In jedem Fall aber wird deutlich, dass die Grenze zwischen frequenzbasierten Assoziationen einzelner Wörter und Grammatik schwer zu ziehen sein dürfte.

---

<sup>19</sup> Davon sind zwei jeweils Belege *to his left wing* und *to his right wing* aus demselben Text.

Nehmen wir ein noch extremeres Beispiel und betrachten die folgenden Sätze:

- (3) a *It is a possibility that Trump will win.*  
b *It is a shame that Trump won.*  
c *It is a house that Trump won.*

Obwohl diese Sätze ähnlich ‚aussehen‘, repräsentieren sie unterschiedliche Muster, worauf bereits der Vergleich mit (4) hindeutet:

- (4) a *That Trump will win is a possibility.*  
b *That Trump won is a shame.*  
c *\*That Trump won is a house.*

Bei (3c) handelt es sich um eine *cleft construction*, die uns hier nicht weiter interessieren muss. In (3a) und (3b) kann das *it* als sogenanntes unpersönliches *it* mit kataphorischer Funktion analysiert werden, das heißt, es ‚verweist‘ auf die *that*-clause. Ihre Struktur könnte folgendermaßen dargestellt werden:

[P<sub>3</sub>] It V<sub>copula</sub> a noun *that*-Satz

Führt man nun eine Korpusanalyse für dieses syntaktische Muster durch, so zeigt sich, dass die Substantive, die in dem *noun-slot* vorkommen, in zwei semantische Gruppen fallen, nämlich:<sup>20</sup>

[S<sub>31</sub>] *fact, (reasonable) expectation, possibility, etc.*

[S<sub>32</sub>] *pity, shame, disgrace, tragedy, disappointment, (good) thing, etc.*

Die Substantive aus Gruppe S<sub>31</sub> drücken in diesem *pattern* die Wahrscheinlichkeit aus, mit der das in der *that*-clause ausgedrückte Geschehen nach Einschätzung des Sprechers eintritt, die in S<sub>4</sub> stellen eine Beurteilung des Geschehens durch den Sprecher dar.<sup>21</sup> Die Wahrheit dieses Geschehens wird dabei präsupponiert, das heißt, Satz (3b) ist nur sinnvoll, wenn Trump die Wahl tatsächlich gewonnen hat (was mit dem Äußern von (3b) auch

---

<sup>20</sup> Zu einer detaillierten Analyse der Verwendungen von Substantiven wie *fact, tragedy* etc. siehe Hans-Jörg Schmid, *English Abstract Nouns as Conceptual Shells: From Corpus to Cognition* (Berlin: de Gruyter, 2000).

<sup>21</sup> Bzw. durch das Subjekt eines einleitenden Satzes wie bei *She said it was a shame that Trump had won.*

behauptet wird).<sup>22</sup> Diese Faktivität ist in einer analogen Konstruktion mit *would* und *if* nicht vorhanden:

- (5) *It would be a shame if Trump won the next election.*

Wir können also feststellen: Bestimmte Substantive führen in einer Verwendung in *pattern* [P3] dazu, dass der Satz eine ‚faktive‘ Bedeutung hat, andere aber nicht. Dieselben Substantive können aber in sehr ähnlichen syntaktischen Strukturen verwendet werden, ohne dass dieser Effekt eintritt. Es kommt hier also zu einer sehr komplexen Interaktion zwischen den Bedeutungen von Wörtern und denen von syntaktischen Konstruktionen. Auch das kann als Argument gegen eine strikte Trennung von Syntax und Lexik gesehen werden.

Dieses Zusammenspiel von Wörtern und grammatischen Mustern lässt sich auch sehr schön am Beispiel der sogenannten *progressive*-Konstruktionen illustrieren. Der landläufige deutsche Terminus ‚Verlaufsform‘ macht bereits deutlich, dass diese Konstruktion das Andauern eines Vorgangs zum Ausdruck bringen soll wie in:

- (6) a [...] *I didn't even ask questions* [...] BNC G1A 1655  
b [...] *aren't they really asking a simpler, and vainer, question* [...] BNC G1A 1824

In dem Moment aber, in dem das Verb bereits einen andauernden Zustand bezeichnet, trägt die *progressive*-Konstruktion dazu bei, dass der Blickpunkt auf ein punktuelles Geschehen gerichtet wird und die Verbbedeutung in Richtung einer Handlung interpretiert wird.<sup>23</sup>

- (7) *Democrats in Congress feel Trump is being reckless when it comes to North Korea.* NOW Newsweek 17-11-05

---

<sup>22</sup> Zu Faktivität vgl. Paul Kiparsky und Carol Kiparsky, „Fact“, in: *Semantics: An Interdisciplinary Reader in Philosophy, Linguistics and Psychology*, eds. Danny D. Steinberg and Leon A. Jakobovits (London: Cambridge University Press, 1971), 345-369; Thomas Herbst, *Untersuchungen zur Valenz englischer Adjektive und ihrer Nominalisierungen* (Tübingen: Narr, 1983); und Wolfram Bublitz, *Englische Pragmatik*, 2. Auflage (Berlin: Schmidt, 2009).

<sup>23</sup> Die meines Erachtens beste Darstellung der Interaktion von Verbbedeutung und Konstruktionsbedeutung findet sich bei Geoffrey N. Leech, *Meaning and the English Verb* (London: Longman, 1971).

## 5 Konstruktionen

Die Sichtweise einer semantischen Interaktion von lexikalischen Einheiten und grammatischen Strukturen setzt natürlich voraus, dass man nicht nur Wörtern, sondern auch grammatischen Konstruktionen überhaupt eine Bedeutung zuschreibt. Das ist in der modernen Linguistik keineswegs selbstverständlich. Zwar spielt in älteren Modellen wie der traditionellen Grammatik oder auch der inhaltsbezogenen Grammatik die Bedeutung von grammatischen Konstruktionen durchaus eine Rolle, aber gerade in modernen Syntaxtheorien, insbesondere den verschiedenen Phasen der generativen Grammatik Chomskyscher Prägung, werden semantische Aspekte ebenso wie im amerikanischen Strukturalismus der 50er Jahre eher ausgeklammert.

In dem Modell, dessen Grundprinzipien ich hier kurz skizzieren möchte, der sogenannten Konstruktionsgrammatik, ist das anders. Konstruktionsistischen Ansätzen zufolge bestehen Sprachen aus Netzwerken von Konstruktionen, wobei der Terminus ‚Konstruktion‘ etwas gewöhnungsbedürftig ist. Er umfasst nämlich nicht nur grammatische Konstruktionen im herkömmlichen Sinn, sondern wird für Form-Bedeutungspaare jeglicher Art verwendet. In diesem Sinn sind auch Wörter und kleinere Wortbestandteile (wie die Morpheme des klassischen Strukturalismus) Konstruktionen. Satz (7) ist also eine Kombination verschiedenster Konstruktionen wie zum Beispiel:

Wörter wie <i>Democrat</i>	□/ˈdeməkræt/ ⇔ ‚Mitglied der demokratischen Partei in den USA‘□
Morpheme wie Plural- <i>s</i>	□/s/ ⇔ ‚more than one‘□
<i>progressive-cx (is being)</i>	□BE V-ing ⇔ ‚continuation of action‘□
<i>when it comes to-cx</i>	□when it comes to ⇔ ‚with respect to‘□
declarative-‚statement‘-cx	□SUBJ PRED ⇔ ‚declarative‘□
monotransitive construction with <i>feel</i>	□A <sub>1</sub> =SUBJ V A <sub>2</sub> =that-clause ⇔ ‚EXPERIENCER holds OPINION‘□
usw.	

Abbildung 1: Einige Beispiele für Konstruktionen.<sup>24</sup>

<sup>24</sup> Ich verwende die Symbole □ und □ zur Begrenzung der Konstruktion, ⇔ zur Darstellung der Wechselwirkung von Form und Bedeutung. Schrägstriche markieren Phoneme, spitze Klammern Grapheme; cx steht für Konstruktion. Die Großschreibung von BE steht für alle Formen des Verbs. SUBJ = Subjekt, PRED = Prädikat, A<sub>1,2</sub> = Argument des Verbs.

Auch wenn diese Konstruktionen sehr verschieden aussehen, so stellen sie doch alle konventionalisierte Kombinationen aus Form und Bedeutung dar. Das bedeutet nun allerdings nicht, dass der Begriff ‚Konstruktion‘ in konstruktionistischen Ansätzen vollkommen willkürlich verwendet werden würde. Satz (7) ist zum Beispiel keine Konstruktion. Goldberg zufolge ergibt sich der Status als Konstruktion nämlich aus zwei Kriterien, nämlich aus

1. *Nichtkompositionalität*, das heißt, eine Konstruktion darf nicht lediglich eine Kombination aus anderen Konstruktionen sein, *oder*
2. *Frequenz*, das heißt, im Sinne von (1) transparente Kombinationen werden dann als Konstruktionen aufgefasst, wenn sie so häufig vorkommen, dass (man annehmen kann, dass) sie von Sprechern als Einheiten im Gehirn gespeichert werden.<sup>25</sup>

Aufgrund dieser Kriterien sind ganz ‚normale‘ Sätze wie (8) eben keine Konstruktionen, wohl aber die *progressive-cx*, die sich nicht auf andere Konstruktionen zurückführen lässt, und *when it comes to*, das ausreichend frequent sein dürfte, um Kriterium (2) zu erfüllen (auch wenn wir im Augenblick zugegebenermaßen nicht sagen können, was denn ‚ausreichend‘ in diesem Zusammenhang genau bedeutet).

## 6 Warum das Denken in Konstruktionen einen Fortschritt bedeutet

### 6.1 Unterschiedliche Grade der Schematizität

Einer der ganz großen Vorzüge konstruktionistischer Modelle besteht darin, dass sprachliche Versatzstücke beziehungsweise Mehrworteinheiten, die, wie ich in Abschnitt 3 zu zeigen versucht habe, so zentral für die Sprachverwendung sind, nicht als ‚Sonderfälle‘ oder ‚Ausnahmen‘ betrachtet und in ein sprachliches Raritätenkabinett in Form der Phraseologie ausgegliedert werden, sondern dass idiomatischer Sprachverwendung in konstruktionistischen Ansätzen eine zentrale Rolle zukommt.<sup>26</sup> In der Tat haben Charles J. Fillmore, Paul Kay und Mary Catherine O’Connor 1988 gerade an Mehrworausdrücken wie *let alone* oder *the Xer the Yer* wichtige

---

<sup>25</sup> Siehe Adele E. Goldberg, *Constructions at Work* (Oxford: Oxford University Press, 2006).

<sup>26</sup> Vgl. William Croft and David A. Cruse, *Cognitive Linguistics* (Cambridge: Cambridge University Press, 2004).

Grundprinzipien der Konstruktionsgrammatik erarbeitet.<sup>27</sup> Eine dieser Einsichten besteht darin, dass viele Konstruktionen zum Teil feste und unveränderbare lexikalische Bestandteile haben, an anderen Stellen – oder *slots* in den Konstruktionen – aber mehrere oder sehr viele lexikalische Realisierungsmöglichkeiten besitzen.<sup>28</sup>

Die oben identifizierte *when-it-comes-to*-Konstruktion hat also feste Bestandteile: die vier Wörter in dieser Reihenfolge sowie einen offenen *slot*, der lexikalisch nicht spezifiziert ist, sondern durch generalisierte Kategorien wie Nominalphrase und *V-ing-clause* beschrieben werden kann.<sup>29</sup>

Funktion im Satz:	Adjunkt
Bedeutung:	engt Geltungsbereich einer Aussage ein
Form:	when it { comes } to { Nominalphrase } { came }                    { V-ing-clause }

Abbildung 2: Die *when-it-comes-to*-construction.

Ein ähnliches Bild ergibt sich für die *is/are-concerned*-Konstruktion, bei der nur *concerned* einen absolut fixen Bestandteil bildet:<sup>30</sup>

- (8) a *Thirdly, what is the thrust of the complaint as far as the books are concerned?* BNC G1A 1826  
 b *Swallow has a bit of a weakness where women are concerned.* BNC ANY 936  
 c *So far as the last amendment is concerned, I shall not take time now to discuss it at any length.* COCA 2002 ACAD

<sup>27</sup> Charles J. Fillmore, Paul Kay and Mary Catherine O'Connor, „Regularity and Idiomaticity in Grammatical Constructions: The Case of *let alone*“, *Language* 64 (1988): 501-538.

<sup>28</sup> *Slots* von Konstruktionen können vollkommen „schematisch“, also über Klassen, etwa Wortklassen, beschreibbar sein oder nur wenige Lexeme enthalten. Zu Schematizität und Schematisierung siehe Langacker, *Cognitive Grammar*, 17-20.

<sup>29</sup> Weiterhin gehört zur Beschreibung einer solchen Konstruktion, dass sie als Adjunkt in einem Satz fungieren kann.

<sup>30</sup> Diese Verwendungen von *concerned* sind insofern idiomatisch, als hier keine ‚Besorgnis‘ ausgedrückt wird; vgl. im Gegensatz dazu: *The OECD says it is concerned by the increase in inflation among members* BNC AAJ 195.

Funktion im Satz:	Adjunkt
Bedeutung:	engt Geltungsbereich einer Aussage ein
Form:	$\left\{ \begin{array}{l} \text{as far as} \\ \text{so far as} \\ \text{where} \\ \text{when} \\ \text{if} \end{array} \right\} \left\{ \begin{array}{l} \text{NP} \\ \text{V-ing-clause} \end{array} \right\} \text{BE}^{35} \text{ concerned}$

Abbildung 3: Die *is/are-concerned*-construction.

Auch an diesen beiden Konstruktionen lässt sich das komplexe Zusammenspiel zwischen Lexik und Grammatik erkennen. Beide wären als feststehende Ausdrücke nur unzureichend beschrieben, denn das Verb variiert kontextbedingt zwischen *present tense* und *past tense*:<sup>31</sup>

- (9) *But, as far as the players were concerned, there wasn't much cause for celebration.* COCA 2014 NEWS

Dennoch handelt es sich hier um Konstruktionen, die entscheidend durch einzelne Lexeme bestimmt und nur in einzelnen *slots* mehr oder weniger schematisch sind. Am anderen Ende des Spektrums stehen Konstruktionen, deren Formseite durch abstrahierte Kategorien beschrieben werden kann. Ein Beispiel hierfür sind die Argumentstrukturkonstruktionen, wie sie Goldberg in *Constructions* und *Constructions at Work* postuliert hat.

<sup>31</sup> Vereinzelt finden sich Formen im *present perfect* oder *past tense*. Interessanterweise kommen in beiden Konstruktionen keine Modalverben (mit der möglichen Ausnahme von *would*) vor. In der *is/are*-Konstruktion herrscht zudem Kongruenz zwischen dem Nominal-slot und dem Verb.

## 6.2 Argumentstrukturkonstruktionen

Goldbergs Beschreibung der ditransitiven Konstruktion sieht folgendermaßen aus:

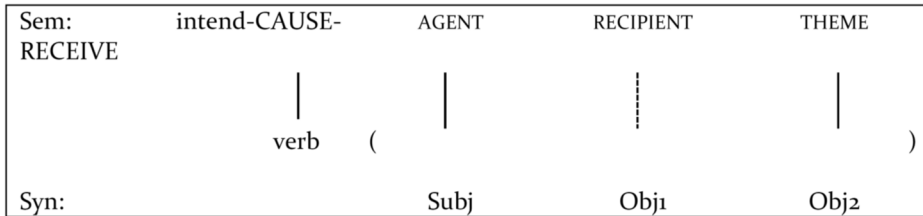


Abbildung 4: Die ditransitive Konstruktion nach Goldberg (leicht verändert).<sup>32</sup>

Das soll heißen: In einem Satz wie (10) drückt das Subjekt (*I*) die semantische Funktion eines *agent* (also dessen, der die Handlung veranlasst oder durchführt) aus, das erste Objekt (*you*) die eines *recipient* (also dessen, der etwas empfängt) und das zweite (*two sorts of answer*) die eines *theme* (das, mit dem etwas geschieht).<sup>33</sup>

(10) I'll give you two sorts of answer. BNC G1A 1698

Während die Beschreibung der Rollen der einzelnen Argumente durchaus denen der traditionellen Grammatik und anderer Modelle ähnelt, umfasst Goldbergs Darstellung aber auch die Beschreibung der Bedeutung an sich, nämlich dass die vom *agent* initiierte Handlung einen Transfer (oder einen beabsichtigten Transfer) ausdrückt. Somit erfasst die Beschreibung der ditransitiven Konstruktion beispielsweise auch die folgenden Verwendungen von Verben wie *offer*, *send* oder *read*:

- (11) a *No doubt they offered him two cups of coffee, extra sugar, a slug of cognac?*  
BNC G1A 862  
 b *He sent her a copy of Madame Bovary ...* BNC G1A  
 c *In that last summer before he died I read him the whole of Proust ...* BNC HWP  
2878

<sup>32</sup> Vgl. Adele E. Goldberg, *Constructions at Work*, 20.

<sup>33</sup> Die Terminologien dieser Darstellungen variieren stark in einzelnen Modellen. Zu einer Kritik von Details des Modells vgl. Thomas Herbst, „The Valency Approach to Argument Structure Constructions“, in: *Constructions – Collocations – Patterns*, eds. Herbst, Schmid and Faulhaber, 167-216.

Diese Verben kommen auch in einer Konstruktion mit nur einem Objekt und einer Präpositionalphrase mit *to* vor:

- (12) a *Houseboys and maids carrying trays offered food and drink to the guests*  
... COCA 2014 FIC  
 b *Indeed, Mme Colet was obliged to send all her love letters to Gustave ...* BNC CG1 1314  
 c *You've read it to him so many times, he's memorized it ...* COCA 2001 FIC  
 d *Charles had given it to her for a joke ...* BNC ANY 1552

Diese Verben würde Goldberg der sogenannten *caused-motion*-Konstruktion zuordnen, die folgendermaßen charakterisiert werden kann:

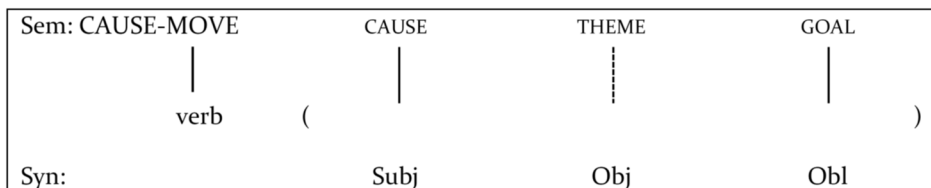


Abbildung 5: Die *caused-motion*-Konstruktion (in Anlehnung an Goldberg).<sup>34</sup>

Die unterschiedlichen semantischen Rollen für die Argumente in den beiden Konstruktionen sollen verdeutlichen, dass in Sätzen wie (11b) und (12b) zwar dieselben Vorgänge beschrieben werden, aber aus unterschiedlichen Perspektiven. Es findet *construal* statt, das heißt, die ‚Rolle‘ der an der beschriebenen Situation Beteiligten wird unterschiedlich interpretiert und entsprechend versprachlicht: Durch die ditransitive Konstruktion wird beispielsweise *him* in (12a) als *recipient* hingestellt, in der *caused-motion*-Konstruktion als *goal* im Sinne eines Zielortes oder einer Adresse. Für eine solche Analyse spricht, dass die Angaben von Adressen oder Einrichtungen eher in der *caused-motion*-Konstruktion wie in (13) erfolgen und Sätze wie (14) eher ungewöhnlich wären:

- (13) a *He sent the letter to the wrong address, but it got there anyway [...].* COCA 2015 NEWS  
 b *[...] he sent the letter to the Ethics Commission.* COCA 1990 NEWS  
 (14) a ?? *He sent the wrong address the letter [...].*  
 b ?? *He sent the Ethics Commission the letter [...].*

<sup>34</sup> Vgl. Adele E. Goldberg, *Constructions: A Construction Grammar Approach to Argument Structure* (Chicago: Chicago University Press, 1995), 160 und *Constructions at Work*, 41.

Unabhängig davon, ob man zwischen entsprechenden Sätzen in der ditransitiven und der *caused-motion*-Konstruktion im tatsächlichen Sprachgebrauch in jedem Fall einen Bedeutungsunterschied sieht oder nicht, erklärt die Idee des *construal* auf einleuchtende Weise, wie es zur Konventionalisierung des Gebrauchs bestimmter Verben in bestimmten Argumentstrukturkonstruktionen kommen kann.<sup>35</sup>

Es kann also durchaus erhellend sein, verschiedene Verwendungen von Verben auf bestimmte allgemeine Vorkommensmuster zu beziehen und diesen Bedeutung zuzusprechen. Insofern ist es zumindest denkbar, dass diese hochabstrakten Argumentstrukturkonstruktionen ebenfalls Bestandteil des mentalen *Konstruktions* sind (also des Netzwerks aus Konstruktionen, das unser sprachliches Wissen ausmacht). Dafür spricht auch die Tatsache, dass das Wissen um solche Konstruktionen eine Erklärung für einen bestimmten Aspekt sprachlicher Kreativität bietet: Sprecher einer Sprache scheinen keinerlei Schwierigkeiten damit zu haben, Sätze zu verstehen, in denen sich ein Teil der Bedeutung nur aus der Bedeutung der entsprechenden Argumentstrukturkonstruktion ergeben kann:

- (15) a *She sneezed the foam off the cappuccino.* Goldberg (2006)  
 b *She laughed herself into a fit of coughing.* BNC AEB 1122  
 c [...] *the cruelties of the means test for taxation shook him into protest.* BNC A4J 94  
 d [...] *rather than to concentrate on socializing them to professional or organizational ways of doing things.* BNC ALN 745  
 e *She'd like nothing better than to climb into bed and stay there for a week, sleeping her troubles away.* BNC JY5 3259  
 f *The Inspector followed him in, quietly turning off the kettle which had been busy boiling itself dry.* BNC H85 2890
- (16) a *Sarah Däbritz schießt DFB-Team ins Finale.* [www.mittelbayerische.de](http://www.mittelbayerische.de)  
 b [...] *er rackert sich nach oben, studiert Rechtswissenschaften in Harvard [...].* DWDS Tagesspiegel 12.11.2004  
 c *Schmeck dich fit. Schmeck dich prickelnd. Schmeck dich spritzig.* Em Eukal Packungsaufschriften 2016  
 d *Ich habe den ganzen Platz weggemalt.*<sup>36</sup>

---

<sup>35</sup> Zu *construal* siehe u.a. Goldberg, *Constructions at Work*; Langacker, *Cognitive Grammar*.

<sup>36</sup> Tochter (6 Jahre, 3 Monate) eines Kollegen.

### 6.3 Die Gefahr der Übergeneralisierung – und wie man ihr begegnen kann

Mit dieser Erklärung sprachlicher Kreativität ist die Konstruktionsgrammatik Goldbergscher Prägung traditionell beziehungsweise strukturalistisch orientierten Modellen wie der Valenztheorie eindeutig überlegen. Valenzwörterbücher wie *VALBU* für das Deutsche oder das *Valency Dictionary of English* beschreiben natürlicherweise den etablierten Sprachgebrauch, und nur den. Zudem erhebt die Valenztheorie keinerlei Anspruch, Fragen der Kognition zu adressieren, was aber auch für diverse linguistische Modelle wie etwa die ‚Pattern Grammar‘ oder deskriptive Grammatiken von Randolph Quirk und anderen gilt.<sup>37</sup>

Auf der anderen Seite resultiert das konstruktionistische Modell von Goldberg in Übergeneralisierungen, weil es in seinem grammatischen Apparat nicht beschreiben kann, dass zum Beispiel Verben wie *explain* oder *express*, die in der *caused-motion*-Konstruktion vorkommen, in der ditransitiven Konstruktion nicht etabliert sind:<sup>38</sup>

- (17) a *I don't think there'd be much point in trying to explain it to you now.* BNC  
ANY 2234  
b *President Clinton expressed the nation's condolences to the victims and their families.* COCA 1998 SPOK
- (18) a ?? *She explained him the situation.*  
b ?? *President Clinton expressed them the nation's condolences.*

Die Konsequenz daraus kann nur sein, beide Theorien zu einer Theorie zu verbinden, indem man die verbsspezifischen Fakten, die die Grundlage einer Valenzbeschreibung bilden, mit den generalisierten Eigenschaften der Argumentstrukturkonstruktionen, die sprachliche Produktivität und Kreativität erklärt, zusammenbringt. Dies kann zum Beispiel dadurch

---

<sup>37</sup> Susen Hunston and Gill Francis, *Pattern Grammar: A Corpus-Driven Approach to the Lexical Grammar of English* (Amsterdam: Benjamins, 1999). Randolph Quirk, Sidney Greenbaum, Geoffrey Leech and Jan Svartvik, *A Comprehensive Grammar of the English Language* (London: Longman, 1985).

<sup>38</sup> Adele E. Goldberg, *Constructions at Work*. Zu Übergeneralisierung siehe Hans C. Boas, *A Constructional Approach to Resultatives* (Stanford: CSLI Publications, 2003); Thomas Herbst, „Valency – Item-Specificity and Idiom Principle“, in: *Exploring the Lexis-Grammar Interface*, eds. Ute Römer and Rainer Schulze (Amsterdam: Benjamins, 2009), 49-68.

geschehen, dass man sowohl auf das einzelne Verb bezogene Valenzkonstruktionen als auch generelle Argumentstrukturkonstruktionen postuliert und gespeicherten Valenzkonstruktionen quasi Priorität einräumt. Ich habe deshalb vorgeschlagen, Goldbergs Modell durch ein Valenzrealisierungsprinzip (*Valency Realisation Principle*) zu ergänzen, durch das Übergeneralisierungen wie in (18) vermieden werden könnten.<sup>39</sup> Eine andere, möglicherweise elegantere und kognitiv plausiblere – allerdings nicht grundverschiedene – Darstellungsweise besteht darin, die abstrakten kategorialen *slots* der abstrakten Konstruktionen durch ein Collo-Profil zu ergänzen, das heißt, eine Repräsentation der Wörter zu ergänzen, die im etablierten Sprachgebrauch darin vorkommen. Die ditransitive Konstruktion kann dann folgendermaßen dargestellt werden:

Ditransitive construction: CAUSER makes BENEFICIARY receive AFFECTED		'transfer'	
A1 CAUSER =NP	verb	A2 BENEFICIARY =NP	A3 AFFECTED =NP
	<p><b>GIVE</b> TELL OFFER</p> <p>COST SHOW BRING SEND GET DO TAKE            BUY PAY TEACH ALLOW ASK HAND OWE MAKE            WISH LEND CAUSE GRANT SAVE FIND POUR EARN LEAVE            BUILD SELL SHOOT PASS AWARD LEAD AFFORD THROW            PROMISE FEED WRITE SPARE GUARANTEE LOSE GAIN SET            REFUSE BID SERVE DENY FINE DEAL DRAW FETCH FORGIVE BEAR            SECURE HIDE ACCORD ENVY COOK FLASH CHARGE RUN SLIP ORDER CUT ADVANCE            READ CAST DELIVER NET DROP PERMIT BEGRUDGE PROVIDE LOAN WIN ASSIGN TOSS            MEAN PREPARE QUOTE ALLOCATE PLAY LAND BOOK SING KNIT SLIDE FIX FAX            ASSURE ETC.</p>		

Abbildung 6: Darstellung der ditransitiven Konstruktion im Englischen mit den häufigsten im Verb-slot vorkommenden *items*.<sup>40</sup>

Nach diesem Verständnis wird die Konstruktion nicht vollkommen unabhängig von den Verben im mentalen Konstruktikon gespeichert, die in ihr vorkommen. Konstruktionsbedeutung und semantische Rollen stellen Generalisierungen über die Verwendungen der Konstruktion mit verschiedenen Verben dar, die Sprecher im Laufe ihres Lebens erfahren haben. Die *items*, die im etablierten Sprachgebrauch in einer Konstruktion vorkommen – ich verwende dafür das Akronym ITECX (*items in construction*) –

<sup>39</sup> Siehe Thomas Herbst, „The Status of Generalizations: Valency and Argument Structure Constructions“, in: *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 59.4 (2011): 347-367. Thomas Herbst, „Idiosyncrasies and Generalizations: Argument Structure, Semantic Roles and the Valency Realization Principle“, in: *Yearbook of the German Cognitive Linguistics Association, Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Kognitive Linguistik*, Vol. II., eds. Martin Hilpert and Susanne Flach (Berlin: de Gruyter, 2014), 253-289; Thomas Herbst, „The Valency Approach“ und Anatol Stefanowitsch, „Argument Structure: Item-Based or Distributed?“, *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 59.4 (2011): 369-386.

<sup>40</sup> Entwurf für [www.constructicon.de](http://www.constructicon.de).

können dann als Teil unseres Wissens über eine Konstruktion gesehen werden, eine Sichtweise, die etwa mit der Exemplar-Theorie von Joan Bybee kompatibel ist. Dass die mentale Repräsentation der Konstruktion auch durch die Frequenz der ITECXs in der persönlichen Spracherfahrung des jeweiligen Sprechers bestimmt wird, ist anzunehmen (und wird durch die unterschiedlichen Schriftgrößen in Abb. 6 symbolisiert).<sup>41</sup>

## 6.4 Collo-Profile

Korpusdaten, die, wie oben gezeigt, zur Erstellung von Collo-Profilen konstruktioneller *slots* führen, sind natürlich nie als 1:1-Abbildung eines mentalen Konstruktionens zu interpretieren.<sup>42</sup> Dennoch versetzen sie uns in die Lage, die Bedeutung einzelner Konstruktionen besser zu erfassen, als dies durch die bloße Beschreibung mittels generalisierter Kategorien möglich ist. Betrachten wir die folgenden Sätze:

- (19) a *It made me crazy* [...]. COCA 1992 NEWS  
b [...] *it drove me crazy*. COCA 2015 FIC
- (20) a *I went crazy* [...]. COCA 2010 MAG  
b *But I had turned crazy*. COCA 1991 FIC  
c *I became crazy*. COCA 1991 SPOK  
d *I was getting crazy*. COCA 2006 SPOK

All diese Sätze enthalten eine Adjektivphrase (*crazy*), die das Ergebnis einer Veränderung zum Ausdruck bringt, also durch eine semantische Rolle *result* beschrieben werden kann. Das Subjekt der Sätze (19ab) bezeichnet den Verursacher dieser Veränderung (*causer*). Einem frühen

---

<sup>41</sup> Vgl. dazu die Darstellung von *drive me crazy* durch Joan Bybee, „Usage-Based Theory and Exemplar Representations of Constructions“, in: *The Oxford Handbook of Construction Grammar*, eds. Thomas Hoffmann und Graeme Trousdale (Oxford: Oxford University Press, 2013), 61. Siehe auch die Konzepte *reliance* und *attraction* in Schmid, *English Abstract Nouns*, 54.

<sup>42</sup> Bahnbrechend in diesem Zusammenhang ist die von Stefanowitsch und Gries entwickelte Methode der *collostructional analysis*. Siehe dazu Anatol Stefanowitsch and Stefan Thomas Gries, „Collostructions: Investigating the Interaction of Words and Constructions“, *International Journal of Corpus Linguistics* 8.2 (2003): 209-243; Stefan Gries and Anatol Stefanowitsch, „Extending Collostructional Analysis: A Corpus-Based Perspective on „Alternations““, *International Journal of Corpus Linguistics* 9.1 (2004): 97-129; und Stefan Gries and Anatol Stefanowitsch, „Covarying Collexemes in the Intocausative“, in: *Language, Culture, and Mind*, eds. Michel Archard and Suzanne Kemmer (Stanford CA: CSLI, 2004), 225-236.

Modell Goldbergs zufolge sind die Sätze unter (19) Realisierungen einer *resultative*-Konstruktion, die unter (20) Realisierungen einer *intransitive-resultative*-Konstruktion.<sup>43</sup>

Betrachtet man jedoch die Collo-Profile des *slots*, der durch eine Adjektivphrase wie *crazy* gefüllt werden kann, so zeigt sich, dass diese hochabstrakten Konstruktionen den tatsächlichen Sprachgebrauch nur unzureichend beschreiben. Eine Analyse des BNC mit Suchanfragen wie  $\{*/N\}|\{*/PRON\}) \{become/V\} \_AJo$  erfasst sicher nur einen Teil der *intransitive resultative constructions*, zeigt aber deutliche lexikalische Unterschiede zwischen den vier Verben.<sup>44</sup>

Das schwarze Kästchen enthält eine generalisierte Beschreibung der Konstruktion. Die übrige Darstellung ist in zwei Dimensionen zu lesen: Die Breite des dunkelgrauen Kastens auf der linken Seite soll die Frequenz der jeweiligen Konstruktion (im Verhältnis zu den drei anderen hier untersuchten) versinnbildlichen; das hellgraue Feld unter dem Adjektiv-*slot* zeigt die Wörter (Itecxes) an, die das oberste Drittel der jeweiligen lexikalischen Repräsentation ausmachen. Man sieht also, dass in der *resultative construction* mit *go* das Adjektiv *wrong* in den untersuchten Daten 32% ausmacht, gefolgt von *mad* mit 5%; die Konstruktion mit *go* insgesamt aber seltener auftritt als mit die mit *become* oder *get*.<sup>45</sup>

---

<sup>43</sup> Vgl. Adele E. Goldberg, *Constructions*, 191, wo die Relation zwischen den beiden Konstruktionen als „subpart inheritance link“ beschrieben ist. Die *resultative construction* wird dabei als metaphorische Ausweitung der *caused-motion-construction* verstanden (Goldberg, *Constructions*, 180). Vgl. auch Adele E. Goldberg and Ray Jackendoff, „The English Resultative as a Family of Constructions“, *Language* 80.3 (2004): 532-568. Vgl. auch Martin Hilpert, *Construction Grammar and its Application to English* (Edinburgh: Edinburgh University Press, 2014).

<sup>44</sup> Somit werden nicht alle Vorkommen der Konstruktion im BNC erfasst. Es wurde versucht, Fälle wie *prime* (aus *Prime Minister*) weitgehend zu entfernen. Auf dieser Basis wurden ca. 7400 Vorkommen der *intransitive resultative construction* mit *become*, ca. 3100 mit *get*, ca. 2200 mit *go* und ca. 450 mit *turn* identifiziert. Zur Darstellung A1 und A2: Argumente des Verbs; BECOME etc. alle Formen des Verbs, NP: Nominalphrase, AdjP: Adjektivphrase.

<sup>45</sup> Die Daten für die 20 häufigsten Itecxes sind in Anhang 1 zusammengestellt.

Intransitive resultative cx: state of THEME changes into RESULT

**A1<sub>THEME</sub>=NP V=BECOME A2<sub>RESULT</sub>=AdjP**

**aware clear**  
**available apparent**  
involved possible obvious evident pregnant necessary ill  
important difficult independent interested **etc.**

Intransitive resultative cx: state of THEME changes into RESULT

**A1<sub>THEME</sub>=NP V=GET A2<sub>RESULT</sub>=AdjP**

**used stuck lost**  
involved bored tired ready  
drunk pregnant **etc.**

Intransitive resultative cx: state of THEME changes into RESULT

**A1<sub>THEME</sub>=NP V=GO A2<sub>RESULT</sub>=AdjP**

**wild  
no** mad **etc.**



Abbildung 7: Darstellung der *intransitive resultative construction* mit den Verben *become*, *get*, *go* und *turn* und einer Adjektivphrase als Realisierung von *result*.

Für die *transitive resultative construction* mit dem Verb *drive* ergeben sich folgende Werte:<sup>46</sup>

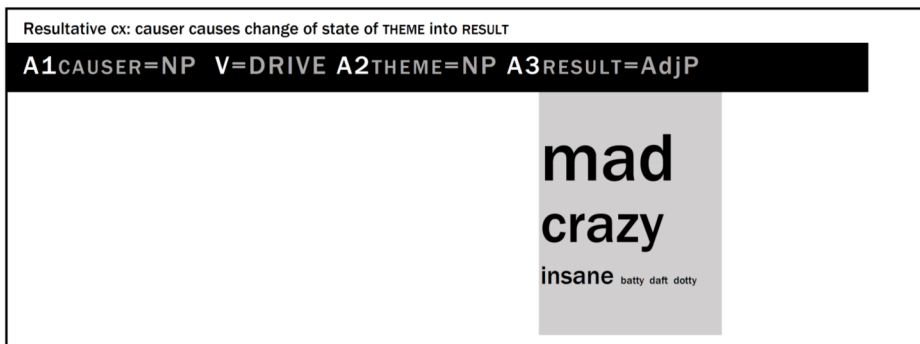


Abbildung 8: Darstellung der *resultative construction* mit *drive* und einer Adjektivphrase als Realisierung von *result* (Suchanfrage {drive/V} (him|her|me|you|us|it|them|\*self| \*selves) \_AJo) im BNC.<sup>47</sup>

Wir sehen hier Unterschiede, die sich – zum Teil – vielleicht auch auf unterschiedliche ‚Bedeutungen‘ der verschiedenen Verben zurückführen ließen, wobei sich das, was wir Bedeutung nennen, natürlich aus dem

<sup>46</sup> Analyse von BNC-Daten mit Suchbefehlen wie {drive/V} (him|her|me|you|us|it|them|\*self|\*selves) \_AJo.

<sup>47</sup> Insgesamt 65 Belege bei dieser Suche, die nur die pronominalen Objekte erfasst: *mad* (21), *crazy* (17), *insane* (9), je 3 für *batty*, *daft*, *dotty*, je 2 für *demented*, *spare* und je 1 Beleg für *barmy*, *blind*, *crackers*, *nuts* und *quackers*.

Gebrauch ergibt.<sup>48</sup> So zeigt sich eine deutliche Affinität zwischen den Konstruktionen mit *drive* und mit *go*, denn die drei Wörter mit den höchsten IT $\in$ CX<sub>1</sub>-Werten im Falle von *drive*, nämlich *mad*, *crazy* und *insane*, rangieren auch relativ weit oben auf der Skala der Itexces der intransitiven Resultativkonstruktion mit *go* (*mad* Rang 2, IT $\in$ CX<sub>1</sub> 4.99%; *crazy* Rang 6, IT $\in$ CX<sub>1</sub> 1.96% und *insane* mit einem IT $\in$ CX<sub>1</sub>-Wert von 0.09%).<sup>49</sup> Sehr deutlich zeigt sich auch, dass *drive* in der *resultative*-Konstruktion nicht mit Adjektiven vorkommt, die eine positive Wertung ausdrücken, obwohl nicht-metaphorische Verwendungen von *drive* wie in (21abc) keinerlei Wertung zum Ausdruck bringen:

- (21) a *Her landlord even drove her to Oxford [...].* COCA 2003 ACAD  
 b *Robyn drives her red Renault zigzag across the south-west suburbs of Rummidge [...].* BNC ANY 764  
 c *[...] the women drove the cattle from the fields to the courtyard [...].* BNC AP8  
 d <sup>700</sup> *While Luke was driving his teachers to desperation, he was also driving his female classmates wild.* BNC CEK 6668

## 6.4 Zusammenfassung des Modells

Zum augenblicklichen Zeitpunkt sieht es so aus, als ließe sich Sprache auf der Basis von Konstruktionen sehr gut modellieren: Konstruktionen sind dabei alle Form-Bedeutungspaare einer Sprache, die entweder nicht aus anderen Konstruktionen zusammengesetzt sind oder die mit einer gewissen Frequenz auftreten. Konstruktionen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Größe und des Grades ihrer Schematizität. Hier wird die Auffassung vertreten, dass die *slots* von Konstruktionen sowohl durch Generalisierungen bezüglich der in ihnen auftretenden Phrasen oder deren semantischen Rollen als auch durch eine frequenzbasierte Speicherung der

<sup>48</sup> Vgl. dazu Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1984 [1953]), 262: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“.

<sup>49</sup> Der IT $\in$ CX<sub>1</sub>-Wert gibt den Prozentsatz des jeweiligen Adjektivs in der Konstruktion an. Mit den drei anderen Verben aus Abb. 7 ergeben sich folgende IT $\in$ CX<sub>1</sub>-Werte: *mad* (0.03% in der Konstruktion mit *become*, 0.7% bei *get*; *crazy* 0.01% und *insane* 0.04% bei *become*). Es muss betont werden, dass auch diese Zahlen nicht verabsolutiert werden dürfen: *mad* kommt in dieser Konstruktion 47 mal mit *get* und 381 mal mit *go* vor. Im COCA-Korpus sind außer *turn insane* sind alle Verbindungen belegt, wobei sich Unterschiede zwischen britischem und amerikanischem Englisch (oder, vorsichtig ausgedrückt, den beiden Korpora) zeigen: In Verbindung mit *crazy/mad/insane* ist das Verhältnis von *go* zu *get* im BNC etwa 10:1, in COCA aber 3:2.

entsprechenden Wörter beschrieben werden können. Diese Auffassung äußert auch Holger Diessel, wenn er schreibt:

[...] there is evidence that the lexical biases of verb-argument constructions are also represented in memory.<sup>50</sup>

Damit bleiben noch zwei Fragen offen: Welche Rolle spielen Konstruktionen beim Erlernen von Sprache? Und wie muss man sich die Relationen zwischen verschiedenen Konstruktionen vorstellen?

## 7 Sprachlernen

### 7.1 Sind Prinzipien der Grammatik angeboren?

Es stellt sich also die Frage, wie Sprecher zu den Konstruktionen kommen beziehungsweise wie sich ein mentales Konstruktikon im menschlichen Gehirn herausbilden und entwickeln kann. Dies ist eine der wesentlichsten Fragen der Linguistik — und auch die, durch die sich konstruktivistische und gebrauchsbasierte Ansätze von den Theorien Noam Chomskys grundlegend unterscheiden, die die Sprach- und Spracherwerbsforschung seit den sechziger Jahren dominiert haben.

Sehr verkürzt – und ohne den Anschein erwecken zu wollen, dem Werk Chomskys und der Entwicklung des Modells auch nur ansatzweise gerecht zu werden – kann man vielleicht sagen, dass der Kerngedanke von Chomskys Theorie des Spracherwerbs darin besteht, dass der Mensch genetisch mit einer Universalgrammatik ausgestattet auf die Welt kommt. Zwar beinhaltet Spracherwerb auch nach Chomskys Auffassung Lernen, und zwar das Lernen von Wörtern und ihren Bedeutungen, von Idiomen, Phraseologismen und anderen Unregelmäßigkeiten. Aber all dies fällt unter die ‚Peripherie‘, während die ‚eigentliche‘ Grammatik, die ‚Kern‘-Grammatik einer Sprache ein striktes Regelsystem darstellt, das auf der angeborenen Universalgrammatik aufbaut.<sup>51</sup> Spracherwerb ist dann eine

---

<sup>50</sup> Vgl. Holger Diessel, „Frequency and Lexical Specificity in Grammar: A Critical Review“, in: *Experience Counts: Frequency Effects in Language*, eds. Heike Behrens und Stefan Pfänder (Berlin: de Gruyter, 2016), 213.

<sup>51</sup> Vgl. z.B. Noam Chomsky, *Knowledge of Language* (New York: Praeger, 1986). Siehe auch Chomsky, *The Minimalist Program* (Cambridge, MIT, 1995), 20: „[...] the periphery consists of marked exceptions (irregular verbs, etc.). Note that the periphery will also exhibit properties of UG (e.g., ablaut phenomena), though less transparently. A reasonable approach would be to focus attention on the core system, putting aside

Art Entdeckungsprozess, bei dem das Kind aufgrund von sprachlichem Input sozusagen nur herausfinden muss, welche in der Universalgrammatik angelegten Strukturen und Prinzipien für die eigene Muttersprache relevant sind. Eine der Hauptbegründungen für diese zugegebenermaßen außerordentlich elegante Theorie bildet das sogenannte ‚poverty of the stimulus‘-Argument, dem zufolge der sprachliche Input, den Kinder bekommen, nicht ausreicht, um ein derart komplexes Regelgebilde zu erlernen, wie es die menschliche Sprache nach Auffassung generativer Grammatiker ist.

Dem stehen die neueren, das heißt, die sogenannten gebrauchsorientierten und konstruktivistischen Ansätze diametral entgegen. Man muss hier in der Tat von Ansätzen sprechen, weil die Forscher dieser Richtung noch kein vollkommen stringentes, einheitliches Modell entwickelt haben, wie dies in der generativen Grammatik zumindest phasenweise der Fall war. Dennoch ergeben sich zwischen der ‚Kognitiven Grammatik‘ von Ronald Langacker,<sup>52</sup> den verschiedenen Ausprägungen der ‚Konstruktionsgrammatik‘ (der stark von Charles Fillmore geprägten Berkeley Construction Grammar, dem Modell Adele Goldbergs, der ‚Sign-Based Construction Grammar‘ oder der ‚Radical Construction Grammar‘),<sup>53</sup> der ‚Exemplartheorie‘, wie sie zum Beispiel von Joan Bybee entwickelt wurde,<sup>54</sup> und den Forschungen zum Spracherwerb von Michael Tomasello, Elena Lieven, Ewa Dąbrowska, Heike Behrens oder Nick Ellis,<sup>55</sup> so viele Gemeinsamkeiten,

---

phenomena that result from historical accident, dialect mixture, personal idiosyncrasies, and the like“.

<sup>52</sup> Ronald W. Langacker, *Foundations of Cognitive Grammar, Vol. I: Theoretical Prerequisites* (Stanford: Stanford University Press, 1987); Langacker, *Cognitive Grammar*; Langacker, „Constructions in Cognitive Grammar“, in: Ronald W. Langacker, *Investigations in Cognitive Grammar* (Berlin: Mouton de Gruyter, 2009), 1-39.

<sup>53</sup> Vgl. dazu Anatol Stefanowitsch und Kerstin Fischer, „Konstruktionsgrammatik: Ein Überblick“, in: *Konstruktionsgrammatik: Von der Anwendung zur Theorie*, hg. Kerstin Fischer und Anatol Stefanowitsch (Tübingen: Stauffenburg, 2006), 3-17; sowie die Beiträge in Thomas Hoffmann and Graeme Trousdale, eds., *The Oxford Handbook of Construction Grammar* (Oxford: Oxford University Press, 2013).

<sup>54</sup> Bybee, *Language*. Siehe auch Diessel, „Frequency“, 222-226.

<sup>55</sup> Siehe dazu u.a. Heike Behrens, „Konstruktionen im Spracherwerb“, *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37 (2009): 427-444; Elena Lieven „Developing Constructions“, *Cognitive Linguistics* 20.1. (2009): 191-199; Elena Lieven, „First Language Learning from a Usage-Based Approach“, in: *Constructions – Collocations – Patterns*, eds. Herbst, Schmid and Faulhaber, 1-24. Ewa Dąbrowska, „Recycling Utterances: A Speaker’s Guide to Sentence Processing“, *Cognitive Linguistics* 25.4 (2014): 617-653. Nick Ellis, „Constructions, Chunking & Connectionism: The Emergence of Second Language Structure“, in: *The Handbook of Second Language Acquisition*, eds. Catherine J. Doughty and

dass man sie gleichsam als eine Familie sehr eng verwandter Ansätze beschreiben kann, die heute eine fundamentale Gegenbewegung zu den Chomskyschen Positionen darstellt. Wenn Chomsky in einem Interview des Schweizer Fernsehens aus dem Jahr 2012 auf die Frage, wie er zu seiner These, dass die Strukturen der Sprache angeboren seien, stehe, antwortet, heute sei „dieses Konzept mehr oder minder anerkannt, zumindest, wenn man seriöse Forschungsdaten konsultiert“,<sup>56</sup> so ist dies ein Zeichen entweder großer Unkenntnis oder eines leicht idiosynkratischen Seriositätsbegriffs.<sup>57</sup>

Die gebrauchtorientierte Spracherwerbsforschung hat nämlich sehr detaillierte und vielfältige experimentelle Evidenz hervorgebracht, die in die genau entgegengesetzte Richtung weist:<sup>58</sup> Der vielleicht wichtigste Befund ist dabei, dass sich zeigen lässt, dass Konstruktionen gelernt werden können – und zwar bemerkenswerterweise auch solche, die den Strukturprinzipien der betreffenden Sprache widersprechen.<sup>59</sup> Außerdem ist in verschiedenen Langzeitstudien der sprachlichen Entwicklung einzelner Kinder der Nachweis erbracht worden, dass Imitation und geringe Abweichungen von offensichtlich ganzheitlich gelernten Mustern einen wesentlichen Bestandteil des Sprachlernens bilden. Dafür spricht auch die Tatsache, dass die an Kinder gerichtete Sprache von Eltern und anderen

---

Michael H. Long (Oxford: Blackwell, 2003), 63-103. Siehe auch Michael Tomasello, *Constructing a Language* (Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2003).

<sup>56</sup> „Noam Chomsky: Wissenschaftler und Rebell. Interview von Barbara Bleisch“. *Sternstunde Philosophie*, 28.10.2012. Schweizer Fernsehen. (online). (29. Minute, deutscher Übersetzungstext).

<sup>57</sup> Natürlich wird diese Darstellung den Positionen Chomskys nicht gerecht. Vgl. dazu z.B. Stefan Müller, *Grammatiktheorie* (Tübingen: Stauffenburg, 2010), 59-113; sowie Noam Chomsky, *The Generative Enterprise Revisited* (Berlin: de Gruyter, 2004). Zu Kritik an Chomskys Theorie aus linguistischer Sicht vgl. Peter Matthews, *Grammatical Theory in the United States from Bloomfield to Chomsky* (Cambridge: Cambridge University Press, 1993), aus psycholinguistischer Sicht Danny D. Steinberg, *Psycholinguistics: Language, Mind and Word* (London: Longman, 1982), aus gebrauchtorientierter Perspektive Ewa Dąbrowska, „What Exactly is Universal Grammar, and Has Anyone Seen It?“, *Frontiers in Psychology* (2015) vol. 6, art. 852. Zu einem sehr detaillierten Vergleich der beiden Forschungsrichtungen siehe Ben Ambridge and Elena Lieven, *Child Language Acquisition: Contrasting Theoretical Approaches* (Cambridge: Cambridge University Press, 2011).

<sup>58</sup> Vgl. die Überblicksartikel von Behrens, „Konstruktionen“, Ellis, „Constructions“ sowie Tomasello, *Constructing*.

<sup>59</sup> Siehe z.B. Adele E. Goldberg, *Constructions*, 69-92; Adele E. Goldberg, *Explain Me This* (Princeton: Princeton University Press [erscheint demnächst]); sowie Devin Casenhiser and Adele E. Goldberg, „Fast Mapping between a Phrasal Form and Meaning“, *Developmental Science* 8.6 (2005): 500-508.

Betreuungspersonen sehr spezielle Merkmale aufweist, indem sie über einen geringeren Grad an Variation und Komplexität verfügt, was die Konzentration auf bestimmte Muster erleichtert.<sup>60</sup>

## 7.2 Konstruktionen sind auch im Spracherwerb oft an *items* gebunden

Nach der gebrauchorientierten, konstruktionistischen Auffassung werden Konstruktionen gelernt. Dieses Lernen erfolgt nach allgemeinen kognitiven Mechanismen, die auch für andere Formen des Lernens genutzt werden und nicht auf Basis einer genetischen Disposition des Menschen in Form einer Universalgrammatik wie im Modell Chomskys. Entsprechend beschreibt Lieven den gebrauchorientierten Ansatz folgendermaßen:

[...] children are not mapping the forms onto pre-existing abstract categories. Rather they are learning phonologically specific strings (of varying length from morphemes up to multi-word strings) upon which more complex language is built. To do this, they use pattern extraction mapped to communicative intent, with generalisation to more schematic representations. The frequency of these strings in what they hear is centrally involved in learning but is not a straightforward mapping: salience, neighbourhood relations, type and token frequencies are all involved as, most importantly, is what the child wants to say.<sup>61</sup>

Durch Analyse des *inputs* in kleinere Einheiten (Konstituenten wie Morpheme oder Wörter) und Abstraktionen entwickelt sich das sprachliche Wissen von Kindern ständig.<sup>62</sup> Dabei kommt interessanterweise einzelnen Wörtern für das Erlernen abstrakterer Muster wie Argumentstrukturkonstruktionen große Bedeutung zu – so verwenden Kinder für eine bestimmte Zeit manche Konstruktionen nur mit einem einzigen Verb, bevor sie ein *pattern* verallgemeinern.<sup>63</sup> Andere solche Muster umfassen zum Beispiel Fragen wie *Where's X gone* oder *It's X-ing* und *You're X-ing*. Die sprachlichen Äußerungen kleiner Kinder sind zu einem hohen Ausmaß stark

---

<sup>60</sup> Vgl. z.B. Tomasello, *Constructing*, 108-112; Lieven „First Language Learning“.

<sup>61</sup> Lieven, „First Language Learning“, 25. Zur Rolle der Kategorisierung und Abstraktion im frühen Spracherwerb siehe auch Tomasello, *Constructing*, 41-42.

<sup>62</sup> Tomasello, *Constructing*.

<sup>63</sup> Lieven, „First Language Learning“; Brian MacWhinney, „Item-Based Patterns in Early Syntactic Development“, in: *Constructions – Collocations – Patterns*, eds. Herbst, Schmid and Faulhaber, 33-69; und Tomasello, *Constructing*; auch Goldberg, *Constructions at Work*.

formelhaft und ähneln damit, wie Dąbrowska feststellt, im Prinzip durchaus dem Sprachgebrauch von Erwachsenen, der ja ebenfalls stark von Versatzstücken Gebrauch macht.<sup>64</sup>

Die bereits im Abschnitt über Korpuslinguistik thematisierte Frage nach der Trennung von Lexik und Syntax ist, wie man an diesen Beispielen sehen kann, auch im Bereich des Spracherwerbs relevant. Tomasello macht das ebenfalls sehr deutlich:

When people repeatedly use the same particular and concrete linguistic symbols to make utterances to one another in „similar“ situations, what may emerge over time is a pattern of language use, schematized in the minds of users as one or another kind of linguistic category or construction. As opposed to linguistic rules conceived of as algebraic procedures for combining symbols that do not themselves contribute to meaning, linguistic categories and constructions are themselves meaningful linguistic symbols – since they are nothing other than the patterns in which meaningful linguistic symbols are used to communicate.<sup>65</sup>

### 7.3 Konstruktionen sind emergent

Nach Auffassung gebrauchsorientierter Spracherwerbsforscher und konstruktionistischer Linguisten ist sprachliches Wissen also emergent. Wenn man insbesondere exemplarbasierten Ansätzen folgt, dann verhält es sich so, dass beim Erlernen der Muttersprache sprachlicher *input* Spuren im Gedächtnis hinterlässt. So kann man sich vorstellen, dass ein Kind das Verb *meet* in den verschiedensten Konstruktionen und Kontexten hört und sich daraus eine mentale Repräsentation ergibt, die sowohl die formale als auch die semantische Seite umfasst. Hier einige Beispiele aus dem ‚Thomas-Korpus‘:<sup>66</sup>

- (22) a [...] *and then Daddy will come to meet us in Stockport with the car.* t2\_02\_05 m  
 b [...] *it was nice to meet Kathy wasn't it?* t2\_04\_07 m  
 c [...] *where the fence doesn't quite meet the brick wall.* t2\_04\_20 m  
 d [...] *and then one of his lorries could meet the train at the station.* t2\_05\_19 m

<sup>64</sup> Ewa Dąbrowska, „Recycling“. Vgl. auch Diessel, „Frequency“, 232.

<sup>65</sup> Tomasello, *Constructing*, 99.

<sup>66</sup> 127 Vorkommen von *meet* (63 *meet*, 48 *met*, 11 *meeting* + 1 *meeting/noun, meets* 5), 1118 von *drive* (*driving* 476, *drive* 519, *drove* 64, *drives* 59). Das ‚Thomas Corpus‘ ist ein kindersprachliches Korpus (3,943,302 Wörter). Siehe Brian MacWhinney, *The CHILDES Project: Tools for Analyzing Talk* (Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, 2000). Die Codierung gibt das Alter des Kindes an; ein folgendes m markiert Äußerungen der Mutter, t solche von Thomas.

- e [...] *there's a little bit of a hill there where the kitchen floor meets the dining room floor.*<sub>t2\_09\_15m</sub>
- f [...] *do you remember meeting Christina?*<sub>t3\_00\_15 m</sub>
- g [...] *on her way through the wood little red riding hood met a wolf who asked her where she was going.*<sub>t2\_11\_14 m</sub>
- (23) a [...] *are you driving the car?*<sub>t2\_00\_19 m</sub>
- b [...] *and he's driving backwards.*<sub>t2\_01\_08 m</sub>
- c [...] *they all drive very fast.*<sub>t2\_00\_23 m</sub>
- d [...] *she's driving to work.*<sub>t2\_01\_09 m</sub>
- e [...] *you're driving me absolutely up the wall.*<sub>t2\_01\_11 m</sub>
- f [...] *and Ben and Charlotte and Linda drove past in a car, didn't they?*<sub>t3\_00\_10 m</sub>
- g [...] *you said you could drive the big trains, didn't you?*<sub>t2\_03\_27 m</sub>
- h [...] *and they drove her to hospital, didn't they?*<sub>t2\_04\_08 m</sub>
- i [...] *because it was nearly driving me mad.*<sub>t4\_11\_00 m</sub>

Wenn alle diese Spracherfahrungen Spuren hinterlassen, dann kann das Kind sich daraus Wissen um die Verwendungsmöglichkeiten von *meet* und *drive* ableiten, wie in Abb. 8 angedeutet (Die Striche stehen für die jeweiligen Verwendungen der Verben, der graue Bereich für das emergente Wissen über die Verbformen und die Verbbedeutung; die unterschiedliche Streuung soll darauf hinweisen, dass die Verwendungen von *meet* mehr Ähnlichkeiten untereinander aufweisen als die von *drive*).

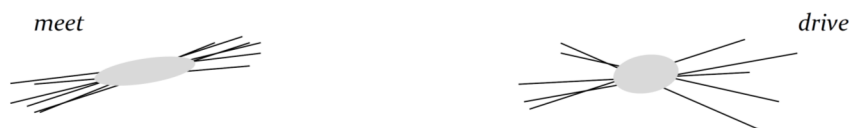


Abbildung 9: Darstellung der Herausbildung von Wissen über Verben aus verschiedenen Verwendungserfahrungen.

Gleichzeitig erlebt das Kind aber auch die Verwendung derselben Konstruktionen wie in (23h) mit anderen Verben wie *put*, *take*, *throw*:

- (24) a [...] *now Mummy's put milk on the Rice Krispies so in a moment you can listen to them snap.*<sub>t2\_00\_25 m</sub>
- b [...] *so I think I'll take them to the kitchen and throw them away.*<sub>t2\_01\_18 m</sub>
- c [...] *send that to Grandad.*<sub>t2\_10\_24 t</sub>

Solche *usage events* führen dann zu einer Emergenz der entsprechenden Argumentstrukturkonstruktionen oder anderer schematischer Konstruktionen. (Die Linien in Abb. 10 stehen für Spracherfahrungen derselben Argumentstrukturkonstruktion mit unterschiedlichen Verben; die Dicke der Linien symbolisiert die unterschiedliche Frequenz der Konstruktion mit bestimmten Verben).



Abbildung 10: Herausbildung von Wissen über Argumentstrukturkonstruktionen (oder anderer schematischer Konstruktionen).

Die erneute Erfahrung ähnlicher Verwendungen derselben Konstruktion führt konstruktionistischen Vorstellungen zufolge dann zu einer Verstärkung der mentalen Repräsentation der Konstruktion (oder der Iteces in einer Konstruktion), dem sogenannten *entrenchment*.<sup>67</sup>

Wenn man Spracherwerb so sieht, dann besteht kein grundlegender Unterschied zwischen dem Erwerb grammatischer Strukturen und dem Erwerb von Wortschatz, und die mehr oder weniger ganzheitlichen Mehrworteinheiten stellen auch keine exotische Ausnahme in einem ansonsten geordneten Sprachsystem dar. Dass genau darin einer der großen Vorteile konstruktionistischer Ansätze besteht, stellt auch Tomasello gleich zu Beginn von *Constructing a Language* fest:

The implications of this new view of language for theories of language acquisition are truly revolutionary. If there is no clean break between the more rule-based and the more idiosyncratic items and structures of a language, then all constructions may be acquired with the same basic set of acquisitional processes [...].<sup>68</sup>

---

<sup>67</sup> Siehe Langacker, *Cognitive Grammar*; Tomasello, *Constructing*, 178-182; Goldberg, *Constructions at Work*. Vgl. auch Schmid, „Lexico-Grammatical Patterns, Pragmatic Associations and Discourse Frequency“, in: *Constructions – Collocations – Patterns*, eds. Herbst, Schmid and Faulhaber, 239-293.

<sup>68</sup> Tomasello, *Constructing*, 6.

## 8 Das Netzwerk

Konstruktionistische Ansätze postulieren ein Modell von Sprache, in dem Sprache als ein Netzwerk von Konstruktionen gesehen wird. Es ist relativ offensichtlich, dass zwischen einzelnen Konstruktionen – wie etwa der transitiven und der intransitiven *resultative construction* – Beziehungen bestehen müssen, und zwar wegen

- der Ähnlichkeit der Bedeutungen der beiden Konstruktionen (,Veränderung eines Zustands‘)
- der Gemeinsamkeit von semantischen Rollen der Argumente (in diesem Fall *causer* und *result*)
- der Gemeinsamkeit von (semantischen Rollen der) Partizipanten des Verbs (wie im Falle der ditransitiven und der *to-recipient*-Konstruktion)
- der Überlappung der Itecx-Mengen verschiedener Konstruktionen.

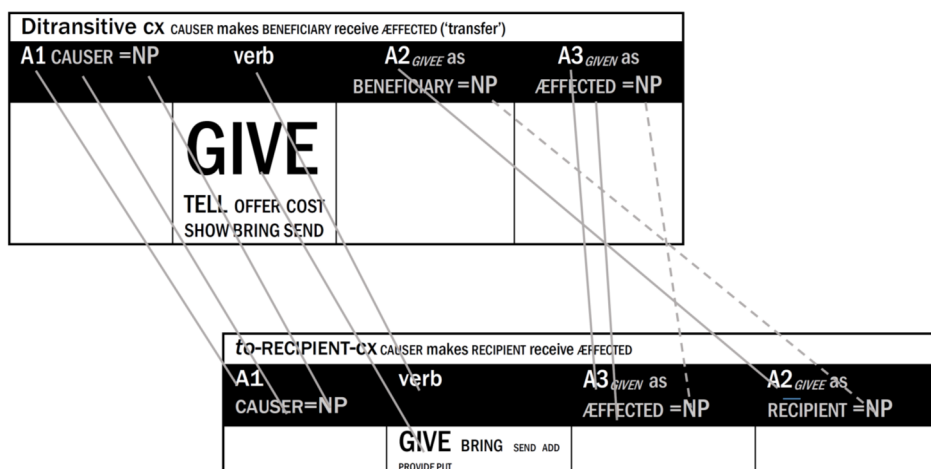


Abbildung 11: Vernetzung verschiedener Argumentstrukturkonstruktionen.<sup>69</sup>

Wenn das Wissen, das Sprecher von einem Wort (also eines bestimmten Typs von Konstruktion) haben, in mehr oder weniger konkreter oder

<sup>69</sup> Diese Graphik beruht auf einer sehr groben Schätzung der Vorkommen im BNC, die mit Hilfe von treebank.info erzeugt wurde; die Größenverhältnisse korrelieren nicht unbedingt mit den genauen Belegzahlen, sondern dienen lediglich Illustrationszwecken in Bezug darauf, auf welchen Ebenen Vernetzungen denkbar sind.

abstrahierter Form Wissen über die syntaktischen Konstruktionen, in denen es der Sprecher erfahren hat, umfasst, dann bestehen über dieses Wort auch Verbindungen zwischen all diesen Konstruktionen. Wichtiger ist aber die Vernetzung auf der semantischen Ebene: Nur weil Sprecher wissen, dass eine bestimmte Bedeutung in unterschiedlichen syntaktischen Konstruktionen ausgedrückt werden kann (wie durch die ditransitive und die präpositionale Konstruktion in Fällen wie *give*) und manche Verben (wie *explain*) nur in einer davon auftreten, werden sie dieses Verb in normalen Kommunikationssituationen nicht in der anderen Konstruktion verwenden. Mit anderen Worten, Wissen um die Itecxes der beiden Konstruktionen, also die Tatsache, dass Sprecher *explain* noch nie von einem Muttersprachler in dieser Konstruktion ‚erlebt‘ haben, was bei der präpositionalen Konstruktion für *explain* aber durchaus der Fall ist, führt dazu, dieses Verb ebenfalls nicht ditransitiv zu gebrauchen. Diese Erklärung beruht auf „statistical pre-emption“.<sup>70</sup>

Wenn Sprecher sozusagen ‚wider besseres Wissen‘ *items* in Konstruktionen verwenden, in denen sie nicht etabliert sind, so kann dies wie bei der Prägung *pigwards* durch P.G. Wodehouse ein bewusster Verstoß gegen etablierten Sprachgebrauch sein, um einen humoristischen Effekt zu erzielen, oder dadurch begründet sein, dass für die Beschreibung eines Sachverhalts keine Formulierung etabliert ist (wie bei *She sneezed the cappuccino onto her own cake*). Beide Fälle können als kreativ bezeichnet werden, aber beide setzen voraus, dass Sprecher wissen, welche Wörter im etablierten Sprachgebrauch einer bestimmten Sprechergruppe in welchen Konstruktionen vorkommen und welche nicht.<sup>71</sup>

## 9 Ist Sprache ein Netzwerk von Konstruktionen?

Ist Sprache also ein Netzwerk von Konstruktionen? Diese Frage ist im Augenblick nicht endgültig zu beantworten – schon deshalb, weil Aussagen, die das Wort ‚ist‘ enthalten, in der Linguistik mit großer Vorsicht zu genießen sind und in den meisten Fällen nur innerhalb einer bestimmten Theorie und der damit verbundenen Perspektive auf bestimmte Probleme

---

<sup>70</sup> Zu „statistical pre-emption“ siehe Adele E. Goldberg, *Constructions*, 94-98; und Adele E. Goldberg, *Explain Me This*.

<sup>71</sup> Vgl. Adele E. Goldberg, *Constructions at Work*; und Thomas Herbst „Valency Constructions and Clause Constructions or How, If at All, Valency Grammarians Might Sneeze the Foam off the Cappuccino“, in: *Cognitive Foundations of Linguistic Usage Patterns: Empirical Studies*, eds. Hans-Jörg Schmid and Susanne Handl (Berlin: Mouton de Gruyter, 2010), 225-255.

zutreffend und vertretbar sind. Der zweite Grund für die Nichtbeantwortung der Frage besteht darin, dass wir *möglicherweise* in den nächsten Jahren eine zweite Revolution empirischer linguistischer Forschung erleben werden, die unser Verständnis vom Wesen von Sprache ebenfalls wesentlich beeinflussen könnte, nämlich durch die Weiterentwicklung neurolinguistischer Forschungsmethoden.<sup>72</sup>

Was ich aber sagen möchte, ist, dass mir ein Modell von Sprache, das sprachliches Wissen in der Form, wie ich es andeutungsweise skizziert habe, in vielerlei Hinsicht überzeugende Lösungsansätze zu bieten scheint. Ein breites Spektrum experimenteller Evidenz deutet darauf hin, dass konstruktionistische Modelle plausible Erklärungen für den Prozess des Spracherwerbs liefern, ebenso gibt es bereits Untersuchungen in diesem Rahmen in Richtung Zweit- und Fremdspracherwerbsforschung sowie der Entwicklung einer Pädagogischen Konstruktionsgrammatik.<sup>73</sup> Das konstruktionistische Modell stellt in gewisser Weise eine Synthese einer zunächst stark formbezogenen Korpuslinguistik und der eher philosophischen als datengetriebenen ‚Kognitiven Grammatik‘ von Langacker dar. Die Überwindung der strikten Trennung von Lexik und Grammatik und die damit verbundene Ablehnung der Postulierung von Regeln im Chomskyschen Sinne sowie die verstärkte Berücksichtigung idiosynkratischer oder nur sehr begrenzt verallgemeinerbarer Eigenschaften einzelner *items* in der linguistischen Theorie sind Kernelemente dieser Entwicklung. Es spricht viel dafür, dass die empirische Ausrichtung der linguistischen Forschung, die Korpusdaten und experimentelle Evidenz für die Weiterentwicklung der Theorie von Sprache nutzt, der richtige Weg für die Zukunft ist.<sup>74</sup>

---

<sup>72</sup> Siehe z.B. Friedemann Pulvermüller, *The Neuroscience of Language: On Brain Circuits of Words and Serial Order* (Cambridge: Cambridge University Press, 2000). Cappelle, Shtyrov and Pulvermüller äußern sich aus neurolinguistischer Sicht eher skeptisch gegenüber der konstruktionistischen Auffassung von Lexik und Grammatik als Kontinuum, vgl. Bert Cappelle, Yury Shtyrov and Friedemann Pulvermüller, „Heating up or Cooling up the Brain? MEG Evidence that Phrasal Verbs are Lexical Units“, *Brain and Language* 115.3 (2010): 189-201; 198.

<sup>73</sup> Siehe dazu u.a. die Beiträge in Sabine de Knop and Gaëtanelle Gilquin, eds., *Applied Construction Grammar* (Berlin: de Gruyter, 2016); und Thomas Herbst, „Grünes Licht für Pädagogische Konstruktionsgrammatik“, *Fremdsprachen Lehren und Lernen* 46.2 (2017): 119-135.

<sup>74</sup> Rudolf Freiburg möchte ich für die Einladung zur Teilnahme an der Vortragsreihe herzlich danken, ebenso Peter Uhrig und Susen Faulhaber für ihre hilfreichen Anmerkungen und meinem Sohn Enys für seine Unterstützung bei der Auswertung von Korpusmaterial.

## Literaturverzeichnis

- Altenberg, Bengt. „On the Phraseology of Spoken English: The Evidence of Recurrent Word-Combinations“. In: *Phraseology: Theory, Analysis, and Applications*. Ed. A.P. Cowie. Oxford: Clarendon Press, 1998. 101-121.
- Ambridge, Ben and Elena Lieven. *Child Language Acquisition: Contrasting Theoretical Approaches*. Cambridge: Cambridge University Press, 2011.
- Behrens, Heike. „Konstruktionen im Spracherwerb“. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 37 (2009): 427-444.
- Boas, Hans C. *A Constructional Approach to Resultatives*. Stanford: CSLI Publications, 2003.
- Bublitz, Wolfram. *Englische Pragmatik*. 2. Auflage. Berlin: Schmidt, 2009.
- Bybee, Joan. *Language, Usage and Cognition*. Cambridge: Cambridge University Press, 2010.
- . „Usage-Based Theory and Exemplar Representations of Constructions“. In: *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Eds. Thomas Hoffmann and Graeme Trousdale. Oxford: Oxford University Press, 2013. 49-69.
- Cappelle, Bert, Yury Shtyrov and Friedemann Pulvermüller. „Heating up or Cooling up the Brain? MEG Evidence that Phrasal Verbs are Lexical Units“. *Brain and Language* 115.3 (2010): 189-201.
- Casenhiser, Devin and Adele E. Goldberg. „Fast Mapping Between a Phrasal Form and Meaning“. *Developmental Science* 8.6 (2005): 500-508.
- Chomsky, Noam. *Knowledge of Language*. New York: Praeger, 1986.
- . *The Minimalist Program*. Cambridge: MIT, 1995.
- . *The Generative Enterprise Revisited*. Berlin: de Gruyter, 2004.
- Croft, William and David A. Cruse. *Cognitive Linguistics*. Cambridge: Cambridge University Press, 2004.
- Dąbrowska, Ewa. „Recycling Utterances: A Speaker’s Guide to Sentence Processing“. *Cognitive Linguistics* 25.4 (2014): 617-653.
- Diessel, Holger. „Frequency and Lexical Specificity in Grammar: A Critical Review“. In: *Experience Counts: Frequency Effects in Language*. Eds. Heike Behrens and Stefan Pfänder. Berlin: de Gruyter, 2016. 209-237.
- Ellis, Nick. „Constructions, Chunking & Connectionism: The Emergence of Second Language Structure“. In: *The Handbook of Second Language Acquisition*. Eds. Catherine J. Doughty and Michael H. Long. Malden: Blackwell, 2003. 63-103.
- Fillmore, Charles J., Paul Kay and Mary Catherine O’Connor. „Regularity and Idiomaticity in Grammatical Constructions: The Case of *let alone*“. *Language* 64 (1988): 501-538.

- Goldberg, Adele E. *Constructions: A Construction Grammar Approach to Argument Structure*. Chicago: Chicago University Press, 1995.
- . *Constructions at Work*. Oxford: Oxford University Press, 2006.
- . *Explain Me This*. Princeton: Princeton University Press. [erscheint demnächst]
- and Ray Jackendoff. „The English Resultative as a Family of Constructions“. *Language* 80.3 (2004): 532-568.
- Granger, Sylviane. „The International Corpus of Learner English: A New Resource for Foreign Language Learning and Teaching and Second Language Acquisition Research“. *TESOL Quarterly* 37.3 (2003): 538-546.
- Greenbaum, Sidney and Randolph Quirk. *Elicitation Experiments in English: Linguistic Studies in Use and Attitude*. London: Longman, 1970.
- Gries, Stefan and Anatol Stefanowitsch. „Extending Collostructional Analysis: A Corpus-Based Perspective on ‚Alternations‘“. *International Journal of Corpus Linguistics* 9.1 (2004): 97-129.
- . „Covarying Collexemes in the Into-Causative“. In: *Language, Culture, and Mind*. Eds. Michel Archard and Suzanne Kemmer. Stanford CA: CSLI, 2004. 225-236.
- Hausmann, Franz-Josef. „Wortschatzlernen ist Kollokationslernen“. *Praxis des neusprachlichen Unterrichts* 31 (1984): 395-406.
- Herbst, Thomas. *Untersuchungen zur Valenz englischer Adjektive und ihrer Nominalisierungen*. Tübingen: Narr, 1983.
- . „Valency: Item-Specificity and Idiom Principle“. In: *Exploring the Lexis-Grammar Interface*. Eds. Ute Römer and Rainer Schulze. Amsterdam: Benjamins, 2009. 49-68.
- . „Valency Constructions and Clause Constructions or How, If at All, Valency Grammarians Might Sneeze the Foam off the Cappuccino“. In: *Cognitive Foundations of Linguistic Usage Patterns: Empirical Studies*. Eds. Hans-Jörg Schmid and Susanne Handl. Berlin: Mouton de Gruyter, 2010. 225-255.
- . „The Status of Generalizations: Valency and Argument Structure Constructions“. *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 59.4 (2011): 347-367.
- . „Choosing Sandy Beaches: Collocations, Probabemes and the Idiom Principle“. In: *The Phraseological View of Language: A Tribute to John Sinclair*. Eds. Thomas Herbst, Susen Faulhaber and Peter Uhrig. Berlin: de Gruyter Mouton, 2011. 27-57.

- . „The Valency Approach to Argument Structure Constructions“. In: *Constructions – Collocations – Patterns*. Eds. Thomas Herbst, Hans-Jörg Schmid and Susen Faulhaber. Berlin: de Gruyter Mouton, 2014. 167-216.
- . „Idiosyncrasies and Generalizations: Argument Structure, Semantic Roles and the Valency Realization Principle“. In: *Yearbook of the German Cognitive Linguistics Association, Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Kognitive Linguistik*. Vol. II. Eds. Martin Hilpert and Susanne Flach. Berlin: de Gruyter Mouton, 2014. 253-289.
- . „Grünes Licht für Pädagogische Konstruktionsgrammatik“. *Fremdsprachen Lehren und Lernen* 46.2 (2017): 119-135.
- Heringer, Hans-Jürgen, Bruno Strecker und Rainer Wimmer. *Syntax: Fragen – Lösungen – Alternativen*. München: Fink (UTB), 1980.
- Hilpert, Martin. *Construction Grammar and its Application to English*. Edinburgh: Edinburgh University Press, 2014.
- Hoffmann, Thomas and Graeme Trousdale. Eds. *The Oxford Handbook of Construction Grammar*. Oxford: Oxford University Press, 2013.
- Hunston, Susen and Gill Francis. *Pattern Grammar: A Corpus-Driven Approach to the Lexical Grammar of English*. Amsterdam: Benjamins, 1999.
- Kiparsky, Paul and Carol Kiparsky. „Fact“. In: *Semantics: An Interdisciplinary Reader in Philosophy, Linguistics and Psychology*. Eds. Danny D. Steinberg and Leon A. Jakobovits. London: Cambridge University Press, 1971. 345-369.
- Knop, Sabine de and Gaëtanelle Gilquin. Eds. *Applied Construction Grammar*. Berlin: de Gruyter, 2016.
- Langacker, Ronald W. *Foundations of Cognitive Grammar*. Vol. I: *Theoretical Prerequisites*. Stanford: Stanford University Press, 1987.
- . *Cognitive Grammar: A Basic Introduction*. Oxford: Oxford University Press, 2008.
- . „Constructions in Cognitive Grammar“. In: *Investigations in Cognitive Grammar*. Berlin: Mouton de Gruyter, 2009. 1-39.
- Leech, Geoffrey N. *Meaning and the English Verb*. London: Longman, 1971.
- Lieven, Elena. „Developing Constructions“. *Cognitive Linguistics* 20.1 (2009): 191-199.
- . „First Language Learning from a Usage-Based Approach“. In: *Constructions – Collocations – Patterns*. Eds. Thomas Herbst, Hans-Jörg Schmid and Susen Faulhaber. Berlin: de Gruyter Mouton, 2014. 1-24.

- MacWhinney, Brian. „Emergentist Approaches to Language“. In: *Frequency and the Emergence of Linguistic Structure*. Eds. Joan Bybee and Paul Hopper. Amsterdam: Benjamins, 2000. 449-470.
- . *The CHILDES Project: Tools for Analyzing Talk*. 3rd edition. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, 2000.
- . „Item-Based Patterns in Early Syntactic Development“. In: *Constructions – Collocations – Patterns*. Eds. Thomas Herbst, Hans-Jörg Schmid and Susen Faulhaber. Berlin: de Gruyter Mouton, 2014. 33-69.
- Matthews, Peter. *Grammatical Theory in the United States from Bloomfield to Chomsky*. Cambridge: Cambridge University Press, 1993.
- Müller, Stefan. *Grammatiktheorie*. Tübingen: Stauffenburg, 2010.
- Mukherjee, Joybrato. *Anglistische Korpuslinguistik*. Berlin: Schmidt, 2009.
- Pulvermüller, Friedemann. *The Neuroscience of Language: On Brain Circuits of Words and Serial Order*. Cambridge: Cambridge University Press, 2002.
- Quirk, Randolph. „The Survey of English Usage“. In: *Essays on the English Language: Medieval and Modern*. Ed. Randolph Quirk. London: Longman, 1968. 70-87.
- , Sidney Greenbaum, Geoffrey Leech and Jan Svartvik. *A Comprehensive Grammar of the English Language*. London: Longman, 1985.
- Römer, Ute. „A Corpus-Driven Approach to Modal Auxiliaries and Their Didactics“. In: *How to Use Corpora in Language Teaching*. Ed. John McHardy Sinclair. Amsterdam: Benjamins, 2004. 185-199.
- Schmid, Hans-Jörg. *English Abstract Nouns as Conceptual Shells: From Corpus to Cognition*. Berlin: de Gruyter, 2000.
- . „Lexico-Grammatical Patterns, Pragmatic Associations and Discourse Frequency“. In: *Constructions – Collocations – Patterns*. Eds. Thomas Herbst, Hans-Jörg Schmid and Susen Faulhaber. Berlin: de Gruyter, 2014. 239-293.
- Siepmann, Dirk. „Sinclair Revisited: Beyond Idiom and Open Choice“. In: *A Phraseological View of Language: A Tribute to John Sinclair*. Eds. Thomas Herbst, Susen Faulhaber and Peter Uhrig. Berlin: de Gruyter, 2011. 59-86.
- Sinclair, John McHardy. Ed. *Collins Cobuild English Language Dictionary*. London: Collins, 1987.
- . *Corpus, Concordance, Collocation*. Oxford: Oxford University Press, 1991.
- . *Trust the Text*. London: Routledge, 2004.

- . „The Phrase, the Whole Phrase, and Nothing But the Phrase“. In: *Phraseology: An Interdisciplinary Perspective*. Eds. Sylviane Granger and Fanny Meunier. Amsterdam: Benjamins, 2008. 407-410.
- Stefanowitsch, Anatol. „Argument Structure: Item-Based or Distributed?“. *Argument Structure: Valency and/or Constructions?* [Special issue. Eds. Thomas Herbst and Anatol Stefanowitsch] *Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik* 59.4 (2011): 369-386.
- und Kerstin Fischer. „Konstruktionsgrammatik: Ein Überblick“. In: *Konstruktionsgrammatik: Von der Anwendung zur Theorie*. Hg. Kerstin Fischer und Anatol Stefanowitsch. Tübingen: Stauffenburg, 2006. 3-17.
- and Stefan Th. Gries. „Collostructions: Investigating the Interaction of Words and Constructions“. *International Journal of Corpus Linguistics* 8.2 (2003): 209-243.
- Steinberg, Danny D. *Psycholinguistics: Language, Mind and Word*. London: Longman, 1982.
- Tomasello, Michael. *Constructing a Language*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2003.
- Wittgenstein, Ludwig. *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1984 (1953).

## Internetquellen

- BNC = *The British National Corpus*. Distributed by Oxford University Computing Services on behalf of the BNC Consortium.  
<http://www.natcorp.ox.ac.uk/>.
- CHILDES = MacWhinney, Brian. *The CHILDES Project: Tools for Analyzing Talk*. <https://childes.talkbank.org/>.
- COCA = Davies, Mark. 2008- The Corpus of Contemporary American English: 450 Million Words, 1990-2015. <http://corpus.byu.edu/coca/>.
- Dąbrowska, Ewa. „What Exactly is Universal Grammar, and Has Anyone Seen It?“. *Frontiers in Psychology* (2015) vol. 6, art. 852.  
doi: 10.3389/fpsyg.2015.00852.
- „Noam Chomsky: Wissenschaftler und Rebell. Interview von Barbara Bleisch“. *Sternstunde Philosophie*, 28.10.2012. Schweizer Fernsehen. ([https://www.youtube.com/watch?v=6\\_gS5PVokZA](https://www.youtube.com/watch?v=6_gS5PVokZA), 29. Minute, deutscher Übersetzungstext).

## Anhang

Lexikalische Füllung des Adjektivslots in der *intransitive resultative construction* (top 20)

(n = Zahl der Belege; IT $\in$ CX<sub>1</sub> = Prozentsatz des Adjektivs in der jeweiligen Konstruktion)

	become			get			go			turn		
		n	IT $\in$ CX <sub>1</sub>		n	IT $\in$ CX <sub>1</sub>		n	IT $\in$ CX <sub>1</sub>		n	IT $\in$ CX <sub>1</sub>
1	aware	356	4,86%	used	230	7,37%	wrong	712	31,74%	sour	38	8,35%
2	clear	335	4,57%	stuck	132	4,23%	mad	112	4,99%	red	29	6,37%
3	available	330	4,50%	lost	131	4,20%	bust	82	3,66%	white	26	5,71%
4	apparent	325	4,44%	involved	110	3,52%	bankrupt	63	2,81%	professional	21	4,62%
5	involved	193	2,63%	bored	94	3,01%	white	54	2,41%	blue	18	3,96%
6	possible	128	1,75%	tired	91	2,91%	dead	51	2,27%	black	17	3,74%
7	obvious	115	1,57%	ready	81	2,59%	berserk	47	2,10%	pale	16	3,52%
8	evident	110	1,50%	drunk	76	2,43%	crazy	44	1,96%	nasty	14	3,08%
9	pregnant	105	1,43%	pregnant	59	1,89%	quiet	34	1,52%	green	11	2,42%
10	necessary	100	1,36%	angry	51	1,63%	blank	32	1,43%	violent	10	2,20%
11	ill	86	1,17%	tough	51	1,63%	dry	30	1,34%	brown	9	1,98%
12	Important	78	1,06%	sick	44	1,41%	free	29	1,29%	pink	9	1,98%
13	difficult	67	0,91%	cold	43	1,38%	unnoticed	24	1,07%	yellow	9	1,98%
14	independent	63	0,86%	old	39	1,25%	pale	20	0,89%	scarlet	8	1,76%
15	interested	63	0,86%	wet	39	1,25%	sour	20	0,89%	grey	7	1,54%
16	impossible	57	0,78%	hot	36	1,15%	cold	19	0,85%	full	6	1,32%
17	famous	52	0,71%	free	32	1,02%	hungry	18	0,80%	ugly	6	1,32%
18	convinced	50	0,68%	married	32	1,02%	unheeded	18	0,80%	bright	5	1,10%
19	common	45	0,61%	engaged	31	0,99%	blind	17	0,76%	bitter	4	0,88%
20	familiar	43	0,59%	excited	31	0,99%	pink	17	0,76%	sharp	4	0,88%



## Die Sprache der Etymologie: Zur Herkunft unserer Wörter

NORBERT OETTINGER

**Abstract:** Die Herkunft der Wörter des Deutschen lässt sich zu einem großen Teil fünf und zu einem weiteren großen Teil zweieinhalb Jahrtausende zurückverfolgen, wobei die ältere Zeitstufe die indogermanische und die jüngere die urgermanische ist. Dies gelingt mit Hilfe der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft. Ein kleinerer, aber vielfältiger Teil besteht aus Entlehnungen aus anderen Sprachen. Auf diesen letzten Teil wird in dem folgenden Überblick über die Geschichte des Wortschatzes besonders eingegangen, weil er für alle, die mit Sprachwissenschaft nicht vertraut sind, leichter zugänglich ist als der Erbwortschatz. Auch enthält er viel Überraschendes.

Die meisten Menschen sind es nicht gewohnt, über die eigene Muttersprache nachzudenken. Das ist ja auch normalerweise nicht nötig, denn sie funktioniert auch, ohne dass man über ihre Bestandteile Bescheid weiß. Und man kann trotzdem mit ihrer Hilfe in sehr komprimierter Form Informationen oder Gefühle vermitteln. So habe ich zum Beispiel einmal in Westfalen gehört, wie ein Nachbar den anderen fragte: ‚Wie geht’s?‘. Darauf dieser: ‚Muss ja.‘ Darauf der erste: ‚Hauptsache!‘. Man sieht: Hier ist alles eingesparrt, was eingesparrt werden kann.

Auch über die eigentliche Bedeutung von Wörtern denkt man normalerweise nicht nach. Wenn wir zum Beispiel das deutsche Wort *hartnäckig* benutzen, ist uns überhaupt nicht bewusst, dass es etwas mit *hartem Nacken* zu tun hat, obwohl es jedem natürlich sofort klar ist, wenn er auch nur eine Sekunde überlegt.

Ich möchte jetzt mit einem Beispiel für die Weiterentwicklung von Sprache beginnen, das mit meiner eigenen Universität zu tun hat. Vor einiger Zeit hörte ich ein Telefongespräch, bei dem sich jemand meldete mit ‚Universität Erlangen‘. Der Herr am anderen Ende der Leitung verstand zuerst nicht, bis er darauf kam: ‚Ach, Sie meinen Érlangen!‘.

Und so ist es. Meine Stadt wird verschieden ausgesprochen. Die Franken selbst sagen ‚*Erlängen*‘, noch echter ist ‚*Erláng*‘, während die Leute mit Migrationshintergrund, also die Baiern, Rheinländer, Sachsen und so weiter, ‚*Érlangen*‘ sagen. Woher kommt diese unterschiedliche Betonung? Nun, es handelt sich um die gleiche Erscheinung wie beispielsweise beim Namen ‚*Saarbrü’cken*‘. Die Betonung von Ortsnamen verlagert sich nämlich seit einigen Jahrhunderten – vor allem in Süddeutschland und westlich des Rheins – allmählich in Richtung Wortende. So sagen die Erlanger zwar

*Hirschaïd bei Bamberg*, und das ist auch etymologisch richtig, denn es stammt ja aus ‚Hirsch-Heide‘, aber die Bewohner von Hirschaïd selbst sagen *Hirscháid*. Das Phänomen beruht auf dem Einfluss romanischer Sprachen, vor allem des Französischen. Außerhalb von Ortsnamen hat es sich nur selten durchgesetzt, immerhin aber bei den Pflanzenbezeichnungen *Wacholder* und *Holunder*, die im Althochdeutschen noch auf der ersten Silbe betont waren. Direkt greifbar wird der französische Einfluss bei den Wörtern *Abteil* und *Abteilung*. Sie müssten ja eigentlich vorne betont sein, wie zum Beispiel *Ábschnitt*. Aber diese Wörter wurden im 19. Jahrhundert künstlich gebildet als Ersatz für französisch *compartiment* beziehungsweise *détachement*, und die waren natürlich nicht vorne betont. Weil die Franzosen den Namen einer nahegelegenen deutschen Stadt als /*Sarbrü* 'k/ aussprachen, verwandelten die Saarländer selbst ihr ursprüngliches *Sáqrbrücken* in *Saarbrü\_cken*. Die Betonung *Erlángen* beziehungsweise *Erláng* liegt also im Trend der süddeutschen Sprachentwicklung und ist insofern mindestens genauso berechtigt wie die etymologische Betonung *Érlangen*, die auf der Herkunft (aus \**Érl-wang* ‚Erlenhügel‘) beruht.<sup>1</sup> Wenn man nachdenkt, fallen einem selbst leicht noch weitere solche Namen mit Akzentverschiebung ein. Während es gerade auch im östlichen Österreich viele davon gibt, man denke an Orte wie *Amstétten* oder den Wiener Maler Ferdinand *Waldmü'ller* aus der Biedermeierzeit, ist Tirol konservativ. Hier sagt man *I'nnsbruck* und sogar *Tríent*,<sup>2</sup> obwohl die letztere Stadt schon zu römischer Zeit *Tridéntum* hieß, also mit Akzent auf der zweiten Silbe, woraus heute im Italienischen *Trento* geworden ist.

Die Wörter, aus denen unser Deutsch besteht, befinden sich seit ganz unterschiedlich langer Zeit in dieser Sprache.<sup>3</sup> Wie lange das jeweils ist,

---

<sup>1</sup> Dieses Zeichen, der sog. Asterisk, gibt an, dass das betreffende Wort nicht direkt überliefert, sondern rekonstruiert ist. Die in diesem Text verwendeten rekonstruierten Formen sind methodisch abgesichert.

<sup>2</sup> Die im Dialekt fortgesetzte germanische Anfangsbetonung der Stadt Trient erklärt sich dadurch, dass sie im Mittelalter (und noch zur Zeit von Goethes Italienreise) deutschsprachig war. Deshalb versammelte sich dort auch das Konzil von Trient (1545–1563), das ja auf die Reformation in Deutschland reagieren wollte und aus diesem Grund auf deutschem Gebiet stattfinden musste.

<sup>3</sup> Die Beispiele, die ich in dieser kleinen Skizze gebrauche, stammen aus Sammlungen, die im Lauf eines Sprachwissenschaftlerlebens als Nebenprodukte angefallen sind. Zusätzliche Anregungen habe ich vor allem bezogen aus: Rick Derksen, *Etymological Dictionary of the Slavic Inherited Lexicon* (Leiden: Brill, 2008); Friedrich Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache*, 25. Auflage, bearbeitet von Elmar Seebold (Berlin: de Gruyter, 2011); Rosemarie Lühr, *Neuhochdeutsch: Eine Einführung in die Sprachwissenschaft* (München: Fink, 1986); Elmar Seebold, *Etymologie: Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache* (München: Beck, 1981); Walter W. Skeat,

lässt sich meistens nur mit den Mitteln der Sprachwissenschaft feststellen. Wie es in der Archäologie Kulturschichten gibt, so gibt es in der Sprachgeschichte verschiedene Wortschichten (beziehungsweise Sprachschichten), die man wie ein Ausgräber nacheinander abheben kann.

Betrachten wir zunächst die oberste Schicht, die wir vorfinden, ohne unseren geistigen Spaten überhaupt schon angesetzt zu haben. Es sind die allerneuesten Wörter der letzten Jahre. Da gibt es einerseits rein deutsche Neuschöpfungen wie zum Beispiel *Wutbürger*. Alle seine Bestandteile sind zwar seit Urzeiten im Deutschen vorhanden, aber die Zusammensetzung ist neu. Dann gibt es gemischte Neuschöpfungen wie etwa *Steuerose*, bei denen das Hinterglied ein Lehnwort ist. (Ich nenne heute hier der Einfachheit halber alle Wörter, die fremden Ursprung haben, ‚Lehnwörter‘.) Ferner gibt es recht neue Lehnwörter wie zum Beispiel in der Aufforderung ‚Gehen wir *shoppen*!‘. Damit ist bekanntlich nicht gemeint ‚Gehen wir einen Schoppen Wein trinken!‘, sondern ‚Gehen wir einkaufen!‘. Die meisten dieser Wörter gehören der Jugendsprache an, wie zum Beispiel *chillen*, was ja so viel wie ‚sich entspannen‘ bedeutet und aus englisch *chill* ‚abkühlen‘ stammt. Wahrscheinlich ist die Bedeutung durch den Musiktyp ‚Chill out‘ entstanden. Ich will gar nicht reden von der Sprache der Werbung mit Ausdrücken wie ‚*Living Wohnzimmer*‘ und so weiter; deren englisch-deutscher Mischmasch hat – Gott sei Dank – auf die Dauer wenig Einfluss auf die reale Sprache.

Ein Wort zur Jugendsprache allgemein: Jede Sprachgemeinschaft braucht eine Normsprache und eine Varietät, jedenfalls in den Städten. Bis vor wenigen Jahrzehnten sprach die Jugend in einem großen Teil Deutschlands den örtlichen Dialekt und setzte sich dadurch vom gehobenen Bürgertum ab, das bei offiziellen Anlässen hochdeutsch sprach. So ist es auch jetzt noch in der Schweiz. Bei uns aber gilt heute der Dialekt eher als Zeichen von Verwurzelung in der Region, während die Jugend in der Stadt möglichst globalisiert erscheinen möchte. Deshalb verwendet sie meistens überall ein- und dieselbe überregionale Aussprache des Hochdeutschen und reichert sie mit englischen Einsprengeln aller Art an.

Wörter können sich übrigens auch neue Bedeutungen suchen und sich dadurch vor dem Aussterben retten. In meiner Studentenzeit in den frühen Siebziger Jahren war das Wort *Ossi* der Spitzname der Ostfriesen, über

---

*Etymological Dictionary of the English Language* (Oxford: Clarendon, 2006); Peter Wehle, *Sprechen Sie ausländisch?* (Wien: Ueberreuter, 1982) und Dagmar S. Wodtko, Britta Irslinger und Carolin Schneider, *Nomina im Indogermanischen Lexikon* (Heidelberg: Winter, 2008).

deren Provinzialität man sich gerne lustig machte. In den Achtziger Jahren kamen dann diese Ostfriesenwitze aus der Mode, und so wäre das Wort ‚Ossi‘ sicher ausgestorben, wenn nicht glücklicherweise 1989 die Mauer gefallen wäre. Da kamen plötzlich Ostdeutsche zu uns, auf die das Wort Ossi als Spitzname wieder passte. Und die Ossis schufen dann zur Gegenwehr das Wort *Wessi*.

Heben wir jetzt mit dem Spaten diese oberste Schicht ab und schauen, was darunter liegt. Es sind einerseits wieder rein deutsche Neubildungen, meist aus dem 17. bis 19. Jahrhundert, und andererseits viele Lehnwörter. Sie stammen überwiegend aus dem Französischen, aber auch aus der internationalen Wissenschaftssprache, die auf Latein und Griechisch aufbaut, ferner aus anderen europäischen Sprachen und den damals sogenannten Kolonialsprachen. Solche Lehnwörter wollen wir zunächst betrachten.

Die aus der Wissenschaftssprache stammenden Begriffe konnten einfach aus der Kommunikation der Gelehrtenwelt, die ja seit der Antike lateinisch (mit griechischen Lehnwörtern) sprach, übernommen werden: so etwa das Wort *Bibliothek*, was auf Griechisch ‚Bücher-Stellort‘ heißt. Nach diesem Vorbild schuf man dann in unserer Zeit die *Diskothek* beziehungsweise *Disko*, die *Videothek* und die *Vinothek*. Die Vorderglieder sind zwar hier gar nicht griechisch; wir haben also sozusagen Promenadenmischungen vor uns, aber das stört den Sprecher nicht. Genauso hat man analog nach der griechischen *Demokratie*, also ‚Volks-Herrschaft‘, nun die *Bürokratie*, die *Bonzokratie* und die *Filzokratie* gebildet. Dabei stammt das Vorderglied von *Bonzokratie* aus dem Japanischen; dort heißt *bonso* der buddhistische Priester. Eine Witzbildung ist das Wort *Sammelsurium*. Niederdeutsch *Sammelsūr* war ein saures Gericht aus Speiseresten. Das schmeckte den Studenten der Leipziger Mensa um das Jahr 1700 so wenig, dass sie es mit einer lateinischen Endung versahen und im Sinne von ‚komisches Gemisch‘ verallgemeinerten.

Immer noch bilden wir viele Fachausdrücke nach diesem Muster, zum Beispiel das Wort *Transitzone*. Das Vorderglied ist lateinisch, das Hinterglied griechisch. Wir könnten die alten Sprachen in dieser Funktion zur Bildung neuer Ausdrücke auch gar nicht ersetzen, auch nicht durch das Englische, denn diese Sprache ist zur Bildung sehr vieler Fachausdrücke genauso auf Latein und Griechisch angewiesen wie viele andere Sprachen der Welt auch.

Allerdings gibt es da ein Problem. Wenn man mit Wörtern aus Sprachen, die man nicht beherrscht, neue Zusammensetzungen bildet, dann kann das leicht ins Auge gehen. So etwa jetzt beim Wort *postfaktisch*. Mit der Aussage ‚Wir leben im postfaktischen Zeitalter‘ ist ja gemeint, dass

manche Staatsführer heute Behauptungen aufstellen, obwohl sie wissen, dass sie den Fakten widersprechen.<sup>4</sup> Nun heißt aber lateinisch *post factum* ‚nach der Tat‘. Wenn man etwas bezeichnen will, was gegen die Tatsachen gerichtet ist, müsste man entweder, rein lateinisch, *kontrafaktisch* oder – in bewährter griechisch-lateinischer Mischung – *antifaktisch* sagen, aber *postfaktisch* geht gar nicht.

Ein Missverständnis gibt es beim Wort *postum*. Es bezeichnet etwas, was erst nach dem Tod einer Person von ihr erscheint, und stammt aus lateinisch *postumus* ‚nachgelassen‘. Manche Leute verstehen das Wort aber falsch und glauben, dass es von *post humum* stamme, was ‚nach der Erde‘ im Sinne von ‚nach der Beerdigung‘ bedeuten soll. Deshalb schreiben sie es mit *h*, also *posthum*. Vor allem bei Journalisten findet man diese Schreibweise.

Sprichwörter können durch Übersetzung ihren eigentlichen ‚Pfiff‘ verlieren, was aber ihrer Beliebtheit gar nicht schadet. Ein Beispiel ist ‚Morgenstund hat Gold im Mund‘. Als Aussage ist es ja wenig sinnvoll. Es ist übersetzt aus *auróra áurum in óre habet*. Man sieht: Es war im Lateinischen deshalb entstanden, weil es eine Art Binnenreim enthält. In der Übersetzung ist dieser verloren gegangen.

Wenn eine Mischbildung mit einem lateinischen Teil eine längere Entwicklung hinter sich hat, erkennt man sie oft nicht mehr. So ist es beim *Maultier*, dessen Vorderglied im neunten Jahrhundert noch *mūl* hieß und aus lateinisch *mūlus* ‚Maultier‘ entlehnt worden war. Als es sich später gemäß den Lautregeln zu *maul* entwickelt hatte, wurde zur Verdeutlichung noch *-tier* angefügt.

Aus dem Griechischen stammen auch Wörter, von denen man es nicht erwarten würde. Dazu gehört der *Katarrh*, ein volkstümlicher Ausdruck für den Schnupfen, der aus griechisch *katarrhoos* ‚Hinabfluss‘ stammt. Griechisch *ballo* heißt ‚ich werfe‘ und *dia-ballo* ‚ich werfe durcheinander‘. Von *dia-bolos* ‚Durcheinanderwerfer‘ ist unser *Teufel* abgeleitet. Auch dazu gehört griechisch *ballízo* ‚ich werfe herum, tanze‘, woher der *Ball* als Tanzvergnügen und auch die *Ballade* stammen; sie war ursprünglich ein Tanzlied. Die Römer leiteten davon *arcu-balista* ‚Bogenschütze‘ ab, und das ist, mit volksetymologischer Umbildung, die Quelle unserer *Armbrust*. Auch das Wort *Pro-blem* gehört zu *ballo*. Wenn einen also nachts jemand

---

<sup>4</sup> Überhaupt ist der Sprachgebrauch mancher heutigen Staatsführer in linguistischer Hinsicht auffällig, so zum Beispiel, wenn einer von ihnen in seiner englischen Muttersprache fast nie Nebensätze gebraucht.

in der U-Bahn unvermittelt fragt: ‚Hast du ein Problem?‘, dann verwendet er Altgriechisch.

Auch viele orientalische Wörter sind in den letzten Jahrhunderten ins Deutsche gelangt. Oft sieht man es ihnen gar nicht an. Wer würde denken, dass das Wort *Horde* aus dem Türkischen kommt, nämlich aus *ordu* ‚Heer‘. Man vergleiche die ‚Goldene Horde‘ der Mongolen im Mittelalter, auf Türkisch *altın ordu*. Das Wort *Mumie* stammt aus persisch *mum* ‚Wachs‘. Von der Sache her ist ja eine Mumie nichts anderes als ein eingemachter König. Wenn man dagegen sagt ‚jemand hat keinen *Mumm* in den Knochen‘, dann ist das erneut eine Witzbildung aus dem Lateinischen, nämlich aus *nullum animum habet* ‚er hat keinen Mut‘. Wieder einmal sind also die Studenten schuld.

Gewürze kamen oft aus Indien, zum Teil schon zur Zeit der alten Griechen. So stammt das Wort *Pfeffer* aus Sanskrit *pipara*, was einfach ‚Beere‘ heißt. Der Westgotenkönig Alarich verschonte übrigens im Jahr 410 die Stadt Rom gegen die Lieferung von 3000 Pfund Pfeffer. Kurze Zeit später starb er allerdings. Auch der *Punsch* stammt aus Indien und ist durch Vermittlung der Engländer zu uns gekommen. Im Hindi heißt *panj*, gesprochen *pandsch*, nämlich ‚fünf‘. Daher heißt auch das Fünfstromland *Punjab*. Das Wort *ab* bedeutet ‚Fluss‘. Ein echter Punsch besteht aus fünf Bestandteilen: Tee, Zitronensaft, Rum, Gewürze und Zucker. Ebenso indisch ist der *Bungalo*. Es kommt von *Bangla* und bedeutet ‚bengalisches (Haus)‘, also wie im Staatsnamen *Bangladesh*. In Bengalen gibt es nämlich seit jeher leicht gebaute, breite Häuser ohne Obergeschoß.

Viele Wörter sind im echten Sinne aus ‚Übersee‘ zu uns gekommen, vor allem durch die Kolonialzeit, die mit Kolumbus begann. Betrachten wir einmal einen solchen Exoten, nämlich die Kartoffel. In Franken, und zwar speziell im Raum Erlangen-Nürnberg, heißen die Kartoffeln *Potacken*, gesprochen *Bodaggn*. Das stammt von dem Wort *batata*, das in der heute ausgestorbenen Indianersprache Taino auf Haiti die Süßkartoffel bezeichnete, und ist über das Spanische weiter bis nach Mittelfranken gelangt. Die übrigen Wörter für diese Knollenpflanze sind dagegen in Europa entstanden, nämlich durch den Vergleich mit bereits vorher Bekanntem. Da boten sich erstens die Trüffel an, weil auch diese unterirdisch wachsen. Sie hießen im Italienischen *tartufl*, woraus sich letzten Endes unsere *Kartoffel* entwickelt hat. Viele deutsche Dialekte bevorzugen stattdessen den Vergleich mit Obst, gehen also für die Benennung von der besonderen Form der Knollen aus. Sie beruhen auf den Zusammensetzungen *Erdapfel* (wie französisch *pomme de terre*) oder *Grundbirne*. Aber einen echten Indianer gibt es eben nur im Raum Erlangen-Nürnberg.

Viele Wörter stammen aus dem Arabischen und sind über Spanien ins Deutsche gelangt, zum Beispiel der allseits beliebte *Alkohol*. Arabisch *kuhl* bedeutet *Antimon*, woraus man ein Pulver zum Schwärzen der Augenlider herstellte. Zusammen mit dem arabischen Artikel wurde es zu *Al-kuhl* ‚der Antimon‘. Die Bedeutung entwickelte sich dann über ‚Pulver‘ zu ‚Essenz‘ und weiter zu ‚Weinessenz, reiner Alkohol‘. Auch viele andere Wörter mit dem Artikel ‚al‘- stammen aus dem Arabischen. Manchmal haben die Araber ihren Artikel auch dort vermutet, wo er gar nicht war. So hieß zum Beispiel die antike Weltstadt *Alexandria*, die nach Alexander dem Großen benannt ist, bei ihnen *Aliskanderije*. Das zerlegten sie dann in *Al-iskanderije* und leiteten daraus ab, dass der Name *Alexander* in Wirklichkeit *Iskander* hieß. Also: ‚Iskander der Große‘. Und so lautet er in den islamischen Ländern bis heute. Ein Begriff mit al-, den man heute oft hört, ist *Algorithmus*, was den Rechengang nach einem bestimmten Schema bezeichnet. Er hat nichts mit Rhythmus zu tun, sondern ist benannt nach dem mittelalterlichen islamischen Mathematiker *Al-chwarezmi*, wörtlich ‚der aus Chorasmien‘, einer Landschaft südlich des Aral-Sees.

Aber auch aus dem Alten Orient gibt es Lehnwörter bei uns. Der geographische Begriff *Oase* stammt über griechisch *oasis* aus dem Alt-ägyptischen und bedeutete immer schon das gleiche. Überraschender ist folgendes Beispiel: Im Altbabylonischen hieß das Feinmehl *samidātu*. Daraus entwickelte sich durch Wanderung nach Westen hethitisch *zamidati*, griechisch *semidalis*, lateinisch *similia* und schließlich unsere gute bairische *Semmel*.

Noch einmal zurück zur Gelehrtensprache. Wie viele Wörter im Deutschen von einer einzigen lateinischen Wurzel abstammen können, zeigt lateinisch *iac-* ‚werfen‘ (*iacio*, *iactus*, *-iectus*). Was man vor sich hinwirft, um es zu ordnen, ist ein *Projekt*. Dazu gehören auch *Projekt* und *Film-Projektor*. Andere Vorsilben enthalten: *Injektion*, *Konjektur*, *Objekt*, *objektiv* sein, *Foto-Objektiv* (‚das Dazwischengeschaltete‘), *Adjektiv* (‚Zusatz‘). Da man die Rechensteine (lateinisch *calculus*) hinzuwerfen pflegte, um sie zu zählen, und da lateinisch *iactare* ‚werfen‘ im Französischen zu *jeter* wurde, leiteten die Franzosen davon *jeton* ‚Rechenstein‘ ab. Wie ein großer Teil des englischen Wortschatzes überhaupt, so wurde auch *jeter* ins Englische (als *jet*) übernommen. Dort wurde *jet* zu dem, was ein Flugzeug ‚auswirft‘, also zum Gasstrahl des Flugzeugs und dann auch zum Flugzeug selbst. Daher stammt auch unser *Jetset* davon ab.

Vom Flugzeug zum Auto: Die Automarke *Volvo* heißt eigentlich auf lateinisch ‚ich drehe‘; man vergleiche auch das *Volumen* und den *Revolver*. Ein Mr. Colt erfand die Waffe mit der sich drehenden Kugeltrommel.

*Mercedes* stammt aus einem spanischen Fest mit dem lateinischen Namen *Maria de mercede redemptionis captivorum* ‚Maria von der Gnade der Erlösung der Gefangenen‘, der auch als Frauennamen gebraucht wird. So hieß auch die Tochter des Ingenieurs Emil Jellinek. Der fand, *Mercedes* klinge als Markenname einfach besser als Jellinek. Und auch ein Mann namens August *Horch* suchte einen Namen für sein neues Modell. Sein Sohn hatte in der Schule den Spitznamen *Audi*, was die lateinische Übersetzung von *Horch* ist. Und so kam diese erfolgreiche Marke zu ihrem Namen. Diesmal sind die Schüler schuld.

Lateinisch sind auch viele Markennamen, wie zum Beispiel *Nivea*, *Lux*, *Penaten-Creme*, *Intercontinental*, *Magnum*. Warum ist das so? Es hängt damit zusammen, dass Latein ein internationaleres Flair hat als das Deutsche und zugleich den Vorteil, dass es keine Ausspracheschwierigkeiten für den Käufer gibt, da die Aussprache lateinischer Wörter vollkommen eingebürgert ist, also auch selbst von dem problemlos ausgesprochen werden kann, der kein Latein gelernt hat. Anders ist es bei französischen Markennamen wie *Michelin* (Reifen); wie soll das der Normalbürger aussprechen, wenn er es liest? Der in Deutschland verkaufte Käse mit Namen *La vache qui rit* ‚die Kuh, die lacht‘ wurde, weil es keiner verstand, in den Achtziger Jahren zum Käse *Kiri* mit der – nun sinnlos gewordenen – Abbildung einer lachenden Kuh auf der Verpackung. Aufschlussreich sind die Entwicklungen mancher lateinischen Wörter in der Volkssprache. So wurde aus lateinisch *astrologus* ‚Sterndeuter‘ ein Wort, das vor allem in Franken beliebt ist, nämlich *Strolch*. Offenbar war die einfache Bevölkerung hier schlauer als die Fürsten, die sich ja vor allem im 16. und 17. Jahrhundert Hofastrologen hielten und auf diesen wissenschaftlichen Fortschritt gegenüber dem ‚finsternen Mittelalter‘ mächtig stolz waren.<sup>5</sup>

Eine ganz andere Quelle von deutschen Wörtern ist das *Rotwelsche*, die Sprache der ‚fahrenden Leute‘ seit dem Mittelalter, beziehungsweise das Jiddische, ein alemannischer Dialekt vom Oberrhein mit vielen hebräischen Lehnwörtern. Das großlitauische Reich im Mittelalter umfasste litauische Heiden, polnische Katholiken und weißrussische Orthodoxe. Da war dann *in puncto* Religion sowieso schon alles egal, so dass man problemlos auch noch Juden vom Oberrhein als Handwerker und Bauern ins Land holen konnte. Auf diese Weise entstand ein Teil des Ostjudentums. So leitet sich etwa der häufige ostjüdische Nachname *Schapiro* von

---

<sup>5</sup> Eine ähnliche Skepsis gegenüber dem von offizieller Seite Propagierten verrät der Wiener Dialekt durch die Verwendung des Wortes *Püücher* im Sinne von ‚ordinärer, zwielichtiger Mensch‘. Es handelt sich um nichts anderes als hochdeutsch *Pilger*.

der Stadt *Speyer* her. Manche rotwelschen Wörter werden heute noch als fremd empfunden, so etwa *Mischpoche* oder *Chuzpe*.<sup>6</sup> Anders ist es zum Beispiel bei ‚*Hals und Beinbruch*‘ (*broch* ‚Segen‘). Der *Gauner* stammt aus hebräisch *ganew*, ‚Schmiere stehen‘ von *schemiro* ‚Wächter‘ und *vermasseln* von *masel* ‚Schicksalsstern‘. Der Ausdruck *gut betucht* gehört zu *betuach* ‚reich‘, das angesichts des Reichtums mancher Tuchhändler volksetymologisch umgedeutet worden war.<sup>7</sup>

Bleiben wir gleich im Osten. Aus dem Slavischen sind unter anderem folgende Wörter zu uns gekommen:

*Halunke*, das entlehnt ist aus tschechisch *holomek* ‚nackter Bettler, abgerissener Kerl‘, eine Ableitung von *holy* ‚nackt‘, dem im Rahmen der indogermanischen Sprachverwandtschaft deutsch *kahl* entspricht.

*Grenze*, das aus polnisch *granica* ‚Grenze, Ausland‘ stammt und spätestens im Jahr 1262 entlehnt worden ist.

Bei den Wörtern *Schmetterling* und *Falter* könnte man als Sprecher des Deutschen spontan nicht entscheiden, welches älter ist.<sup>8</sup> Die Untersuchung zeigt aber, dass ersteres eine Ableitung von sächsisch *Schmetten* ‚Rahm‘ darstellt. Dieses ist wiederum aus tschechisch *smetana* ‚Rahm‘ übernommen. Das Benennungsmotiv ist das gleiche wie bei englisch *butterfly* ‚Schmetterling‘, eigentlich ‚Butterfliege‘. Der Komponist Smetana ist also über den Rahm mit dem Schmetterling verwandt.

Der *Roboter* kommt von russisch *robóta* ‚Arbeit‘, das *Pogrom* von *pogróm* ‚Verwüstung‘. Das Wort *Peitsche* ist im 14. Jahrhundert aus ober-sorbisch (wendisch) *bīč* entlehnt worden, das zum Verbum *bīti* ‚schlagen‘ gehört. Die gleiche Entwicklung von *b* zu *p* findet sich in Deutsch *Popanz* aus tschechisch *bubāk* ‚Schreckgespenst‘. Manchmal gibt es schon merkwürdige Zufälle. Im Jahr 1968 hatte ein Westberliner Polizist im Auftrag des Geheimdienstes der DDR den Auftrag, einen Demonstranten zu erschießen, um Unruhen zu provozieren. Der Polizist hieß Bubak und

---

<sup>6</sup> Ein jiddisches Sprichwort sagt: ‚Mischpoche muss man haben, aber man muss sein verfeindet.‘

<sup>7</sup> Von Volksetymologien, die lautliche Auswirkungen zur Folge haben, sind solche zu unterscheiden, die das nicht tun. Zu den letzteren gehört deutsch *Fisimatenten* ‚leere Ausflüchte, Tricks‘, das aus älterem *Fisiment* ‚bedeutungsloser Zierrat (am Wappen)‘ erweitert ist, dem aber oft fälschlicherweise die Bedeutung ‚kurzfristiges sexuelles Verhältnis, Techtelmechtel‘ zugeschrieben wird (so zum Beispiel auch bei Bertolt Brecht im Drama *Herr Puntila und sein Knecht Matti* (1948)), weil es angeblich aus französisch *visitez ma tente* ‚Besichtigen Sie mein Zelt!‘ stammt.

<sup>8</sup> Es lässt sich aber allein schon daran erkennen, dass in Zusammensetzungen nur *Falter* erscheint, was eben auch das Ältere ist.

der Student, den er erschoss, Benno Ohnesorg. So hat ein Mann namens ‚Schreckgespenst‘ einen anderen namens ‚Ohne Sorge‘ erschossen.<sup>9</sup>

Manche Leser werden sich noch an den Berliner Oberbürgermeister *Wowereit* erinnern, aber wohl kaum vermuten, dass er etwas mit Eichhörnchen zu tun hat. Und doch ist es so. Namen wie *Wowereit*, *Schnipkoweit* sind litauischer Herkunft. Diese Sprache gehört zur baltischen Familie, die entfernt mit dem Slavischen verwandt ist. Viele solche Familiennamen sind über Ostpreußen ins Deutsche gelangt. So auch *Wowereit*, das aus litauisch *Voveraitis* stammt, ursprünglich ein Spitzname für rothaarige Zeitgenossen. Er ist nämlich abgeleitet von *voverė* ‚Eichhörnchen‘.<sup>10</sup> Aufschlussreich sind die Lehnwörter aus dem Ungarischen, und zwar wegen ihres speziellen Bedeutungsbereichs. Ungarn lag ja in der Nachbarschaft der deutschen Kaiser, die ein halbes Jahrtausend lang in Wien residierten. Daher holten die Kaiser einen Teil ihrer Soldaten aus Ungarn, weshalb die betreffenden Wörter fast alle dem Militärbereich entstammen. Da sind zum Beispiel der *Säbel* (bairisch *Sabel*) aus ungarisch *sabel*, der Tschako als Kopfbedeckung und der Ausruf *hurra!*, der ursprünglich als Geschrei beim Angriff verwendet wurde. Das Wort *Tollpatsch* stammt aus *talpas* (gesprochen *tálpasch*) ‚breitfüßig, Fußsoldat‘. Es wurde im Deutschen inhaltlich an *Tölpel* angeglichen, wahrscheinlich weil diese ungarischen Fußsoldaten wenig deutsch verstanden.

Ein aufschlussreicher Fall von Lehnwort außerhalb des Deutschen ist spanisch *izquierdo* ‚links‘. Dazu muss man etwas weiter ausholen: Da die meisten Menschen Rechtshänder sind, galt immer die rechte Seite als positiv und die linke als negativ. Deshalb sprach man Wörter, die ‚rechts‘ bedeuten, gerne aus, die für ‚links‘ dagegen ungern; sie versuchte man oft zu vermeiden, indem man neue und dadurch zunächst unbelastete Begriffe an ihre Stelle setzte. Dass man Wörter für ‚rechts‘ gerne beibehielt, zeigt sich zum Beispiel am rekonstruierbaren indogermanischen Begriff *\*deks* ‚rechte Seite‘. Nicht nur in Lateinisch *dexter* ‚rechts‘ und davon abstammenden romanischen Wörtern wie italienisch *destro* und französisch *droit*

---

<sup>9</sup> Welche ungeheuren Auswirkungen dieser Todesschuss auf die deutsche Politik (und die Universitäten) hatte, kann nur ermessen, wer die Jahre 1968-1972 und auch später die RAF bewusst erlebt hat. Als dann viel später bei der Aufarbeitung der Stasi-Akten herauskam, dass die DDR dahinter gesteckt hatte, interessierte das kaum noch jemanden, obwohl man aus dem Fall viel darüber lernen könnte, wie Geschichte zustande kommt.

<sup>10</sup> Vom Wort für das Eichhörnchen existieren im Litauischen auch noch viele andere Ableitungen; vgl. Eduard Fränkel, *Litauisches Etymologisches Wörterbuch* (Heidelberg: Winter, 1962), 1275.

lebt er fort, sondern auch in Griechisch *dexteros* und Sanskrit *dakṣinas*. Die Wörter für ‚links‘ dagegen sind fast in allen Sprachen ihrer Herkunft nach verschieden, weil sie ständig durch neue ersetzt wurden. Das Lateinische hat *sinister* und *laevus*, das Französische *gauche* ‚links, schief, krumm‘, das Griechische aber *aristeros*, was typischerweise von *aristos* ‚bester‘ abgeleitet ist. Man versuchte also hier, das negative ‚Linke‘ dadurch zu beschönigen, dass man es ‚wunderbar‘ nannte. Ebenso geschah es auch im Altnordischen; dort heißt ‚links‘ *vinstri* und ist von *vinr* ‚Freund‘ abgeleitet. Am weitesten aber haben es die Spanier getrieben. Sie hatten offenbar eine solche Scheu vor dem Begriff ‚links‘, dass sie ihr eigenes Wort aufgaben und auch kein anderes aus ihrer Sprache an seine Stelle setzten, sondern es aus dem Baskischen, der ältesten Sprache Europas, übernahmen.<sup>11</sup> Dort heißt ‚links‘ *eskerr*, und entsprechend lautet es im Spanischen *izquierda*.

Jetzt wieder nach Westen: Die Franzosen waren bekannt für die Erotik, so zum Beispiel heißt bei ihnen *cour* ‚Hof‘ und die Ableitung *courtoisie* ‚Höflichkeit‘. Davon stammt *Kurtisane*; sie war ursprünglich einfach nur die vornehme Hofdame. Übrigens: Eine Lehnübersetzung von *courtois* ‚zum Hof gehörig‘ ist deutsch *höflich*. Im frühen Niederländischen hieß es *hovesch*, und daraus wurde auf Umwegen deutsch *hübsch*. Aber nicht nur für diesen Bereich waren die Franzosen berühmt, sondern auch für ihre Küche; so haben wir von ihnen das Wort *Filet* übernommen. Es geht auf spätlateinisch *filetum* zurück, das von *filum* ‚Faden‘ abgeleitet ist. Man umschnürte nämlich in der französischen Küche das edle Fleisch. Im Lateinischen existiert neben *filum* die Nebenform *hilum*. Aus *\*ne hilum* ‚kein Fädchen‘ wurde *nihil* ‚nichts‘. Der *Nihilist* ist also mit dem *Filet* verwandt.

Eine Witzbildung nach dem Französischen ist deutsch *mutterseelenallein*. Wenn man darüber nachdenkt, macht es ja auch eigentlich nicht viel Sinn. Es stammt aus französisch *moi tous seule* ‚ich ganz allein‘, was ein Witzbold als *mutterseel* wiedergegeben hat. Das Erstaunliche ist, dass sich solche Witze gelegentlich allgemein durchgesetzt haben.

Von spätlateinisch *musus* ‚Maul‘ ist *admusare* ‚zum Maulaufreißen bringen‘ abgeleitet. In der Bedeutung ‚zum Staunen bringen‘ entwickelte sich daraus französisch *amuser* ‚amüsieren‘. Funktional ähnlich ist das kürzlich neu entstandene deutsche Wort *bespaßen*, das im Sinne von ‚unterhalten, amüsieren‘ verwendet wird. Sehr französisch klingt das Wort *chic*. Und doch ist es ein Rückwanderer aus dem Deutschen. Es kommt von deutsch

---

<sup>11</sup> Das Baskische ist die einzige Sprache Europas (außer dem Finnischen und Estnischen), die das Eindringen der Indogermanen aus dem Osten überlebt hat.

‚es schickt sich‘, ‚schicklich‘. Genauso ein Rückwanderer ist der französische *boulevard*, die Prachtstraße. Es kommt von deutsch *Bollwerk* her. Und wirklich entsprechen die Pariser Boulevards ziemlich genau den alten Befestigungsanlagen. Die Franken haben im fünften Jahrhundert nach Christus, als sie Frankreich eroberten – deswegen heißt es so – das Wort *Bollwerk* dorthin mitgebracht, genauso wie zum Beispiel das althochdeutsche Wort *werren* ‚ab-wehren‘, aus dessen Bereich französisch *guerre* ‚Krieg‘ stammt. Kriege waren eben schon immer Verteidigungskriege.

Jetzt nochmals zu Lehnwörtern aus dem Englischen; und zwar zu solchen, die wir schon vor der großen Schwemme ab den Siebziger Jahren übernommen haben. Sie sind, weil das Englische ja lexikalisch eine Mischsprache aus Germanisch und Französisch ist, auch entsprechend gemischt. Nehmen wir zum Beispiel das *Cockpit*, wörtlich ‚Hahnengrube‘, also die eingefriedete Grube, in der die Hahnenkämpfe stattfanden und die man nicht betreten durfte. Danach ist das Cockpit benannt, denn in das darf man ja auch nicht hinein. Der Bestandteil *pit* ist germanisch und mit deutsch *Pfütze* verwandt, während ‚cock‘ von französischer Herkunft ist. In Frankreich ruft nämlich der Hahn *coquelicot* statt *kikeriki*, von daher kommt das Wort. Auch der *Babysitter*, wörtlich ‚Säuglingsbeisitzer‘, hat als seinen vorderen Bestandteil ursprünglich das französische Wort *bébé*.

Typisch englisch ist der *Snob*, aber gerade der stammt wieder aus dem Lateinischen. Mit dem Zusatz ‚s. nob‘. wurden diejenigen Studenten an der Universität eingeschrieben, die nicht von Adel waren, also lateinisch *sine nobilitate*.

Eine ältere Schicht der Sprache bekommen wir in den Dialekten zu fassen; ihre Aufspaltung liegt im Deutschen etwa zwischen 1000 und 1500 Jahre zurück. Die Dialekte vermitteln nicht nur regionales Zusammengehörigkeitsgefühl, sondern auch interessante Traditionen und Informationen. Sie bringen alle Voraussetzungen zur Entwicklung eigener Sprachen mit, konnten aber aus verschiedenen Gründen nicht voll zur Entfaltung kommen. Zwar haben sie den Nachteil, nur in einer begrenzten Region gut verstanden zu werden, aber auf der anderen Seite den Vorteil der Kürze. So erscheint etwa im Fränkischen und Bairischen das Wort *zusammen* als *zamm*, wodurch zwei Drittel der Silben eingespart werden. Der Ausdruck das *Besteck* verkürzt sich in ebensolcher Weise zu einsilbigem *s'Bschteck* (lautlich: *spštek*).

Aber Zeitersparnis ist auch ohne Verringerung der Silbenzahl möglich. Nehmen wir den Satz ‚Wir lehnen da die Leiter hin.‘ Im Fränkischen von Erlangen lautet er:

Mirlaanadodiladdano<sup>12</sup>

Hier ist alles, was den Sprachfluss verzögert, beseitigt. Es gibt fast keine Langvokale oder Diphthonge mehr, und statt des stimmlosen Verschlusslauts *t* erscheint das weiche *d*. Im Bairischen von München würde zwar der Vokal des Artikels eingespart werden, der Satz aber trotzdem mehr Zeit beanspruchen. Er würde nämlich lauten:

Mirlaanadod'loatahii.

Man sieht: Durch den zweiten Langvokal, den Diphthong und den stimmlosen Verschlusslaut *t* entstehen hier Verzögerungen im Redefluss, die durch die Einsparung einer Silbe nicht wieder ausgeglichen werden.

Dialekte enthalten oft auch etymologisch vom Hochdeutschen Abweichendes. So zum Beispiel heißt *Dienstag* auf Bairisch *Ertag* beziehungsweise *Irta(g)*. In der Spätantike war dieser Tag dem Kriegsgott heilig, was bei den Römern *Mars* war, weshalb der Dienstag auf Französisch *Mardi* heißt. Bei den Germanen entsprach ihm der Kriegsgott *\*Tiu*, althochdeutsch *Ziu*, woher englisch *Tuesday* und dialektal schwäbisch *Ziëschttag* stammen. Er war auch der Gott der Versammlung (*thing*), was den Namen *Dienstag* erklärt. Im Griechischen hieß der Kriegsgott *Ares*. Die ostgermanischen Goten gehörten der christlichen Sekte der Arianer an, die vom Bischof *Arius* gegründet worden war. Als sie nun von den Griechen den ‚Tag des Ares‘ übernahmen, da dachten sie dabei an den Bischof Arius und formten den Wochentagsnamen deshalb volksetymologisch zu *\*Ariusdags* um. Als er dann an die Baiern weitergegeben wurde, nahm er am Ende die heutige Form *Ertag* an, die lautlich nur aus *\*Aristag* und nicht etwa aus *\*Arestag* stammen kann.

Viele Dialektwörter haben im Hochdeutschen gar keine Entsprechung. So etwa fränkisch *derhudzd*. Der Satz ‚*er hod si derhudzd*‘ ließe sich zwar ins Bairische übersetzen (‚*er hot si derrennt/derstessn*‘), aber im Hochdeutschen müsste man ihn so umschreiben: ‚Er kam im Fahrzeug durch

---

<sup>12</sup> Lange Vokale gebe ich in diesem Satz ausnahmsweise nicht durch einen waagrechten Strich über dem Vokal, sondern durch Doppelschreibung wieder. Auch folge ich hier der Schreibkonvention des Hochdeutschen, indem ich die Doppelschreibung von Konsonanten als Zeichen dafür verwende, dass der vorausgehende Vokal kurz und betont ist. Die Doppelschreibung bezeichnet also nicht etwa lange Konsonanten, anders als zum Beispiel in Italienisch *rotto* ‚kaputt‘. Man kann in diesem fränkischen Satz das Wort ‚lehnen‘ statt als *laana* situationsbedingt auch als *lanna* aussprechen. Dann sind alle Vokale kurz und alle Silben außer der ersten offen.

eigene Schuld zu Tode, indem er gegen etwas anderes fuhr.‘ Da ist der Dialekt schon praktischer.

Am stärksten verschieden vom Hochdeutschen ist das Niederdeutsche oder auch Plattdeutsche, das dem Niederländischen ähnlich ist. Es gibt sehr viele niederdeutsche und niederländische Lehnwörter im Hochdeutschen. Sie stammen naturgemäß zu einem guten Teil aus dem Sachbereich der Seefahrt. Bei dieser Gelegenheit kann man sich nun endgültig mit der Tatsache vertraut machen, dass sprachliche Veränderung von Lautgesetzen geprägt ist. Sie gelten jeweils nur in einer bestimmten Sprache zu einer bestimmten Zeit. Hier lernen wir das Gesetz kennen, dass aus germanisch *ft* > niederdeutsch beziehungsweise niederländisch *cht* wird. So zum Beispiel in *Achterdeck* aus germanisch *\*after*, Anker *lichten* aus *\*liften* (man vergleiche englisch *after*, *lift*), die *Gracht* gegenüber deutsch *Gruft*, das Lehnwort *Nichte* gegenüber mittelhochdeutsch *niftel* ‚Nichte‘. Der Fisch (*Heil*)*butt* lebt im Meer und trägt daher einen niederdeutschen Namen. Wer würde aber denken, dass er mit dem hochdeutschen Wort *Amboss* verwandt ist? *Butt* gehört zu germanisch *\*bautan* ‚schlagen‘ und bedeutet ‚der plattgeschlagene (Fisch)‘. Im Althochdeutschen wird aus *\*bautan* dann lautgesetzlich *boßan*, daher der *Am-boss*, wörtlich ‚An-schlag‘. Damit sind wir bereits wieder in einer älteren Sprachstufe angekommen.

Auch Entlehnungen aus süddeutschen Dialekten ins Hochdeutsche kann man an der Lautung erkennen. So kam zum Beispiel Johannes Gutenberg um das Jahr 1450 auf die Idee, bewegliche Buchstaben auf Papier zu ‚drücken‘. Weil er aber aus Mainz stammte, sagte er *drucken* und nicht *drücken*, also ohne Umlaut. So entstand der technische Ausdruck ‚Bücher *drucken*‘. Das Entsprechende gilt für den *Rucksack* gegenüber hochdeutsch *Rücken*. Auch das Wort *rodeln* stammt aus dem Süddeutschen und konnte erst in den letzten Jahren über den Sport in die Hochsprache gelangen. Seine weitere Herkunft ist übrigens noch völlig unbekannt. Die meisten Dialektwörter haben es aber nicht ins Hochdeutsche geschafft, so zum Beispiel das heutige fränkische Wort für die Schubkarre beziehungsweise den Schubkarren, nämlich *Rowern*. Es stammt aus *\*Rad-behre*, wobei *\*Behre* die ‚Trage‘ bedeutet; man vergleiche englisch *to bear* ‚ertragen‘.

Wenn man von manchen zusammengesetzten Wörtern nur die Hälfte versteht, dann kann das daran liegen, dass die andere Hälfte außerhalb der betreffenden Wörter ausgestorben ist. So ist es zum Beispiel bei *Himbeere* oder *Wiedehopf*. *Wiede* ist ein altes Wort für den Wald, und *Hinde* bezeichnete früher die Hirschkuh. In anderen Fällen verstehen wir nur die Motivation, also den eigentlichen Sinn eines Teilwortes, nicht mehr. So heißt etwa die neuerdings für die Küche so beliebte Pflanze

*Bärlauch* deshalb so, weil früher das Feld der Bereich des Menschen und der Wald der Bereich des Bären war. *Bärlauch* bedeutet also eigentlich Waldlauch. Genauso gibt das Vorderglied *Meer-* an, dass etwas über das Meer importiert worden war, daher die *Meerschaumpfeife*, die *Meerkatze* und der für den Wurstgenuss so wichtige *Meerrettich*.

In der Völkerwanderungszeit kamen Frankreich, Italien, Spanien und Nordafrika unter die Herrschaft germanischer Stämme, wodurch sich dort adelige Schichten mit germanischen Personennamen etablierten. Da man damals wie heute Kinder gerne nach prominenten Personen benennt, ist noch heute ein großer Teil der Personennamen dieser Länder germanisch, auch wenn man das nicht gleich erkennt. So stammt zum Beispiel spanisch *Rodrigo* aus westgotisch *Roderiks* beziehungsweise *Roderich*, was wörtlich ‚Ruhm-Herrscher‘ heißt. Nebenbei sieht man hier, dass die gotische Endung *-s* des Nominativs in deutsch *Roderich* geschwunden ist. Auch generell kann man Folgendes beobachten: Wenn jemand eine alte Sprache gelernt hat und dann im Vergleich moderne Sprachen ansieht, so stellt er fest, dass oft im Lauf der Zeit Endungen verschwunden sind. So heißt das Wort für ‚kalt‘ im Lateinischen *frigidus*, woraus im Französischen *froid*, also ohne *-us*, geworden ist. Die Endung ist eingespart worden. Genauso hieß im Gotischen der ‚Sohn‘ *sunus*, und so lautet es infolge der indogermanischen Sprachverwandtschaft auch noch im heutigen Litauischen, aber im Deutschen finden wir einsilbiges *Sohn*, im Englischen *son* und im Schwedischen *son*. Man könnte daher glauben, es gebe eine allgemeine Regel, dass im Lauf der Zeit Endungen verlorengehen. Aber dann beobachtet man plötzlich das Gegenteil. So heißt zum Beispiel ‚der Sohn‘, also mit Artikel, im heutigen Schwedischen *son-en*. Offensichtlich ist hier etwas, nämlich ein Artikel, hinten an das Wort angefügt worden. So ist im Endeffekt eine neue Endung entstanden. Man sieht: Zuerst sind im Schwedischen Endungen geschwunden, und dann sind wieder neue entstanden. Das Schwinden und neue Entstehen von Endungen (Flexion) ist also einem Pendel vergleichbar, das im Lauf der Jahrtausende hin und her schwingt.<sup>13</sup>

Wir machen jetzt eine große Zeitreise bis ins vierte Jahrtausend vor Christus, die Zeit der rekonstruierbaren indogermanischen Grundsprache, die wahrscheinlich in der Ukraine gesprochen wurde. Aus dieser Zeit stammt der größte Teil des Bestandes der deutschen Sprache, auch heute noch. Man nennt das den Erbwortschatz. Wenn ich zum Beispiel sage:

---

<sup>13</sup> Vgl. Otmar Werner, „Morphologische Entwicklungen in den germanischen Sprachen“, in: *Das Germanische und die Rekonstruktion der Indogermanischen Grundsprache*, hg. Jürgen Untermann und Bela Brogyanyi (Amsterdam: Benjamins, 1984), 181-226.

‚Ich halte hier gerade einen Vortrag über die Geschichte von Sprache‘, dann ist in diesem Satz kein einziger Bestandteil, der nicht aus dem Indogermanischen ererbt wäre. Auch innerhalb der indogermanischen Grundsprache selbst können wir jüngere und ältere Schichten unterscheiden. Stoßen wir gleich zu einer sehr alten Schicht vor. Hier gab es Wörter von neutralem Geschlecht, die am Ende den Konsonanten *-r* hatten, im Genitiv und anderen Fällen aber stattdessen ein *-n*, also etwas ganz Verrücktes. Wie alt sie waren, sieht man daran, dass man in fast allen Sprachen nur noch Einzelfälle dieser Art findet.<sup>14</sup> In der am frühesten überlieferten indogermanischen Sprache, dem Hethitischen, das in Kleinasien in der Zeit von circa 1600-1200 vor Christus als Schriftsprache in Gebrauch war, heißt das Wort für ‚Wasser‘ *watar*, der Genitiv aber *weten-as*, also mit *n*. Einen solchen Rest finden wir auch noch im Deutschen. Nehmen wir deutsch *Wasser* und englisch *water*, beide mit *r* am Wortende, aber die Stadt *Wattenscheid*, was auf Plattdeutsch ‚Wasserscheide‘ bedeutet, mit *n*. Und auch der große ‚Wassergletscher‘ in Island heißt *Vatnajökull*, gesprochen *Watnajökuttl*, also mit *n*.

Damit sind wir in der Jungsteinzeit angekommen und zugleich auch am Ende unserer kleinen Reise durch die Schichten des deutschen Wortschatzes.

---

<sup>14</sup> Ein solcher Einzelfall ist lateinisch *iter* ‚Weg‘, dessen Genitiv *itin-er-is* lautet als Ersatz für ursprüngliches *\*itin-is*.

## Literaturverzeichnis

- Derksen, Rick. *Etymological Dictionary of the Slavic Inherited Lexicon*. Leiden: Brill, 2008.
- Fränkel, Eduard. *Litauisches Etymologisches Wörterbuch*. Heidelberg: Winter, 1962.
- Kluge, Friedrich. *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache*. 25. Auflage. Bearb. von E. Seebold. Berlin: de Gruyter, 2011.
- Lühr, Rosemarie. *Neuhochdeutsch: Eine Einführung in die Sprachwissenschaft*. München: Fink, 1986.
- Seebold, Elmar. *Etymologie: Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache*. München: Beck, 1981.
- Skeat, Walter W. *Etymological Dictionary of the English Language*. Oxford: Clarendon Press, 2006.
- Wehle, Peter. *Sprechen Sie ausländisch?* Wien und Heidelberg: Ueberreuter, 1982.
- Werner, Otmar. „Morphologische Entwicklungen in den germanischen Sprachen“. In: *Das Germanische und die Rekonstruktion der Indogermanischen Grundsprache*. Hg. Jürgen Untermann und Bela Brogyanyi. Amsterdam: Benjamins, 1984. 181-226.
- Wodtko, Dagmar S., Britta B. Irslinger und Carolin Schneider. *Nomina im Indogermanischen Lexikon*. Heidelberg: Winter, 2008.



## **Autoren- und Herausgeberverzeichnis**

RUDOLF FREIBURG, Universitätsprofessor Dr.,  
Inhaber des Lehrstuhls für Anglistik, insbesondere Literaturwissenschaft  
Anschrift: Bismarckstr. 1, 91054 Erlangen  
E-Mail: rudolf.freiburg@fau.de

Rudolf Freiburg studierte Germanistik, Anglistik und Pädagogik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Nach dem Ersten Staatsexamen 1982 promovierte er 1984 mit einer Studie zur ‚Intentionalität literarischer Texte‘. Von 1985 bis 1986 war Freiburg Lehramtsanwärter im Bezirksseminar Rheine, bevor er 1986 als Hochschulassistent an die Georg-August-Universität Göttingen kam. 1992 habilitierte er sich mit einer Arbeit über die Rolle der Essayistik bei Samuel Johnson. Von 1992 bis 1995 lehrte und forschte er als Hochschuldozent am Englischen Seminar der Universität Göttingen, bevor er 1995 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Anglistik an die FAU Erlangen-Nürnberg erhielt. In seinen Forschungen interessiert sich Freiburg für die Literatur und Kultur des 18. Jahrhunderts, insbesondere für Texte von Daniel Defoe, Joseph Addison, Jonathan Swift, Samuel Richardson und Samuel Johnson. Ein weiterer Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der englischen Gegenwartsliteratur. Von 2002 bis 2004 war Freiburg Dekan der Philosophischen Fakultät, von 2004 bis 2007 Senator der FAU. Zehn Jahre lang (2006-2016) leitete er das Interdisziplinäre Zentrum für Literatur und Kultur der Gegenwart, an dessen Gründung er auch maßgeblich beteiligt war. Seit 2014 koordiniert er die Erlanger Universitätstage in Amberg und Ansbach.

ANDREA BÜTTNER, Universitätsprofessorin Dr.,  
Inhaberin des Lehrstuhls für Aroma- und Geruchsforschung  
Anschrift: Henkestraße 9, 91052 Erlangen  
E-Mail: andrea.buettner@fau.de

Andrea Büttner studierte Lebensmittelchemie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und absolvierte ihre Promotion und Habilitation an der Technischen Universität München in demselben Fach. In ihrer Promotion und Habilitation widmete sie sich der Aromaforschung und blieb diesem Arbeitsbereich auch in ihrer weiteren Laufbahn treu, wobei sie ihre zunächst analytisch-chemischen Schwerpunkte durch physiologisch-psy-

chologische Ansätze erweiterte. Derzeit ist sie Professorin für Aromaforschung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und leitet die Abteilung Analytische Sensorik am Fraunhofer-Institut für Verfahrenstechnik und Verpackung in Freising. Für ihre Arbeiten wurde sie u.a. mit dem ‚Firmenich Flavour and Fragrance Science Award‘, dem ‚Nutricia Science Award‘, dem ‚Danone Innovation Prize‘, dem ‚Young Investigator Award der Food and Agricultural Division, American Chemical Society (ACS)‘, und dem ‚Kurt-Tüffel-Preis der Lebensmittelchemischen Gesellschaft der Gesellschaft Deutscher Chemiker‘ ausgezeichnet.

JESSICA FREIHERR, Juniorprofessorin Dr. im Lehr- und Forschungsbereich ‚Funktionelle Bildgebung des chemosensorischen Systems‘

Anschrift:

Klinik für Diagnostische und Interventionelle Neuroradiologie

Pauwelsstraße 30, 52074 Aachen

E-Mail: [jfreiherr@ukaachen.de](mailto:jfreiherr@ukaachen.de)

Jessica Freiherr studierte zwischen 1997 und 2003 Ernährungswissenschaften an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Während ihrer Promotion (2003-2008) in den Neurowissenschaften beschäftigte sie sich mit dem Geruchssystem des Menschen und dem zugrundeliegenden neuronalen Netzwerk. Ihr Forschungsziel ist es, die Wahrnehmung, Verarbeitung und das Verständnis chemosensorischer Information beim Menschen zu entschlüsseln. Von 2008 bis 2010 war sie Postdoktorandin am Monell Chemical Senses Center/University of Pennsylvania in Philadelphia, USA. Seit 2011 ist sie Juniorprofessorin im Lehr- und Forschungsbereich ‚Funktionelle Bildgebung des chemosensorischen Systems‘ in der Klinik für Diagnostische und Interventionelle Neuroradiologie an der RWTH Aachen. Seit 2013 ist Jessica Freiherr zusätzlich mit dem Fraunhofer Institut für Verfahrenstechnik und Verpackung (IVV) in Freising affiliert. Sie beschäftigt sich hier mit dem Thema „MultiSense – Multimodale sensorische Integrationsprozesse in Zusammenhang mit Lebensmitteln und deren Verpackungs- und Darreichungsformen“. Ihre Forschungen finden in enger Zusammenarbeit mit Frau Prof. Dr. Andrea Büttner, Professorin für Aromaforschung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, statt.

ANDREAS GRÜNER, Universitätsprofessor Dr.,  
Inhaber des Lehrstuhls für Klassische Archäologie  
Anschrift: Kochstraße 4/19, 91054 Erlangen  
E-Mail: andreas.gruener@fau.de

Andreas Grüner studierte von 1992 bis 1997 Klassische Archäologie, Klassische Philologie, Alte Geschichte und Theologie an den Universitäten Bamberg und Freiburg im Breisgau. 2001 wurde er mit der Arbeit *„Venus Ordinis: Der Wandel von Malerei und Literatur im Zeitalter der römischen Bürgerkriege“* an der Universität Freiburg promoviert. Von 2002 bis 2008 war er als Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Klassische Archäologie der Universität München tätig. Dort erfolgte 2008 die Habilitation mit der Arbeit *„Capri und das System der kaiserlichen Residenzen außerhalb Roms“*. Anschließend war er Akademischer Oberrat, danach Postdoc-Stipendiat am Graduiertenkolleg *„Formen von Prestige in Kulturen des Altertums“* der Universität München. 2009-2010 hatte er eine Lehrstuhlvertretung am Institut für Klassische Archäologie der Universität Tübingen inne, anschließend arbeitete er als Wissenschaftlicher Angestellter im Verbundprojekt *„Vitruv und die Techniken des Raumdekors“* der Technischen Universität München. 2011-2012 lehrte er am Institut für Klassische Archäologie der Universität Leipzig. Von 2012 bis 2013 vertrat er eine Professur am Institut für Klassische Archäologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. 2013 erhielt Grüner den Ruf auf die W3-Professur für Klassische Archäologie der FAU. 2014 bekleidete er eine Gastprofessur am Department of The History of Art and Architecture der Harvard University.

THOMAS HERBST, Universitätsprofessor Dr.,  
Inhaber des Lehrstuhls für Anglistik, insbesondere Linguistik  
Anschrift: Bismarckstr. 1, 91054 Erlangen  
E-Mail: thomas.herbst@fau.de

Thomas Herbst studierte in Erlangen und Oxford Anglistik und Germanistik und legte 1978 das Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Deutsch und Englisch ab. Im akademischen Jahr 1978-1979 war er DAAD-Lektor für Deutsch an der University of Reading, danach wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FAU und von 1982 bis 1991 an der Universität Augsburg. 1983 promovierte er an der FAU mit einer Arbeit zur Valenz englischer Adjektive und ihrer Nominalisierungen. Gegenstand seiner 1990

in Augsburg erfolgten Habilitation waren linguistische Aspekte der Synchronisation von Fernsehserien. 1990 wurde er auf eine Professur für Englische Sprachwissenschaft an die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg berufen, wo er seit 1993 den Lehrstuhl für Anglistik, insbesondere Linguistik innehat. Außerdem war er als Lehrstuhlvertreter an der Universität Jena und als Gastprofessor in Aarhus und Lille tätig. Seit seiner Gründung im Jahr 2005 ist Herbst Sprecher des Interdisziplinären Zentrums für Lexikografie, Valenz- und Kollokationsforschung an der FAU.

Seine Hauptforschungsinteressen liegen auf der Anwendung der Valenztheorie auf die englische Sprache, der korpusbasierten Analyse von Kollokationen und Mehrworteinheiten und der englischen Lernerlexikografie sowie auf Übersetzungswissenschaft. In letzter Zeit hat sich Herbst vor allem mit der Integration der Einsichten der Kollokations- und Valenzforschung in aktuelle kognitiv-linguistische Modelle sowie der Entwicklung von Grundprinzipien einer Pädagogischen Konstruktionsgrammatik beschäftigt.

NORBERT OETTINGER, Universitätsprofessor Dr.,  
Professur für Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft  
Anschrift: Kochstraße 4/16, 91054 Erlangen  
E-Mail: norbert.oettinger@fau.de

Norbert Oettinger, geboren am 12. Juni 1949 in Wien, studierte an den Universitäten Erlangen, Marburg und Würzburg die Fächer Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft, Altorientalistik und Klassische Philologie. 1976 promovierte er in Erlangen über das Verbum der hethitischen Sprache und habilitierte sich 1984 an der LMU München mit der Untersuchung eines altiranischen Textes, für die er den dortigen Universitätspreis erhielt. 1986 wurde er Professor für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität Augsburg. Im Jahr 2000 nahm er den Ruf auf den Lehrstuhl für Vergleichende Indogermanische Sprachwissenschaft an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg an. Zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde er im Jahr 2006 gewählt. Seine wichtigsten Arbeitsgebiete innerhalb der Indogermanischen Sprachwissenschaft sind die Hethitologie und die Iranistik. Ein weiteres Interessengebiet stellt die Vergleichende Religionsgeschichte dar.

## Index

- A Clockwork Orange* (1962) 38  
*A Modest Proposal* (1729) 20  
*A Sentimental Journey through France and Italy* (1768) 21  
Abhängigkeit 90, 97  
Abstrahierungsprozess 8  
Abstrakta 82, 83  
Abstraktion 8, 29, 135  
Acetaldehyd 55  
Adjektivphrase 127, 128, 130  
Adjunkt 120  
*adlocutio* 85  
Adorno, Theodor W. 27, 43  
*adventus* 67, 85  
Aeolus 34, 46  
affirmativ 98  
*Airspeak* 7  
Aithirne 36  
Akronym 126  
Akrostichon 33  
Akteure 72, 77, 100  
Akzentverschiebung 150  
Akzeptanz 35, 63, 73, 74  
Alarich 154  
Alchemie 24  
*Al-chwarezmi* 155  
alemannisch 156  
Alexander der Große 78, 155  
*Alice in Wonderland* (1865) 33  
Allegorien 19, 79  
allegorisch 18  
allotropisches Schreiben 30  
Alltagsprache 32  
Altägyptische, das 155  
Altbabylonische, das 155  
Alter Orient 155  
*Altes Testament* 19  
althochdeutsch 160  
Althochdeutsche, das 150, 162  
Altnordische, das 159  
Alzheimer 24  
Amazone 83  
Ambiguität 12, 18  
Ambivalenzen 99  
Amygdala 54  
anagogisch 19  
anagrammatisch 24  
Anakoluth 15, 35  
Analogie 72, 87  
Analogon 97  
Andeutungen 35, 99  
Angemessenheit 11, 75  
Anglist 105, 109  
Anglizismen 16  
Annotation 110  
Aphasie 5, 24  
Aphorismus 25, 32  
Aporie 28  
appellativ 99  
*aptum* 75  
*Ara Pacis* 93, 94  
Araber 155  
Arabische, das 155  
Arbitrarität der Zeichen 12  
Archäologie 3, 25, 39, 45, 69, 73, 103, 151, 169  
Archilochos 36  
Argumentstrukturkonstruktion 121, 122, 124, 125, 126, 135, 138, 139  
Aristokratie 79, 97  
aristotelische Redetheorie 76

- Aroma 51, 52, 54, 55, 64, 167  
 Assoziationen 115  
 Ästhetik der Vagheit 19, 29  
 asymmetrische Kommunikation  
   93  
 Atome 11  
 Attika 89  
 Attribute 59, 75, 76, 77, 78, 79,  
   81, 82, 86, 94, 96  
*auctoritas* 95  
 Aufklärung 9, 48  
 Auftraggeber 69, 73, 74, 76, 80,  
   82, 90, 95, 96, 98  
 Augenzeugen 68  
 Augmentation 24  
 Augustinus 20  
 Augustus 93, 96, 104  
 Aushandlungsprozess 100  
 Ausnahme 106, 119  
 Ausradierung 100  
 Aussprache 35, 77, 107, 151, 156  
 Austin, John L. 26, 43  
 Auswahl 62, 87, 102, 110  
 Auswertbarkeit 109  
 Automatismus 5, 6, 15  
 Autonomie 14, 33, 39  
 Autorität 74, 95  
 axialsymmetrische Anordnung  
   91  
 Babington Macaulay, Thomas 34  
 Bacon, Sir Francis 9, 10, 28, 46,  
   48  
 bairisch 158  
 Bairische, das 160, 161  
 baltisch 158  
 Barbar 80  
 Barock 79  
 Baudrillard, Jean 42  
 Beauvoir, Simone de 37  
 Beckett, Samuel 29  
 Bedeutung 12, 14, 16, 18, 19, 21, 23,  
   30, 54, 59, 60, 81, 93, 103, 106,  
   108, 113, 115, 117, 118, 119, 122, 124,  
   127, 130, 131, 135, 140, 149, 151,  
   155, 157, 159  
 Bedeutungspaare 105  
 Bedeutungsunterschied 124  
 Bedeutungswandel 18  
 Begriffe 11, 12, 14, 16, 19, 32, 51, 57,  
   59, 82, 101, 105, 152, 158  
 Behaviorismus 38  
 Behrens, Heike 132, 133, 134, 142  
 Beischriften 78  
*beneficia* 74  
 Bengalen 154  
 Berkeley Construction Grammar  
   133  
 Betonung 20, 149  
 Bewegung 93  
 Bezeichnung 11  
 Beziehungen 76, 87, 89, 90, 98,  
   106, 115, 139  
 Bierdialekt 6  
 Bildaussagen 76, 98  
 Bildbotschaften 102  
 Bildelemente 70, 77  
 Bilder 67, 69, 72, 73, 75, 76, 78,  
   79, 82, 85, 87, 90, 96, 97, 98,  
   99, 100, 101, 102, 104  
 Bildfeld 86, 90, 91  
 Bildhaftigkeit 10  
 Bildhauer 67, 68, 72, 75, 76, 78,  
   79, 84, 86, 87, 90, 94, 95, 98,  
   101, 102  
 Bildkontexte 69  
 Bildkonventionen 78, 96  
 Bildkultur 100, 101  
 Bildmotive 77  
 Bildpropaganda 73, 96  
 Bildraum 89, 90, 91, 93

- bildrhetorisches System 102  
 Bildstrategien 90, 98  
 Bildthemen 77, 87  
 Bildtradition 79, 87  
 Bildträger 69, 70  
*Bild-Zeitung* 110  
 Biofeedback 63  
 Biosensor 62  
 Blickkontakte 98  
 Blumenberg, Hans 27, 41, 42, 43  
 Bogen 67, 71, 88, 89, 90, 99  
*Brave New World* (1931) 38  
 Brillat-Savarin, Jean Anthelme  
     52, 65  
 British National Corpus 110, 111,  
     115, 146  
 Buch der Natur 25, 41  
 Buch der Welt 41  
 Buchstabe 107  
*Buddenbrooks: Verfall einer  
     Familie* (1901) 6  
 Bunyan, John 34  
 Burgess, Anthony 33, 37, 38, 43  
 Burke, Edmund 27, 44  
 Butler, Judith 37, 44  
 Büttner, Andrea 5, 3, 45, 51, 55,  
     57, 64, 65, 167, 168  
 Bybee, Joan 107, 111, 127, 133, 142,  
     145  
 Caligula 73, 96, 104  
*Cancellariareliefs* 67, 68  
*candidati* 81  
 Carroll, Lewis 33  
 Carter, Angela 37  
 Caruth, Cathy 27, 46  
*caused-motion*-Konstruktion 123,  
     124, 125  
*causer* 127, 139  
 Chaucer, Geoffrey 24, 34, 47  
 chemische Strukturformel 61  
 chemische Strukturformeln  
     (Z)-Hex-3-enal 55  
     1-p-Menthene-8-thiol 55  
     2,4,6-Trichloranisol 55  
     2-Iodphenol 55  
     3,5-Dimethylphenol 55  
     4-Iodphenol 55  
     4-Mercapto-4-methylpentan-  
         2-on 55  
 Chomsky, Noam 13, 132, 134, 135  
 Christus 67, 69, 72, 91, 94, 160,  
     163  
 Churchill, Winston 36  
*Circus Maximus* 99  
 Cixous, Hélène 37, 44  
*Clarissa, or, the History of a  
     Young Lady* (1748) 21  
*cleft construction* 116  
*clementia* 83  
 COBUILD-Projekt 111  
 COCA 109, 120, 121, 123, 125, 127,  
     131, 146  
*cockney* 38, 41  
 Code 8, 42  
 Codierung 8, 19, 22, 24, 59, 136  
*Cognitive Grammar* 114, 120, 124,  
     133, 138, 144  
*Cognitive Linguistics* 119, 126, 133,  
     142, 144  
*Collins Cobuild English Language  
     Dictionary* (1987) 111  
 Collo-Profile 126, 127  
*collostructional analysis* 127  
 Collostructions 127, 146  
*Comment* 98  
 computergestützte  
     Korpuslinguistik 111  
 Computertechnik 109  
*concinntas* 76  
*concordia* 83, 85

- Condillac, Étienne Bonnot de 30  
*construal* 123, 124  
 Consul 81  
*contiones* 99  
 Corpus of Contemporary  
   American English (COCA) 109  
*Cours de linguistique générale*  
   (1916) 12  
 Cytochrom CYP2A13 58  
 Dąbrowska, Ewa 133, 134, 136,  
   142, 146  
*damnatio memoriae* 100  
 Datenverarbeitung 109  
 De Quincey, Thomas 34  
*debellatio* 85  
 Decanal 55  
*decus* 75  
 Definition 10, 12  
 Defoe, Daniel 20  
 Dekonstruktivismus 13  
 Demenz 5, 24, 31, 41  
 Denkmal 67  
 De-Ontologisierung 29  
*Der Name der Rose* (1980) 19  
 Derrida, Jacques 13, 44  
 Descartes, René 9  
 deskriptiv 108, 125  
 Deskriptor 55, 57, 60  
 Determinismuskurs 39  
 Deutsche, das 33, 43, 110, 150,  
   157, 169  
 Deutschlandfunk 110  
 diachron 18  
 Dialekt 20, 40, 150, 151, 154, 156,  
   160, 161, 162  
 Dialektik 10  
 Dialektwörter 161, 162  
 Dickens, Charles 34  
*Die Leiden des jungen Werther*  
   (1774) 21  
*Die Zeit* 36, 49, 110  
 Diessel, Holger 132, 133, 136, 142  
*différance* 13  
*différence* 13  
 Differenzen 12, 95  
 Digitalisierung 17  
 Diminution 24  
 Diphthonge 161  
 Diskurstheorie 32  
 Disposition 76, 135  
 Disziplin 100, 109  
 ditransitive Konstruktion 122,  
   123, 126  
 Döblin, Alfred 29  
 Domitian 96  
 Dostojewski, Fjodor 21  
 double coding 96, 97  
 Duftlernspiele 62  
 Duftstoffmoleküle 52  
 Dysarthrie 23  
 Eco, Umberto 19, 44  
*écriture féminine* 37  
*effectus* 76  
 Ehrenbögen 70, 72, 74, 99  
 Eindeutigkeit 10, 18, 19, 101  
 Einfachheit 14, 36, 76, 151  
 Eliot, T.S. 29  
 Ellis, Nick 133, 134, 142  
 Emergenz 136, 138  
 Emotionen 54, 58, 63, 76  
 Empfänger 8  
 Emphasen 35  
 Empiriekritizismus 29  
 empirisch 105, 109, 110, 111, 141  
 empirische Sprachforschung 111  
 Empirismus 12  
 Endungen 37, 163  
 Englische, das 3, 18, 106, 117, 142,  
   152, 155, 160, 170  
 Enigma 24

- entrenchment* 138  
 Entwurf 72, 73, 75, 126  
 Epistemologie 12, 29  
 Eponyme 35  
 Erbwortschatz 149, 163  
 Erikson, Erik 31  
 erinnern 40, 101  
 Erinnerung 9, 39, 101  
 Erkenntnis 10, 25, 29, 41  
 Erkenntnisgegenstand 6  
 Erkenntnisprozesse 10  
 Erwerb 18, 138  
 Ethik 75, 82  
 ethisches System der  
     Wertbegriffe 79  
 ethnologisch 74  
 Ethos 73, 74, 82, 85  
 Etymologie 5, 7, 42, 47, 149, 150,  
     165  
 etymologisch 7, 16, 150, 161  
 Euphemismen 35  
 Evangeliar Ottos III 91  
 Evaristo, Bernardine 37  
 Evelyn, John 34  
*exempla* 84, 85, 86  
 exemplarbasierte Ansätze 136  
*exemplum* 84, 86  
 Experimente 108, 112  
 experimentelle Evidenz 134, 141  
 Exposition 100  
 Fachausdrücke 152  
 Fachchinesisch 7  
 Fachsprachen 7  
*facta et dicta memorabilia* (ca. 30  
     n. Chr.) 85  
*fake news* 101  
 faktiv 117  
 Faktivität 117  
*fascis* 79  
*Fatwa* 35  
 Faulhaber, Susen 113, 122, 133,  
     135, 138, 141, 143, 144, 145  
 Fehlaroma 55  
 Fehlaromanoten 55  
 Feldmann, Doris 37, 44  
 feministische Sprachanalysen 37  
*fides* 83, 85  
 Figurengedichte 33  
 Fillmore, Charles J. 119, 133, 142  
 Fixierung 100  
 Flaubert, Gustave 21, 29, 44  
 Flexion 163  
 Floskeln 16, 112  
 Formate und Materialien 69  
 Form-Bedeutungspaare 118, 131  
 Fortschritt 109, 111, 119, 156  
*Forum Romanum* 70, 71  
 Foucault, Michel 25, 32, 39, 40,  
     41, 45, 46  
*Frankfurter Allgemeine* 110  
 Fränkische, das 160  
 französisch 13, 39, 52, 150, 154,  
     157, 158, 159, 160  
 Französische, das 18, 150, 152,  
     155, 159, 163  
 Frauennamen 156  
 Frege, Gottlob 12  
 Freiburg, Rudolf 3, 4, 8, 20, 25,  
     26, 41, 42, 45, 48, 141, 167, 169,  
     190  
 Freiherr, Jessica 5, 3, 45, 51, 54,  
     65, 168  
 Fremdsprachenlinguistik 105, 113  
 Frequenz 61, 111, 119, 127, 128, 131,  
     138  
 Freud, Sigmund 26  
 Freudsche Versprecher 20  
 Frontalität 93  
 Furfurylthiol 54  
 Gabentausch 74

- Ganteau, Jean-Michel 26, 28, 45,  
     47  
 gaschromatographisch 55  
 Gebrauch 18, 25, 32, 44, 93, 105,  
     107, 131, 136, 164  
 gebrauchorientiert 133, 135  
 Gebrechen 23  
 Gedächtnisleistung 107  
 Gegenstand 11, 72, 169  
 Gehirn 54, 58, 62, 107, 115, 119, 132  
 Geisteswissenschaften 2, 111, 190  
 Gelehrtensprache 155  
*gematria* 25  
*gender studies* 37  
 Generalisierungen 106, 126, 131  
 generative Grammatik 118  
 Genese 10, 81, 103  
 Genese moderner Subjektivität  
     31  
 genetische Disposition 135  
 Genforschung 42  
 Genitiv 164  
*genius populi Romani* 84  
*genius senatus* 84  
 Geosmin 55  
 germanisch 160, 162, 163  
 Geruchseindrücke 53, 55, 56  
 Geruchsforscher 51  
 Geruchsidentifikation 56  
 Geruchsinformation 54, 60  
 Geruchslernen 62  
 Geruch-Sprach-Integration 58  
 Geruchssinn 51, 53, 54, 62  
 Geruchsspur 51  
 Geruchsstoffe 53, 54, 56, 59  
 Geruchssystem 51, 59, 168  
 Geruchswahrnehmung 5, 45, 51,  
     56, 59, 60  
 Geschmack 52, 53, 57, 58  
 Geschmacksrezeptoren 52, 53  
 Geschmacksrichtungen 53  
 Geschmackssinn 52  
 Gesetz 87, 162  
 Gesten 21, 22, 75, 78, 98  
 Gestik 22, 97  
 Glossolie 25  
*goal* 123  
 Göbbels, Joseph 36  
 Goethe, Johann Wolfgang von  
     21, 150  
 Goldberg, Adele E. 119, 121, 122,  
     123, 124, 125, 126, 128, 133, 134,  
     135, 138, 140, 142, 143  
 gotisch 163  
 Gott 79, 80, 81, 98, 151, 161  
 Gottheiten 83, 94  
 Göttin 83  
 Grabdenkmäler 70  
 Grammatik 5, 13, 42, 45, 67, 72,  
     102, 105, 109, 114, 115, 118, 121,  
     122, 132, 133, 141  
 Grammatiken 105, 108, 125  
*Grammatologie* (1974) 13  
 Grapheme 118  
 Greenbaum, Sidney 108, 125, 143,  
     145  
 griechisch 26, 69, 76, 83, 87, 152  
 Griechische, das 152, 153, 159  
 griechisch-römische Kultur 69  
 Grüner, Andreas 5, 3, 42, 45, 67,  
     70, 73, 74, 93, 96, 103, 169  
*Gulliver's Travels* (1726) 11, 33, 48  
 Gutenberg, Johannes 162  
 Hamann, Georg 30  
 Handwerker 73  
 Hausmann, Franz-Josef 113, 143  
 hebräisch 156, 157  
 Heidegger, Martin 31

- Herbst, Thomas 5, 3, 11, 13, 15, 46,  
105, 113, 117, 122, 125, 126, 133,  
135, 138, 140, 141, 143, 144, 145,  
146, 169, 170
- Herder, Johann Gottfried 30
- Herkunft 5, 7, 25, 44, 47, 149,  
150, 158, 159, 160, 162
- Hermeneutik 7, 31
- hermeneutischer Teufelskreis 14
- Heros 80
- hethitisch 155
- Hethitische, das 164
- Hierarchien 74, 79, 90, 98
- Hieroglyphen 24
- Hindi 154
- Hintergrund 62, 81, 93, 101
- Hirnareale 54
- historische Quellen 100
- historische Wahrheit 68
- historisches Relief 70
- Historizität der Sprache 18
- Hitler, Adolf 74
- Hobbes, Thomas 9, 10, 17, 20, 30,  
46
- Hochdeutsche, das 151, 161, 162
- Hock, Andreas 16, 18, 35, 46
- Hofmannsthal, Hugo von 28, 29,  
43, 45, 46, 47, 48
- Holismus 30
- Holocaust 26, 27, 36
- Holocaust-Literatur 27
- homo loquens* 32
- homo ludens* 32
- Homonyme 18
- honoris* 83
- Humboldt, Wilhelm von 30, 32
- Huxley, Aldous 38
- Hypothesen 108
- Identitätskrise 28
- Idiolekt 41
- idiom principle* 112, 113
- Idiomatik 20
- idiomatische Sprachverwendung  
119
- Idiome 16, 18, 132
- Idiosynkrasien 24, 41
- idola fori* 10
- Idolenlehre 10
- ikonographisch 78, 97, 98
- Imitation 24, 49, 134
- Imperium Romanum* 80
- implizite Botschaft 74
- Indianersprache 154
- Indien 154
- indogermanisch 149
- indogermanische Grundsprache  
163, 164
- inferiorer frontaler Gyrus 59
- inferiorisierende  
Nationalklischees 15
- informelle Machtstrukturen 97
- input 135
- Inschriften 73, 78, 87
- Intensitätsdifferenz 54
- Intensitätsschätzungen 56
- Interaktion 117, 118
- intransitiv 131, 139
- intransitive-resultative-*  
Konstruktion 128
- Introspektion 108, 109
- Intuition 108, 112
- Inversion 24
- Iren 36
- Irigaray, Luce 37
- Ironie 20
- ironisches Signal 20
- Irrtümer 10, 18
- is/are-concerned*-Konstruktion  
120
- islamische Länder 155

- Island 164  
 italienisch 158  
 ITECX 126  
*items* 107, 126, 135, 138, 140, 141  
*items in construction* 126  
 Iterationen 35  
 Jahai 61  
 James, Henry 29  
 Jameson, Fredric 40, 46  
 Janet, Pierre 6, 26, 49  
 Jiddische, das 156  
 Joyce, James 29, 30, 33, 34, 43, 44, 46  
 Jugendsprache 41, 151  
 Jugendwort 21  
 Jupiter 73, 89, 103  
 kabbalistisch 25  
 Kaiser Domitian 67, 78  
 Kaiser Trajan 89  
 Kaiserbilder 70, 74  
 Kaiserzeit 68, 72, 90, 93, 95, 96, 97  
 Kalauer 32  
 Kanonisierung 77, 86, 102  
 Kaskadenmodell 56  
 Katalog 82, 85  
 kataphorische Funktion 116  
 Kay, Paul 119, 142  
 Keton 58  
 Klarheit 10, 76, 86, 101  
 Kleiderordnung 80  
 Kleidung 22, 75, 78, 81, 97  
 Klischee 14  
 Knittelverse 32  
 Kognitive Grammatik 133  
 kognitive Theorie 105  
 kognitiver Modulator 59  
 Kollokationen 18, 113, 170  
 koloniale Bevormundung 36  
 Kolonialsprachen 152  
 Kolonialzeit 154  
 Kolumbus 154  
 Kombinationen 78, 112, 119  
 Kommunikation 6, 8, 14, 17, 20, 22, 23, 26, 40, 41, 43, 49, 51, 52, 56, 62, 75, 90, 93, 95, 102, 152  
 Kommunikationsmedium 10  
 Kommunikationssituation 8  
 Komplexität 6, 86, 135  
 Komposita 107  
 Komposition 73, 86  
 Konfuzius 6  
 Konstantinsbogen 96, 99  
 Konstellationen 90, 98  
 Konstituententheorie 30, 32  
 konstitutiv 7  
 Konstruktikon 124, 127  
 Konstruktionen 5, 11, 46, 105, 107, 117, 118, 119, 120, 121, 123, 124, 126, 127, 128, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 142  
 konstruktionistisch 105, 125, 141  
 Konstruktionsbedeutung 117, 126  
 Konstruktionsgrammatik 118, 120, 125, 133, 141, 144, 146, 170  
 konterdeterminierender Kontext 19  
 Kontext 8, 12, 15, 19, 25, 34, 56, 59, 69, 99  
 Körper 77, 91, 93  
 Körperdistanzen 75  
 Körpergeruch 51  
 Körpergröße 75, 93  
 Körperhaltung 22, 93, 97  
 Körpersprache 22  
 Korpora 105, 109, 110, 111, 112, 131  
 Korpusanalysen 111  
 Korpusdaten 127, 141  
 Korpuslinguistik 109, 110, 111, 112, 136, 141, 145

- korpuslinguistisch 105  
 Korrektur 12, 100  
*Kratylos*-Dialog 11  
 kreativ 140  
 Kreativität 124, 125  
 Krieg 75, 77, 78, 81, 83, 160  
 Kripke, Saul 13  
 Kryptographien 24  
 Kultbilder 83  
 Kultur 24, 61, 62, 69, 87, 167, 189  
 Kultur der sinnlichen  
   Wahrnehmung 62  
 Künstliche Intelligenz 61  
 Kurden 36  
 Kybernetik 8  
*l'art pour l'art*-Theorie 33  
 Langacker, Ronald 113, 114, 120,  
   124, 133, 138, 141, 144  
*language for language's sake* 33  
*langue* 12, 39  
 Langvokale 161  
 Langzeitstudien 134  
 Lanzmann, Claude 27, 46  
*lapsus linguae* 20  
 Latein 152, 156  
 lateinisch 33, 152, 153, 155, 156,  
   160, 164  
 Lateinische, das 83, 106, 152, 153,  
   154, 159, 160, 163  
 Lautgesetze 162  
 Lautregeln 153  
 Lear, Edward 33  
 Lec, Stanislaw Jerzy 14, 15, 17, 21,  
   26, 46  
*legalese* 7  
 Lehnübersetzung 159  
 Lehnwort 151, 158, 162  
 Lernen 132, 135, 141, 144  
 Lernerkorpora 111  
*Les mots et les choses: Une  
   archéologie des sciences  
   humaines* (1966) 39  
*Leviathan* (1651) 9, 46  
 Lexeme 120, 121  
 Lexik 105, 114, 117, 121, 136, 141  
 Lexikografie 108, 111, 170  
 lexikogrammisches Kontinuum  
   114  
 Lexikon 7, 12, 18, 32, 37, 44, 46,  
   48, 49, 76, 151, 165  
*liberalitas* 89  
 Lichtenberg, Georg Christoph  
   22, 32, 47  
*lictores* 79  
 Lieven, Elena 133, 134, 135, 142,  
   144  
 limbisches System 54  
 Limericks 33  
*lingua clara et distincta* 10  
 Linguisten 30, 105, 108, 112, 136  
*linguistic turn* 13  
 Linguistik 5, 6, 20, 30, 40, 45, 49,  
   51, 105, 108, 110, 112, 113, 118, 126,  
   132, 133, 140, 142, 144, 169, 170  
 linguistische Relativitätstheorie  
   40  
 Lispeln 23  
 litauisch 158  
 Litauische, das 158, 163  
 literal 18  
*lituus* 81  
 Locke, John 11, 12, 30  
 Logik 11, 12, 39, 48  
 Logopädie 23  
 Logorrhoe 23  
 Longman 108, 109, 111, 117, 125,  
   134, 143, 144, 145, 146  
 Lord Chandos 28, 43, 46  
 Loyalitätsbezeugung 102

- Luhmann, Niklas 8  
 Luther, Martin 15  
 Lyrik 19, 27  
 Mach, Ernst 29  
*Machine-Learning-Algorithmen* 61  
 Macht 34, 36, 37, 38, 40, 93, 95, 96, 104, 189  
 Machtausübung 26  
 Machtdiskurse 36  
 Machthaber 38, 73  
 Machtkontext 95  
 Machtstruktur 38, 81  
 Machtwort 34  
*Madame Bovary* (1857) 21, 29, 44, 122  
 Malapropismen 20  
 Manierismus 79  
 Manipulation 5, 42, 45, 67, 68, 102  
 Manipulationsmaschinerie 74  
 Manipulationsstrategien 70  
 Maniq 61  
 Mann, Thomas 6  
 Mark Aurel 73, 103  
 Markenname 156  
 Mars 24, 48, 78, 79, 80, 81, 82, 94, 98, 161  
 Massenproduktion 70  
 Mathematik 17  
 McHardy Sinclair, John 110, 111, 113, 114, 145  
 Mead, Herbert 31  
 Mechanismen 135  
 mediale Manipulationen 68  
 medialer Kontext 99  
 Medienfassaden 87  
 Mehrwortausdrücke 119  
 Mehrworteinheiten 113, 119, 138, 170  
*memoria* 101  
 Menge 109  
 Mensch 5, 32, 42, 51, 52, 53, 55, 59, 60, 62, 63, 80, 132, 156  
 Metabolisierungsvorgänge 58  
 metalinguistisch 14  
 Metapher 10, 19, 20, 35, 41, 49  
 meta-sprachliche Perspektive 6  
 Metatext 87  
 Methyloisoborneol 55  
 Metopen 87  
*mimesis* 30  
 mimetisch 7, 11, 30  
 Mimik 21  
 Mimikanalyse 51, 63  
 Minerva 78, 79, 80, 82, 94, 98  
 Mischbildung 153  
 Missverständlichkeit 17, 20  
 Missverständnis 20, 21, 22, 23, 43, 76, 153  
 Mittelalter 18, 19, 26, 47, 150, 154, 156  
 Mittelposition 93  
 Modalverben 121  
 Modell 8, 56, 118, 125, 126, 128, 133, 135, 139, 141, 156  
 Moderne 13, 28, 29, 49  
 Modernismus 33  
 modernistisch 29  
 Modifikation 102  
 Modifikationen 78  
 Monument 72  
*more geometrico* 9  
 Morgenstern, Christian 33  
 Morpheme 118, 135  
 Motive 70, 78, 87  
 multimodale Kommunikation 62  
 multisensorische Integration 62

- multisensorische Wahrnehmung  
     62  
 Münzen 70, 85, 97  
 Musil, Robert 29  
 Muster 31, 107, 116, 135, 152  
 Muttersprache 5, 36, 133, 136,  
     149, 153  
 Muttersprachler 7, 20, 109, 112,  
     140  
 Mythen 76  
 Mythologie 83  
 Mythos 24, 26  
 Nachrichtenbild 68  
*Nadsat* 38, 48  
 Nationalismus 15  
 Naturalismus 29  
 Neologismen 16, 21, 33  
 Nero 69, 96, 97  
 Netzwerk 5, 11, 46, 105, 118, 139,  
     140, 168  
 Neubildungen 152  
*Neues Testament* 19  
 neurolinguistisch 141  
 Neuschöpfungen 151  
*Newspeak* 38, 48  
 Nichtkompositionalität 119  
 Niederdeutsche, das 152, 162  
 Niederländische, das 159, 162  
*Nineteen Eighty-Four* (1949) 38  
 Nominalphrase 120, 128  
 Nominal-slot 121  
 nonverbale Sprache 22  
 Nordafrika 163  
 Normabweichungen 97  
 Normativität 86  
 Normen 32, 39, 41, 74, 86, 97, 98  
 Normengerüst 97  
 Normsprache 41, 151  
*noun-slot* 116  
*Novum Organum* (1620) 10  
*novus ordo saeculorum* 96  
*nullius in verba* 10  
 O'Connor, Mary Catherine 119,  
     142  
 obersorbisch 157  
 Objekt 39, 45, 107, 122, 123, 155  
 Objektivität 101  
 Oettinger, Norbert 5, 3, 7, 41, 47,  
     149, 170  
 Ohly, Ernst Friedrich 19, 47  
 Ohnesorg, Benno 158  
 Ohnmacht 36, 40  
 Olfaktorik 54, 65  
 olfaktorisch 53, 59, 62, 64  
 olfaktorische Identifikationstests  
     60  
 olfaktorische Leitsysteme 62  
 olfaktorisches Epithel 52  
 Onega, Susana 26, 47  
 Onomastik 7, 49  
 onomatopoetisch 11  
*open-choice principle* 112, 113  
 orbitofrontaler Kortex 59  
 Ordnung 9, 10, 25, 31, 39, 45, 75  
 Ordnungsfunktion 9  
*ordo mathematicus* 9  
 orientalische Wörter 154  
 orthonasal 52  
 Ortsnamen 149  
 Orwell, George 17, 38, 47, 48  
 Österreich 21, 150  
 ostgermanisch 161  
 ostjüdisch 156  
 Otto III. 91, 92, 95  
 Oxen of the Sun 33, 34, 44, 46  
 Oxford University Press 7, 8, 11,  
     12, 30, 43, 46, 47, 48, 49, 110, 111,  
     114, 119, 127, 133, 142, 143, 144,  
     145  
 Oxymora 32

- Oxymoron 26  
 Palindrom 32  
*paludamentum* 75  
 Pankhurst, Silvia und Christabel  
     37  
 Paradoxie 6, 20, 25, 28, 32, 39, 49  
 Parallelwelten 40  
 paraverbal 8, 22, 23, 26  
*parole* 12, 39  
 Parolen 35  
 Partizipanten 139  
 Partizipialformen 106  
 Passiv 114  
 Passwörter 35  
*past tense* 106, 114, 121  
*pastiche* 34  
 Pathos 76  
*patois* 34  
 Patriotismus 15  
*pattern* 116, 117, 135, 136  
 Pattern Grammar 125, 144  
*Pax* 83  
 Pepys, Samuel 34  
 performative Akte 26  
 persisch 154  
 Personennamen 163  
 Personifikation 80, 82, 83, 84  
 Perspektiven 109, 123  
*perspicuitas* 76  
 Pflanzenbezeichnungen 150  
 Philomela 26  
 Philosophie 5, 11, 12, 20, 24, 41,  
     43, 134, 146  
 philosophisch 10, 141  
 Phonem 118  
 Phonetik 6, 35  
 Phrase 17, 109, 114, 115, 146  
 Phraseologie 119  
 Phraseologismen 132  
*Phraseology* 112, 114, 142, 146  
 Phrases 113  
*pietas* 83, 85, 89  
 Plastiken 70  
 Plattdeutsche, das 162  
*poesis* 30  
 politische Bilder 97  
 politische Medien 69  
 politisches Relief 101  
 polnisch 157  
 polysemantisch 22  
 Populismus 15  
*Porta Triumphalis* 77  
 Portrait 69  
 postmodern 13, 29  
 Postmodernismus 29  
*poverty of the stimulus-*  
     Argument 133  
 Pragmatik 6, 117, 142  
 Prägnanz 76, 83, 86, 101  
 Präposition 107  
 präpositional 140  
 Präpositionalphrase 115, 123  
 Präsentation 82  
*present perfect* 121  
*present tense* 121  
 Priester 35, 80, 152  
 Priesterschaften 80, 81  
*primus inter pares* 95  
 Probabemes 113, 143  
*profectio* 67, 85  
*progressive*-Konstruktionen 117  
 Prototypen 60  
 Proust, Marcel 42, 122  
 Provokation 96, 97  
*pun* 32  
 quantifizierbar 110  
 quantitative Analysen 108  
 Quine, Willard van Orman 13  
 Quirk, Randolph 108, 109, 125,  
     143, 145

- Radical Construction Grammar* 133  
 Rahmentheorie 30  
 Rahmung 93  
 Rap-Kultur 36  
 Rassismus 15  
 Real, Hermann Josef 11, 20, 25, 36, 45, 48  
 Realismus 29  
 Realität 30, 39, 77  
*Reality Soaps* 15  
*recipient* 122, 123, 139  
 Redekunst 75  
 Redensarten 16  
 Reduzierung 77  
 Referenzpunkte 115  
 Reflex 5, 6  
 Regelbrüche 96  
 Regeln 6, 75, 96, 102, 105, 106, 113, 114, 141  
 Regelverstöße 96, 97  
 Regularitäten 115  
 Reis, André 3  
 Reizwörter 35  
 Relief 5, 42, 45, 67, 68, 69, 70, 72, 73, 74, 77, 78, 79, 83, 85, 86, 87, 89, 93, 95, 97, 99, 100, 101, 104  
*res publica* 74, 79, 96, 98, 101, 104  
*result* 127, 130, 133, 139  
*resultative*-Konstruktion 128, 131  
 Resultativkonstruktion 131  
*res-verba*-Problem 11, 28  
 retronal 52  
 Revolution 105, 141  
*rewriting* 38  
 Rezeptoraktivierungsmuster 54, 55  
 Rezeptorausstattung 56  
 Rezeptorcodes 53  
 Rezeptoren 52, 53, 54  
 Rhetorik 5, 7, 35, 36, 42, 45, 67, 72  
 Richardson, Samuel 21  
 riechen 51, 52, 54, 58, 59, 60, 61  
 Ritual 36, 44, 75, 81, 97, 98  
 Roberts, Michèle 37  
 Rom 35, 42, 67, 68, 69, 70, 71, 73, 74, 77, 83, 85, 94, 101, 104, 154  
 romanisch 150  
 römische Kaiserzeit 67, 77, 82, 85, 87, 101, 104  
 römische Antike 72  
 Rorty, Richard M. 13, 48  
 Rosenkreuzer 25  
 rotwelsch 157  
 Rotwelsche, das 156  
*Royal Society* 10  
 Rushdie, Salman 35  
 Russell, Bertrand 13  
 russisch 157  
 sächsisch 157  
*saeculum* 96  
 Sanskrit 154, 159  
 Sapir, Edward 32, 40  
 Sätze 7, 9, 11, 18, 33, 108, 115, 116, 119, 123, 124, 127  
 Saussure, Ferdinand de 11, 12, 13, 39  
 Schauerhafte, das 27  
 Schematisierung 120  
 Schematizität 119, 120, 131  
 Schreiben 15, 37  
 Schriftmetapher 41  
 Schriftsprache 164  
*Schuld und Sühne* (1866) 21  
 Schülting, Sabine 37, 44  
 schwäbisch 161  
 Schwarzer, Alice 37  
 Schwedische, das 163

- Schweigen 22, 23, 25, 26, 27, 28, 36  
 Schweigen, beredtes 26  
 Selbstverständlichkeit 5, 13, 14  
*sellae curules* 81  
 Semantik 6, 19, 49, 115  
 semantische Matrix 80  
 semantische Rollen 126  
 Senat 72, 73, 74, 89, 90, 95, 96, 98, 99, 100  
*senatus populusque Romanus* 73  
 Sender 8, 14  
 sensorische Systeme 54  
 Satz 32  
 Shaw, George Bernard 32, 35, 48  
 Siegessäulen 74  
 Signale 20, 102  
*Sign-Based Construction Grammar* 133  
*signifiant* 12  
*signifié* 12  
 Silbenzahl 160  
*simplicitas* 76  
*simulacrum* 42  
 Sinnebenen 18  
 Sirens 34, 46  
*Sitcoms* 110  
 Skatol 55  
 Skulpturen 69, 70, 87, 99  
*slang* 38  
 Slavische, das 157, 158  
*slots* 120, 121, 126, 127, 128, 131  
 Smetana 157  
*sociologese* 7  
 Soldaten 67, 79, 81, 85, 158  
 Solipsismus 41  
 Sonderfälle 81, 119  
 Soteriologie 19  
 Souveränität 17, 39, 93, 102  
 Soziolekt 35, 41  
 Soziolekte 20  
 Spanien 155, 163  
 spanisch 158, 163  
 Spätantike 72, 93, 96, 161  
 spätlateinisch 159  
 Speicherung 107, 131  
 Spiel 32, 33, 34, 47  
 Sprachautomaten 17  
 Sprachbeherrschung 5  
 Sprachdidaktik 111  
 Sprache 5, 3, 5, 6, 7, 8, 10, 11, 13, 14, 15, 16, 17, 20, 21, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 32, 33, 34, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 45, 46, 47, 48, 51, 57, 59, 60, 61, 72, 86, 105, 106, 107, 108, 111, 112, 113, 115, 124, 131, 132, 134, 139, 140, 141, 149, 150, 151, 152, 156, 158, 159, 160, 162, 163, 165, 170, 189  
 Sprache der Gerüche 5, 42, 45, 51  
 Sprache der Musik 34, 42  
 Sprache der Sprachlosigkeit 25  
 Sprache von Algorithmen 42  
 Sprachentwicklung 18, 59, 150  
 Spracherfahrungen 137, 138  
 Spracherwerb 105, 132, 136, 141  
 Spracherwerbskorpora 111  
 Sprachfluss 161  
 Sprachlehrwerke 111  
 Sprachlernen 132, 134  
 Sprachlosigkeit 25  
 Sprachmuster 16  
 Sprachnot 28  
 Sprachschichten 151  
 Sprachskepsis 10, 28  
 Sprachskeptizismus 29  
 Sprachstufe 33, 162  
 Sprachtheoretiker 10, 30  
 Sprachvarietäten 21  
 Sprachverständnis 105

- Sprachwelten 1, 3, 5, 3, 5, 7, 25,  
 40, 42  
 Sprachwirklichkeit 110  
 Sprachwissenschaft 3, 30, 108,  
 111, 149, 150, 151, 165, 170  
 Sprachwissenschaftler 8, 48, 105,  
 108  
 Sprechakttheorie 26  
 Sprechen 15, 26, 31, 34, 151, 165  
 Sprichwörter 16, 18, 46, 153  
*Staatsrelief* 72, 102  
 Stalin, Josef 74  
 Stammeln 23  
 statistical pre-emption 140  
 statistisch 110, 115  
 Statuen 69, 70, 72, 74, 83  
 Stereoisomere 55  
*stereotype* 114  
 Stereotypen 15, 38  
 Sterne, Laurence 21  
 Stimmigkeit 76  
 Störungen 6, 18, 23, 49, 62  
*Storytelling* 84  
 Stottern 23  
 Strategien 69, 72, 76, 86, 90, 98,  
 101, 102  
 Streuung 137  
 Strukturalismus 12, 118  
 Subjekt 31, 116, 118, 122, 127  
 Sublime, das 27  
*submissio* 85  
 Substantiv 107, 116, 117  
 süddeutsch 150, 162  
*Süddeutsche Zeitung* 110  
 Süddeutsche, das 162  
 Suffix 106  
 Swift, Jonathan 10, 11, 20, 24, 25,  
 33, 34, 45, 48, 49, 167  
 Symbol 19, 35, 118  
 synchron 18  
 syntaktische Einheit 86, 87  
 Syntax 6, 86, 102, 108, 109, 117,  
 136, 144  
 Syntaxtheorien 118  
 Tabu 35  
*Tabula Siarensis* 72, 104  
 Taino 154  
*Talkshows* 110  
 Täuschung 102  
 Techniken 25, 70, 102, 169  
 Teilwort 162  
 Temporalpol 59  
*Temura* 25  
 Tereus 26  
 Texte 4, 7, 8, 18, 28, 42, 45, 78,  
 85, 87, 108, 110, 167  
 Textfeld 89  
 Textmengen 112  
 Textur 52, 58  
 Thalamus 54, 59  
*the prison-house of language* 40  
*The Shortest Way with the  
 Dissenters* (1702) 20  
*The Waves* (1931) 30  
 Themen 26, 70, 78, 89  
 theoretische Linguistik 113  
 Theorie der kognitiven  
 Linguistik 113  
 Thomas-Korpus 136  
 Titus 71, 99  
 Titusbogen 73, 99  
 Toga 80, 81  
 Tomasello, Michael 133, 134, 135,  
 136, 138, 146  
*Tonnenmärchen* (1704) 25  
 Tourette-Syndrom 23  
*Tractatus Logico-Philosophicus*  
 (1921) 12  
 Trajansbogen 89, 103  
 Transfer 122

- Transformation 24, 101, 103  
 transitiv 139  
 Trauma-Studien 26  
 Traumata 27  
 trigeminaler Nerv 62  
 trigeminales System 52  
 Tropen 19  
 tropologisch 19  
 Trump, Donald 116, 117  
 tschechisch 157  
 Tugendkatalog 82, 86  
 Turing, Alan 17, 24  
 Türkei 36  
 Türkische, das 154  
 Tympanon 87  
 Typen 83, 107  
 Typologie 19  
 Übergeneralisierung 125, 126  
 Übertragungskanal 23  
 Uhrig, Peter 113, 141, 143, 145  
 Ukraine 163  
*Ulysses* (1922) 30  
 Ungarische, das 158  
 Universalgrammatik 132, 133, 135  
 urgermanisch 149  
*usage events* 138  
 Vagheit 12, 19, 29  
 VALBU 125  
*Valency Dictionary of English* 125  
*Valency Realisation Principle* 126  
 Valenz 22, 117, 143, 169  
 Valenzbeschreibung 125  
 Valenzkonstruktionen 126  
 Valenzrealisierungsprinzip 126  
 Valenztheorie 125, 170  
 Valenzwörterbücher 125  
 Valerius Maximus 85  
 Variation 78, 135  
 Varietät 151  
 Verb 106, 109, 117, 121, 126, 130,  
     135, 136, 140, 144  
 verbale Dominanz 60  
 Verballhornungen 32  
 Verbbedeutung 117, 137  
 Verfügbarkeit 109  
 Verlaufsform 117  
 Verlust der sinnlichen Vielfalt 61  
 Versatzstücke 15, 32, 78, 105, 112,  
     113, 119, 136  
 Versprecher 32  
 Verstehen 12, 15, 23, 27, 74, 103  
 Verwendung 10, 15, 16, 19, 33, 37,  
     41, 105, 108, 110, 111, 114, 117, 137,  
     156  
 Verwendungsmöglichkeiten 137  
 Vespasian 99  
*Via Sacra* 99  
 Vienken, Heinz J. 11, 48  
*V-ing-clause* 120  
*virtus* 83, 85  
*Virtus* 82, 83, 84, 94, 95  
*virtutes imaginis* 75  
 Visualisierung 80, 83, 86  
 visuelle Syntax 102  
 Vokabular 38, 97  
 Volk 36, 73, 74, 85, 89, 104  
 volksetymologisch 157, 161  
 Volkssprache 156  
 Volksweisheiten 16  
 Voltaire 25  
 Vorkommensmuster 124  
 Vorsilben 155  
 Wahrheit 16, 102, 116  
 Wahrheitsgehalt 68  
 Watzlawick, Paul 6, 8, 17, 20, 41,  
     49  
 Weinrich, Harald 19, 20, 49  
 Welsch, Wolfgang 13, 49

- Welt 7, 9, 11, 17, 19, 22, 28, 29, 30, 34, 38, 40, 41, 42, 43, 51, 61, 70, 79, 80, 82, 109, 113, 132, 152
- Weltbild 9, 32, 48
- Wendungen 15, 16, 18, 19, 112
- Werkzeug 8, 11, 30
- Wesen von Sprache 105, 141
- westgotisch 163
- WhatsApp-Sprachästhetik 15
- Whorf, Benjamin 32, 40
- Wiedererkennungseffekt 78
- Wiederholungen 15, 78
- Wiener Kreis 12
- Wilde, Oscar 8, 32, 49
- Winterson, Jeanette 37
- Wirklichkeit 6, 9, 11, 28, 29, 30, 34, 40, 69, 74, 102, 103, 155
- Wirkungsästhetik 76
- Wissen 9, 10, 45, 107, 108, 124, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141
- Wissenschaftssprache 10, 152
- Wittgenstein, Ludwig 12, 31, 49, 131, 146
- Wodehouse, P.G. 140
- Wollschläger, Hans 34
- Woolf, Virginia 29, 30, 37, 49
- Wörter 5, 7, 10, 11, 12, 13, 18, 21, 24, 29, 30, 33, 35, 39, 42, 47, 105, 107, 108, 110, 111, 113, 114, 115, 117, 118, 120, 126, 128, 131, 132, 135, 136, 140, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 162, 164
- Wörterbücher 105
- Wortfolgen 112
- Wortklassen 120
- Wortlosigkeit 28
- Wortschatz 149, 155, 164
- Wortschichten 151
- Wortstellungsregeln 114
- Wortverbindungen 113
- Wortwitz 32
- Wortzwillinge 16
- Wowereit, Klaus 158
- Xenophobie 15
- Zahlensystematik 10
- Zeichen 23, 33, 42, 75, 79, 80, 89, 97, 98, 134, 151, 161
- Zeichenkanon 97
- Zeus Ammon 78
- zoon logon echon* 5
- Zugänglichkeit 99
- Zunge 26, 29, 52
- Zungenredner 25



Im Rahmen der Erlanger Universitätstage sind bisher erschienen:

<b>Band</b>	<b>Titel</b>	<b>ISBN</b>	<b>Preis</b>
1986	Über den Schmerz. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe B, Bd. 18)	978-3-922135-52-8	10,50 €
1988	Identität. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe B, Bd. 20)	978-3-922135-59-3	10,50 €
1989	Sprache. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 54)	978-3-922135-68-5	10,50 €
1990	Zeit. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 59)	978-3-922135-76-0	11,00 €
1991	Über das Glück. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 64)	978-3-922135-82-1	11,00 €
1992	Natur. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe B, Bd. 23)	978-3-922135-95-1	11,00 €
1994	Altern und Alter. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 71)	978-3-930357-03-1	11,00 €
1995	Über den Zufall. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 75)	978-3-930357-09-3	11,00 €
1996	Die Würde des Menschen. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 80)	978-3-930357-20-8	11,00 €
1997	Gerechtigkeit. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 86)	978-3-930357-27-7	11,00 €
1998	Wertwandel und neue Subjektivität. Hrsg. v. H. Kößler (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 91)	978-3-930357-35-2	11,00 €
1999	Über das Experiment. Hrsg. v. G. Wanke (Erlanger Forschungen, Reihe B, Bd. 25)	978-3-930357-36-9	11,00 €
2000	Über die Macht. Hrsg. v. G. Wanke (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 96)	978-3-930357-45-1	12,00 €
2001	Über das Verhältnis der Geschlechter. Hrsg. v. G. Wanke (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 100)	978-3-930357-49-9	12,00 €
2002	Über die Folgen der Einheit. Hrsg. v. G. Wanke (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 104)	978-3-930357-57-4	12,00 €
2003	Über das Verhältnis von Kultur und Religion. Hrsg. v. G. Wanke (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 106)	978-3-930357-63-5	12,00 €

2004	Über die Grenzen von Wissenschaft und Forschung. Hrsg. v. G. Wanke (Erlanger Forschungen, Reihe B, Bd. 28)	978-3-930357-68-0	12,00 €
2005	Was Du ererbt von Deinen Vätern hast ... – Erbe, Erben, Vererben. Hrsg. v. H. Neuhaus (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 112)	978-3-930357-79-6	12,00 €
2006	Lauter Anfänge. Hrsg. v. H. Neuhaus (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 117)	978-3-930357-89-5	12,00 €
2007	Wasser. Hrsg. v. H. Neuhaus (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 119)	978-3-930357-98-7	12,00 €
2008	Licht. Hrsg. v. H. Neuhaus (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 120)	978-3-930357-95-6	12,00 €
2009	Das Ende. Hrsg. v. H. Neuhaus (Erlanger Forschungen, Reihe A, Band 122)	978-3-941871-03-8	12,50 €
2010 2011	Klimawandel. Mediengesellschaft. Hrsg. von Karl Möseneder (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 124/125)	978-3-941871-07-6	14,00 €
2012	Menschenrechte. Hrsg. von Karl Möseneder (Erlanger Forschungen, Reihe A, Bd. 128)	978-3-944057-04-0	12,50 €
2013	Weltbilder im Wandel. Hrsg. von Karl Möseneder (FAU Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften, Band 2)	978-3-944057-19-4	12,50 €
2015	Träume. Hrsg. von Rudolf Freiburg (FAU Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften, Band 4)	978-3-944057-32-3	12,50 €
2016	Unendlichkeit. Hrsg. von Rudolf Freiburg (FAU Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften, Band 7)	978-3-944057-57-6	15,00 €
2017	D@tenflut. Hrsg. von Rudolf Freiburg (FAU Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften, Band 9)	978-3-96147-046-4	15,00 €

Bestellungen erbeten an:  
FAU University Press  
Universitätsstraße 4, 91054 Erlangen  
Tel.: 09131/85-22155, Fax: 09131/85-29309  
E-Mail: university-press@fau.de

ISBN 978-3-96147-109-6



9

783961

471096